

Der Todseher und andere Geheimnisreiche Geschichten

Ernst Willkomm


Dei
Sub Numine
Viget

Der Todseher

und andere

Geheimnisreiche Geschichten

von

Ernst Willkomm

Illustriert

von

Alfred Kubin

Berlin W 30 1910

Hermann Barsdorf Verlag

№ 1

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Inhalts-Verzeichnis

Vorwort

Ernst Willkomm, am 10. Februar 1810 zu Herwigsdorf bei Zittau geboren und am 24. Mai 1886 in Zittau gestorben, war einer der fruchtbarsten Romanschriftsteller Deutschlands. Seine literarischen Arbeiten umfassen weit über 100 Bände, sie sind aber bereits heute alle der Vergessenheit anheimgefallen. Es liegt nicht im Sinne dieses Vorworts, dies ausführlich zu erörtern. Ich begnüge mich, darauf hinzuweisen, daß von seinen Romanen „Familie Ammer“ und besonders „Rheder und Matrose“ bei ihrem Erscheinen viel gelesen wurden; vor allem der letztere, der in markanten Zügen das Leben und Treiben in Hamburg, vorzüglich des Kaufmannsstandes schilderte, und ihm noch nach Jahren die ehrenvolle Parallele mit Freytags „Soll und Haben“ eintrug. Aber auch seine dramatischen Arbeiten, seine Märchen und volkstümlichen Sittenschilderungen sind dem gleichen Schicksale verfallen; hinsichtlich der letzteren jedenfalls mit Unrecht. Sie besitzen zweifellos kulturgeschichtlichen Wert, und ich glaube, daß eine sorgfältige Auswahl das Gedächtnis an diesen hochgebildeten, liebenswürdigen und anregenden Erzähler am besten bewahren wird.

Die nachfolgenden Geschichten sind sämtlich mit Genehmigung des jetzigen Verlegers der Novellensammlung „Grenzer, Narren und Lootsen“ entnommen und spielen mit Ausnahme der Helgolander in der Lausitz und dem benachbarten Böhmen. Was der Knabe und Jüngling bei seinen Streifereien durch die prächtige Natur Böhmens und im innigen Kontakt mit

dem Volke erlauschte und erlebte, das hat er hier in schlichter, oft ergreifender Sprache wiedergegeben. Der größte Vorzug aller dieser Geschichten jedoch ist, daß sie, die den gereiften Leser in Spannung zu erhalten wissen, auch unbedenklich der heranwachsenden Jugend in die Hand gegeben werden können. Und dieser, die noch immer leicht begeisterungsfähig ist, die sich noch gern „gruseln" läßt, wollen wir das Gedächtnis Ernst Willkomms vertrauensvoll mit ans Herz legen. Möge sie im Verein mit jenen „altmodischen" Leuten, die sich abgestoßen fühlen durch das oft allzu scharfe und ungesunde Betonen des sexuellen Moments in der neueren Romanliteratur, einen Sittenschilderer lieben lernen, der, wenn er von dem Geschick zweier Liebenden berichtet, dies in der anmutigen Art Gustav Freytags tut. So wie das Verhältnis zwischen Anton und Sabine in „Soll und Haben", so schlicht und rein sind hier Willkomms Liebesleute geschildert, und man kann ihn auch in diesem Sinne mit seinem großen Vorbilde vergleichen.

Schließlich möchte ich noch erwähnen, daß Willkomm in Alfred Kubin, dem Meister in der zeichnerischen Behandlung des Übernatürlichen und Grauenhaften, ein Illustrator erwachsen ist, der wie kaum ein zweiter berufen sein dürfte, seine Gestalten im Bilde festzuhalten.

Berlin, im April 1910.

Linden.

Der Todseher

1842

Bei allen Bewohnern gebirgiger Gegenden findet sich eine auffallende Anhänglichkeit an sagenhafte Überlieferungen, die selbst dem Bildungsgange der neuesten Zeit nicht weicht. Eine Art Scheu vor dem, was in der Vergangenheit bedeutungsvoll war, hält jene Menschen ab, an die Stelle eines arglosen Glaubens die Entschiedenheit des Zweifels zu setzen, den sie mit dem herzlosen Spotte für verschwistert halten. Zwar lächeln sie oft selbst über die Torheiten, mit denen jeder Mund sich trägt, aber man kann sie nicht missen. Sie gehören mit zu den Bedürfnissen ihres Lebens, man erfreut sich daran, man hat es gern, wenn das Gespräch darauf kommt; denn diese Gegenstände sind es ja fast ausschließlich, welche die denkenderen Köpfe auf dem natürlichsten Wege zur Erörterung tieferer Fragen hinleiten. Daher kommt es auch, daß der echte Gebirgsmann bei aller Orthodoxie des Aberglaubens doch ein wahres Ergötzen am Zweifeln findet. Er disputiert für sein Leben gern, ohne sich von den Gründen, die er gegen die Welt der Sagen schleudert, zum Abfall von diesen verleiten zu lassen. Dieses Spiel mit dem künstlich gesteigerten Zweifel und der traumhaften Gläubigkeit seiner Seele nimmt dann nicht selten die Gestalt eines beunruhigenden Popanzes an, wogegen keine Skepsis etwas vermag. Auch dürfen wir am Ende wohl zugeben, daß es noch immer unenthüllte Tiefen im Gemüte des Menschen gibt, die oft durch rein zufällige Berührung plötzlich aufklaffen und auch die gesundeste

Vernunft durch ihr geheimnisvolles Walten einschüchtern oder zum Schweigen bringen.

Unter diese rätselhaften Erscheinungen gehört das bekannte second sight der Schottländer, das vielleicht ursprünglich nur in einem abergläubischen Ahnen bestand, durch den Tiefsinn der Individuen aber, welche es zu besitzen glauben, bis zur unableugbaren Tatsache ausgebildet ward. — Andere Gebirgsvölker zeigen andere Erscheinungen, und wenn diese weniger der Diskussion des Tages anheimgefallen sind, so lag es meist nur an ihrer Stellung zur Welt und Öffentlichkeit. Eine in vieler Hinsicht dem second sight der Schottländer sehr ähnliche Erscheinung findet sich bei den Bewohnern der lausitzisch-böhmischen Gebirgszüge, nur ist sie nicht Allgemeingut der Bevölkerung, sondern mehr eine störende Begabung gewisser Individuen. Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt es „den Tod sehen" und heißt die damit Begabten „Todseher", ohne deshalb ihren Umgang zu meiden, oder sie gar als unheimliche Menschen zu fliehen. Man begnügt sich, davon zu sprechen, ohne Arg die mit jener Gabe Bevorzugten zu fragen, ob ihnen nicht der Tod wieder einmal begegnet sei, und ähnliches mehr. Ableugnen läßt sich aber die Erscheinung selbst auf keine Weise, denn die Aussagen und Vorherbestimmungen jener „Seher des Todes" sind so bestimmt und halten so genau die Zeit ein, daß der gewichtigste Zweifel von selbst vor ihnen zusammenfallen muß.

Die Lausitzer sind im allgemeinen streng evangelisch-lutherische Christen, hin und wieder mit einer Hinneigung zu bigotter Orthodoxie, die auch an pietistischen Abschenkern keinen Mangel hat. Bei weitem der größere Teil aber schließt sich entschieden dem rationalistischen Prinzip in Sachen des Glaubens an, wenn nicht immer öffentlich, doch in der Stille, denn der Lausitzer ist diplomatisch. Er horcht genau, woher der Wind kommt, und hängt gern immer die Farbe heraus, die gerade an der Zeit ist, oder für den Augenblick noch angebetet wird. Man kann ihm dies Diplomatisieren so übel nicht nehmen, da es seiner sonstigen derben Geradheit

keinen Abbruch tut. Die Lage der Provinz nötigt ihn zu einer solchen Vorsicht. Er kann und wird nie in seiner gegenwärtigen Stellung weder in religiösen noch in politischen Dingen den Ton angeben, er muß dem allgemeinen Strom folgen, oft wider Willen, aber in der Stille seines Hauses erhält er sich frei von allem unnützen Tand und nimmt oft eine über alle Parteien erhabene Stellung ein, die wohl wert wäre, allgemeiner bekannt zu sein. Vieles Fragen kann er nicht leiden, und neugierige Fremde setzen sich bei einiger Zudringlichkeit immer der Gefahr aus, auf ihre Fragen Antworten zu erhalten, die sie nach Belieben hinüber und herüber wenden können. Auch hierin hat der Ober-Lausitzer Ähnlichkeit mit dem Schotten, der in Bezug auf sich, sein Haus und Land die Pfiffigkeit selber ist, und sich nicht leicht übervorteilen läßt. Nur dem Landsmanne gegenüber gibt der Lausitzer sich in seiner eigensten Wesenheit. Mit ihm bespricht er weltliche und geistliche Angelegenheiten und zeigt sich als das unbefangenste Kind, als der gemütlichste Schwätzer, wenn er das Gespräch auf Sage und Aberglauben bringen kann.

Bemerkenswert ist es, daß alle dem orthodoxen Glauben ergebenen eine an Widerwillen grenzende Abneigung gegen bekannte Sagen und abergläubische Gebräuche haben, oder doch zur Schau tragen, während die Zweifelnden, die Freidenker und die als unkirchlich Verschrieenen gerade in dieser Hinsicht eine auffallende Gläubigkeit nicht heucheln, sondern wirklich in sich hegen. Psychologisch ließe sich dafür vielleicht mit leichter Mühe ein Grund auffinden, wäre es meine Absicht, diese Erscheinung hier weiter zu verfolgen; nur das muß ich erwähnen, daß die wenigen Individuen, welche mit dem „Todsehen" begabt waren, entschieden der Skepsis huldigten, und von Kirche und Religion für die tiefere Entwickelung des individuellen Menschen wenig Gutes hoffen. Einer jener „Seher des Todes" hatte diese Skepsis ganz unabhängig von jeder Schule bis zur schärfsten Dialektik ausgebildet und wurde doch in eben dem Maße, als sein Zweifel tiefer in das religiöse Leben des Volkes

sich hineinwühlte, immer entschiedener von dem störenden Gespenst beunruhigt, an dessen Erscheinen Leben und Tod seiner ganzen Familie und anderer, ihm nahe Stehender, gebunden war. Ungeachtet seiner sarkastischen Bemerkungen, seines unablässigen Herumtastens an den faulen Flecken der Kirche und ihrer Einrichtungen achtete ihn jedermann, nur konnte niemand begreifen, wie der zweifelsüchtige, ungläubige Mann mit einer wahren Gemütsandacht jede Sage ans Herz drückte, an ihr sich erwärmte, ihrer Entstehung nachforschte und laute Beschwerde über die Nüchternheit seiner Zeitgenossen führte, die es sich angelegen sein ließen, alle alten Gebräuche abzuschaffen und jeden Quell zu verstopfen, aus denen der kristallne Strahl emporspringt, worauf das heitere Kind der Sage sich schaukelt, und die wunderbare Märchenwelt in ihrer ganzen Zauberpracht erblüht. Dieses trauliche Nebeneinanderwohnen des entschiedensten Unglaubens und der abergläubischsten Inbrunst gab jenem Manne eine Bedeutsamkeit als Charakter, die sich nicht von der Hand weisen läßt und auch ein größeres Publikum, dem ich ihn in der nachstehenden Skizze schildern will, mit Interesse und Teilnahme erfüllen dürfte.

Tanndorf war Uhrmacher, auch Mechaniker, und beschäftigte sich in seinen Erholungsstunden eifrig mit Chemie, auf deren rechtem Verständnis seiner Meinung nach alle wahre Wissenschaft beruhte. Er zeigte sich immer da am regsamsten, wo irgend ein verwandtschaftliches Band mit der Natur verborgen lag. Die Naturwissenschaften im weitesten Sinne hielt er überhaupt für das höchste, der Erforschung und Anbauung würdigste, und oft hörte man ihn bedauern, daß seine Verhältnisse ihn verhindert hatten, ihrem Studium sich widmen zu können. Über sein früheres Leben war ein dunkler Schleier gebreitet. Er selbst sah es nicht gern, wenn man das Gespräch darauf brachte, und beobachtete daher auch stets ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Jugend. Bei den Argwöhnischen war dies ein Grund mehr, die wunderlichsten Schlüsse zu ziehen, und es gab viele, selbst Gebildete, die sich nicht ent-

halten konnten zu behaupten, er sei ganz unzweifelhaft der Sohn eines Grafen oder Fürsten und eines Mädchens von verrufenem Herkommen. Tanndorf war gegen solche Vermutungen sehr gleichgiltig, wie er denn überhaupt die Meinung der Menge in jeder Weise verachtete. Nur so viel konnte man von ihm erfahren, daß er eine gelehrte Schule besucht und mit Eifer sich der Wissenschaften beflissen habe. Unvorhergesehene Übelstände nötigten ihn später, einen andern Lebensweg einzuschlagen, und Tanndorf wählte die Uhrmacherkunst, da er in ihr, wie er oft sagte, hinlängliche Veranlassung fand, den Mechanismus der Weltkräfte im kleinen zu erforschen.

Tanndorf war ein langer, robuster Mann, mit klugen, tiefblauen, ungemein lebhaften Augen, deren Blick aber durch die sehr starken, buschigen Brauen, die in weißlichem Silbergrau über sie herabhingen, etwas Düsteres erhielt. In seiner Kleidung zeigte er sich nicht gewählt, die einfachste hielt er am wertesten, fügte sich gern der Sitte und wich nur insofern von ihr ab, als er stets Halbstiefel von weich gegerbtem Hirschleder trug. „Das verjagt mir doch nicht meine lieben Sagen," sprach er, wenn irgend jemandes Neugier nach dem Grunde dieser Grille fragte. Da er oft in Wald und Busch umherstreifte und für seine chemischen Untersuchungen Kräuter einsammelte, mochte ihm die nachgebende Fußbekleidung wohl von Nutzen sein. Tanndorf aber liebte das Geheimnisvolle und zeigte sich in seinen Antworten auf unnötige Fragen immer als echter Ober-Lausitzer. Er war Witwer und hatte aus seiner Ehe eine liebenswürdige Tochter, die er mit großer Sorgfalt erzog. Man hätte glauben sollen, er werde sich bei seiner entschiedenen Abneigung gegen alles herkömmlich Religiöse weigern, sein Kind der Schule zu übergeben. Darin irrte sich aber das Volk, wie so oft. Tanndorf schickte seine kleine Anna ein Jahr früher zur Schule, als es gesetzmäßig vorgeschrieben war, und freute sich aufrichtig, als das talentvolle Kind rasche Fortschritte machte. Obgleich er selbst die Kirche nie besuchte und ebensowenig am Altare

erschien, so ließ er doch seine Tochter unbehindert an beiden Gebräuchen des Christentums teilnehmen. Anna mußte ihm dann erzählen, was sie gehört hatte, wie sie sich gestimmt fühle, und was sie überhaupt von Kirche und vorgeschriebener Religion halte. Er hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, liebte die Tochter ihres Wissens und Glaubens halber und ließ auch nicht im mindesten durch ein unwillkürliches Muskelzucken, einen unbewachten Blick oder ein zweideutiges Lächeln seine völlig entgegengesetzte Überzeugung merken. Schon diese ungewöhnliche Toleranz behagte der Menge nicht. Sie machte ihre Glossen über die Kunst in Tanndorfs Heuchelei und schloß dann weiter auf seine Verbrüderung mit dem Teufel oder doch allen nur erdenkbaren Dämonen. „Darum auch," hieß es, „gibt er sich so viel ab mit den alten Sagen, an denen wir andern ehrlichen Leute uns nur in der Dämmerung ergötzen. Er bedarf ihrer, um leben zu können, und weil er selber doch nicht wieder loskommt aus den Krallen des Bösen, will er jetzt mit Gewalt einen Engel aus seiner Tochter machen, damit sie einmal beim jüngsten Gericht eine Fürbitte für ihn einlegen kann. Ja, den Teufel hat der Tanndorf, aber fein ist er und gerieben, wie Schneeberger Schnupftabak."

Gleicherweise schrieb man auch seine Geschicklichkeit der Hilfe unterirdischer Mächte zu. Tanndorf hatte eine Uhr gebaut, die volle acht Tage lang ging, bevor sie aufs neue aufgezogen werden mußte. Ihr Zifferblatt enthielt außer Stunden-, Minuten- und Sekundenweiser noch das vollständige Planetensystem, alles in trefflichster Ordnung, genau mit den Angaben des Kalenders harmonierend, der unter dem Landvolke noch immer die Fundgrube aller Weisheit, des Bauers Haus- und Herzensfreund ist. Diese Uhr war so vortrefflich gearbeitet, daß sie nie von der wahren Zeit abwich, und dies allein schon hätte hingereicht, ihren Werkmeister für ein von außergewöhnlichen Mächten unterstütztes Wesen zu halten. Sein Ruf als Uhrmacher und Mechaniker führte daher auch aus einem weiten Umkreise die Hilfsbedürftigen zu ihm, und

sein Verkehr mit den Menschen war so höflich, herzlich und human, daß jedermann gern wiederkam und viele seiner Einladung, ihn des Abends zu besuchen, oft eine allzu wörtliche Auslegung gaben. Dann ward er lebendig, heiter und umgänglich wie wenige. Er ließ manchen einen tiefen Blick in die Gesetze der Mechanik tun, erklärte den Verständigeren die leicht faßlichen Thesen der Astronomie, und schloß zuletzt, war er gerade in besonders guter Laune, mit einigen chemischen Kunststücken.

Dieser ausgebreitete Verkehr mit Menschen aus allen Klassen verlockte ihn jedoch nicht zu zahlreichen Freundschaftsbündnissen. Canndorf hatte auch hierin von den gewöhnlichen Ansichten abweichende Meinungen. Er behauptete, der humane Verkehr mit vielen bedinge nur ein gegenseitiges Wohlwollen und sei allgemeine Menschenpflicht, Freundschaft dagegen könne nur zwischen zwei sich in ihren Grundstimmungen begegnenden Personen stattfinden. Bei diesen Seltsamkeiten besaß Canndorf die moralische Kraft des Willens, immer auch selbst zu befolgen oder zu unterlassen, was er als Gesetz oder Verbot im Gespräch hinstellte. Er besaß daher nur einen wahrhaften Freund. Diesem erschloß Canndorf aber auch sein ganzes Herz, enthüllte ihm alle seine Schwächen und knüpfte den Auserwählten dadurch nicht minder fest an seine Seele.

Auffallen konnte es, daß Canndorfs Freund dessen lebendiger, personifizierter Widerspruch war. Johann schloß sich in allem dem Gegebenen, Entschiedenen, gesetzlich Bestimmten an, in religiösen Angelegenheiten ebenso wie in politischen. Das Reformieren und Revolutionieren war ihm als Person ein Greuel, selbst die Notwendigkeit vorkommender Neuerungen wollte er nicht zugeben. Er war starrer, altlutherischer Protestant und befolgte mit einer ans Kleinliche grenzenden Gewissenhaftigkeit jede kirchliche Zeremonie. Ebenso verhielt er sich in Staatsangelegenheiten. Die Obrigkeit hatte für ihn eine unantastbare Macht zum Befehlen, eben weil sie Obrigkeit war, und wer sich dagegen auflehnte, den

betrachtete er weniger als Verbrecher, denn als unglücklich Verirrten, mit dem man Geduld haben müsse. Nur gegen die offene Tyrannei und die himmelschreiendste Willkür gestattete er ausnahmsweise eine Auflehnung, wie er in religiöser Hinsicht die Pietisterei und die als Dogma ins Leben tretende Befeindung des kirchlich Bestehenden angegriffen wünschte.

Mit diesem Manne verlebte Tanndorf regelmäßig alle Abende, scheinbar in stetem Unfrieden, in Wahrheit aber innigst mit ihm befreundet. Die Verschiedenheit ihrer Ansichten mußte das Gespräch in ununterbrochenem Flusse erhalten, und da es beiden nicht an eigentümlichen Gedanken fehlte, so schwankte der Disput zwischen ihnen nur selten um nichtssagende Gegenstände. Hatten sich aber beide müde gestritten und sich zum Schluß die Hände geschüttelt, so leitete Tanndorf das Gespräch entweder auf Mechanik, in der auch Johann nicht unbewandert war, oder er knüpfte an eine den Naturwissenschaften entlehnte Bemerkung eine Reihe neuer Ideenverbindungen, die zum Nachdenken veranlaßten und zum Verständnis mancher Erscheinungen führten, die von der Mehrzahl als nicht zu enträtselnde Geheimnisse vernachlässigt werden. —

Eines Abends traf Johann seinen wunderlichen Freund am Schmelzofen, eben beschäftigt, eine kleine Erzstufe zu zersetzen. Auf seine Frage, was für Metalle er zu gewinnen suche, stellte Tanndorf den Schmelztiegel beiseite, löschte das Kohlenfeuer aus und sprach: „Nichts, wie du siehst, und wenn ich mir es recht überlege, so kann auch nichts herauskommen."

Johann beobachtete den Freund und glaubte in seinen Mienen den Ausdruck der Verstimmung über irgendeine getäuschte Hoffnung zu lesen. „Du wolltest wohl nach Art der Alchimisten einen neuen Metallkönig finden und bist wieder einmal durch deine überspannten Erwartungen recht bis auf den Grund gehänselt worden? Ich bitte dich, Tanndorf, gib dich nicht mehr mit Schmelzen und Zersetzen ab, löte und baue lieber! Es ist im kleinen, wie im großen, wenn du es freilich auch nicht glauben willst, die Zer-

störer behalten immer nur die Trümmer für sich und eine Aussicht auf das schönste Brennesselfeld, die Erhalter dagegen brechen die Früchte und genießen."

„Laß das jetzt sein, alter Hans," erwiderte Tanndorf und setzte sich auf seinen ledernen Drehschemel in der Werkstatt. „Mich interessiert aller Weltlärm nur so lange, als er mich kitzelt. Es ist kein Fundament in ihm, worauf es sich bauen läßt, und das, weißt du, ist nicht meine Liebhaberei. Denke dir, was mir gestern begegnete! Ob du es raten wirst?"

„Du warst über Land gegangen, wie ich von Anna hörte, und bist sicher erst des Nachts heimgekommen. Hast du etwa mit ein paar Elfen einen Rundreigen getanzt?" setzte Johann mit unterdrücktem Lachen hinzu. — Tanndorf fixierte seinen Freund mit scharfem Auge und wartete ruhig, bis dessen Lachlust sich gelegt hatte. Dann sprach er: „Ich erinnere mich, von dir gehört zu haben, daß du als Knabe einmal jenes rätselhafte Funkeln gesehen, was der Volksglaube mit dem Namen des „Geldbrennens" bezeichnet." Johann schlug wiederholt mit seiner breiten Hand auf sein Knie und lachte von neuem laut auf. „Ich glaube gar, du bist in ein solches Rainfeuer geraten?" sprach er.

Tanndorf erzählte, ohne sich von des Freundes Lustigkeit beleidigt zu zeigen: „Ich war in Kreibitz gewesen und wendete mich auf dem Rückwege über Haida. Dort wurde ich länger aufgehalten, als ich vermutete, und die Nacht überfiel mich bereits, als ich aus Böhmen über den hohen Hübel beim Schalksteine hereinkam. Die Nacht war indes hell und für die Jahreszeit noch warm genug. Ohnehin wandere ich des Nachts lieber als am Tage, da Begegnende mich seltner durch ihr Grüßen stören und ich in der Stille der Natur ihr Schaffen und Wirken besser beobachten kann. Mit Absicht brach ich auf Seitenwegen durch das Gebüsch, lief sozusagen über Stock und Stein und wandte mich den Bruch- und Sumpfgegenden am Pocheberge in der Voraussetzung zu, dort herum viele Irrlichter anzutreffen. Die außerordentlich stille Luft,

der sternenhelle Himmel und die von Elektrizität bedeutend geschwängerte Atmosphäre ließen mich ein bezauberndes Schauspiel erwarten. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Noch im Walde sah ich es schon in der Telle (Tal) leuchten, und als ich behutsam am Pochewasser hinabstieg, hüpfte ein ganzes Volk Irrlichter unter den welken Binsen herum. Die schnurrigen Dinger sahen wunderlich aus mit den grauen, dunstigen Röckchen und den leuchtenden Pellerinen, die sie wirklich mit recht kokettem Anstande bald luftig auseinanderfliegen ließen, bald wieder eng um die Schultern zusammenzogen, grade wie muntere Mädchen, wenn sie sich im Kotillon ein wenig übernommen haben. Das lustige Volk vergnügte mich über die Maßen. Ich kroch leise wie ein Indianer durch Moos und Binsen, legte mich auf den Rücken und ließ die leuchtenden Türmchen, Blasen, Fläschchen, Quirle, Reiter und Reifrocknärrchen über mich hinwegtanzen, um ihre Natur und Eigenschaft recht ordentlich kennen zu lernen. Zuletzt, als ich mich satt geweidet hatte an dem Spiel der wunderbaren Erddünste, schlug ich in dem Augenblicke, wo ein neuer Troß über mich hinzog, ein unbändiges Gelächter auf, blies mit vollen Backen in den taumelnden Schwarm und mußte nun wirklich von Herzen über das Übereinandertaumeln der luftigen Dinger lachen. Viele verloschen, andere flogen mit zischendem Säuseln weit in die Wiesen hinein und versteckten sich unter die silbernen Nebelschleier, womit die Nacht diese bereits umhüllte.

Es war so still, daß jedes Geräusch in sehr weiter Ferne vernehmbar war, überall in den Gründen schlichen Irrwische herum und neckten mich auf die verschiedenste Weise. Ich aber ging ruhig meines Weges, immer am Waldsaume hin nach dem Breitenberge zu. Auf einmal blitzt mir zur Linken, nur etwa zweihundert Schritt entfernt, ein blendendes Licht in die Augen. Ich bleibe stehen und beobachte die Flamme, die dem Anschein nach unmittelbar aus der Erde heraufschlägt und in ziemlicher Höhe in die Luft flackert, bald blendend weiß, bald rotgelb, bald mit

bläulichen Streifen in zierlichen Windungen garniert. Die Neugier lockte mich dem Feuer entgegen. Mit schnellen Schritten breche ich über zwei Ackerlängen vor und komme da zu einem kristallhellen Brünnlein, in dem der Schein der Flamme, die nebenan brannte, sich spiegelt. Der Quell war mir wohl bekannt, es war der Zwergbrunnen, der die Eigenschaft besitzt, daß er nie zufriert. Dicht an seinem Rande mitten aus ein paar Basaltsteinen loderte die Flamme ohne Knistern herauf, ja nicht einmal eine besonders auffallende Wärme konnte ich spüren. Nun, dachte ich, das sonderbare Erdlicht still betrachtend, hier brennt Geld, und ohne mich lange zu bedenken, werf' ich, der Sage glaubend, meinen Feuerstahl in die Lohe, schlage drei Kreuze drüber und spreche: „wie ich dir, so du mir!" Im Augenblick waren Glanz und Feuer verschwunden, ich sah und hörte nichts als das Murmeln des Quells und das wispernde Schlürfen einiger Eidechsen. Ich stieß also mit Gewalt meinen Stock in die Erde und ging unangefochten nach Hause.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als ich an deiner Scheuer vorüberging. Bei Nachbar Salomos Hause bemerke ich einen Schimmer, als bräche sich der Mondschein an einer Fensterscheibe. Ein genaues Aufmerken ließ mich ganz deutlich ein etwa fünfjähriges Kind erkennen, das in wunderbarer Schnelligkeit von einem Ende des Hauses zum andern läuft, ein hellweißes Röckchen trägt und dabei immer mit den Händchen nach den Kammerfenstern hinaufwinkt, als ob es jemand Kußhändchen zuwürfe. Kleiner, ruf' ich dem Gebilde zu, was machst du da? Indem wendet sich das Wesen um, das Röckchen fliegt auseinander und ich erkenne das leibhaftige Totengebein eines Kindes. So bleibt es stehen, starrt mich an, zeigt mit der Hand nach den Fenstern und zerfließt nach einer langen, langen Weile in der Luft. Und jetzt, Hans, sage ich dir, Salomos fünfjähriger Junge, der allerliebste Fritz, muß dran glauben! In vier Wochen ist er schon begraben; denn ich habe den Tod gesehen." —

„Mann! Mann!" rief Johann aus, „wie ist es möglich, daß

ein so kluger Kopf, wie du, solchen handgreiflichen Unsinn für bare Wahrheit hinnehmen und sich nun gar einen Glauben daraus erbauen kann, der die tausendjährigen Lehren der gesundesten, einfachsten Vernunft überdauern, ja übertreffen soll! Also doch, doch!" fuhr Johann fort, „es kommt die Zeit, wo ich es noch erleben muß, daß, was du mir hundertmal vorgepredigt hast, wirklich in Erfüllung gehen soll! — Der Tod ist dir begegnet! Wundersam, wundersam! — Und als liebliches Kind im Hemdchen oder Flügelkleide, und da muß der arme Fritz sterben in spätestens vier Wochen! Es ist gar zu herrlich, als daß man sich nicht darüber freuen sollte. Tanndorf, ich bitte dich, sage mir, tanzte dein Tod einen ordinären Walzer oder Doppelschottisch? Gieb ja acht und vergiß nicht, mir darüber sichere Kunde zu geben, wenn er dir wieder begegnen wird; denn mich drängt's, diese außerordentliche Geschichte in den Anhang unserer Chronik pflichtschuldigst einzutragen."

Johann würde noch länger in diesem Tone eines scherzenden Spötters, dem sich doch eine gewisse Wehmut beimischte, fortgefahren haben, hätte ihn Tanndorf nicht unterbrochen.

„Genug!" fiel der Uhrmacher dem Redenden ins Wort. „Du darfst mir gegenüber vernünfteln, so viel du willst; du kannst jedes Wort zu einem dreischneidigen Dolche schleifen und damit nach dem Herzen meines Glaubens oder Aberglaubens, nach dem tiefsten Leben meiner dafür aufgestellten Gründe stoßen; es ist dir auch erlaubt, durch jedes Mittel, wozu Dialektik berechtigt, gegen den Mechanismus meiner Gedankenwelt zu Felde zu ziehen: nur die glatte Schlange des Spottes nähre nicht im Busen, noch wage sie gegen mich zu hetzen! Du bringst mich dann nur zum Schweigen, ohne irgend einen Ansatz zur Bekehrung genommen zu haben."

„Ja doch, ja!" entgegnete Johann, „laß mich nur erst zur Ruhe kommen über die Wunderdinge, von denen du ordentlich verfolgt wirst. Mir bleibt nur das eine ein Rätsel, das aller Lösung

spottet, wie es nämlich möglich sein kann, daß ein religiös freier Mann, wie du, dem der Glaube nur ein Bindemittel für die Menge ist, so ganz in einem trüben Reiche Erleuchtung suchen kann für das, was er in der lichten Einfachheit eines geoffenbarten Glaubens nicht zu finden vermeint."

„Unterscheide, lieber Hans," versetzte Tanndorf mit sanftem Gleichmut. „Du nennst mich ungläubig, und ich will nicht widersprechen. Du wirfst mir zuweilen auch vor, ich sei Atheist und ein Religionsverächter. Dieser Vorwurf trifft mich aber nicht; denn wenn ich als ein Einzelner nicht das für ein absolut Wahres halte, was die Menge als solches betrachtet, so wird durch mein stilles Zweifeln doch niemand verletzt und ich selbst verachte das dargebotene Gute nicht, weil ich es mir nicht zueigne. Die Frage stellt sich immer nur so: Fehlt mir das Dargebotene, oder habe ich es schon? Tritt der erste Fall ein, so wird es ratsam, vielleicht auch Pflicht sein, die Gabe dankbar hinzunehmen; ist aber das zweite dem Individuum als eine Tatsache seiner innern Lebensentfaltung gegeben, so wäre es unnötig, zwei Götter unter einem Tempel zu verehren. Auf die formelle Gestalt lege ich keinen Wert, weil ich verständig genug bin, das Wesen, den Kern nicht nach der äußeren Umschalung abzuschätzen. Sieh, Johann, das hier sind zwei Uhren, diese ist plump, von Tombak, und die andere wird von einem äußerst fein gearbeiteten Gehäuse von gediegenem Golde umschlossen, dem man den Namen eines Kunstwerkes kaum streitig machen kann. Und doch versichere ich dich, daß diese goldumhäuste nicht richtiger die Zeit andeutet, als jene plumpe, tombackne. Wie nun, wenn mein in eine tombackne Schale eingefugter Glaube mir bequemer, meiner Natur angemessener wäre, als dein und Millionen anderer Christen in kunstreich ausgemeißelter goldner Umhüllung aufbewahrter? Bin ich deshalb weniger ein tüchtiger und guter Mensch? Mein rohes Beinkleid, meine Fußbedeckung von gegerbtem Hirschfell ist auch nicht modisch, elegant, reizend von Ansehn, oder duftend von Wohlgerüchen; aber diese

Kleidung behagt mir und dient meinen Zwecken besser als jene, an der sich die Welt ergötzt. Das ist nun so meine Meinung, kein Urteil."

„Das ist alles ganz schön," erwiderte Johann, „nur wird es dir nie gelingen, damit auch die Wahrheit deines Gespenstersehens zu erhärten, obwohl ich weiß, daß diese Neigung eine Schwäche unserer Landsleute im allgemeinen ist und viele wirklich daran glauben."

„Was sprichst du noch vom Glauben," fiel Tanndorf rasch ein, „wo es sich um Erlebtes, durch hundertfache Erfahrungen Erprobtes, mit einem Worte um Tatsachen handelt! Das Sehen des Todes vor dem Hinscheiden eines Menschen ist so gewiß in manchen Individuen vorhanden, daß ich den Zweifel daran beinahe für ein Verbrechen halte."

„Halt, Freund! Nur nicht verdrießlich geworden!" sprach besänftigend Johann und reichte dem Freunde die Hand. „Ich trete ja nur in deine Fußstapfen, Murrkopf, und sträube mich, etwas für wahr zu halten, wovon mir jede Gewähr fehlt, sowohl die der Sinne, wie jene der Vernunft. Soll ich an Geister glauben, die ich nie gesehen habe, nie sehen werde? Oder gar die kurze Spanne meiner Lebenszeit von einer gespenstischen Einbildung abhängig machen, die mich auf jedem Schritte und Tritte schrecken könnte? — Nein, alter Freund, das kann und will ich nicht. Wenn du aber vermagst, mir das Vernünftige deines Glaubens an solche Spukgestalten einfach darzutun, so kannst du auch versichert sein, daß ich dich hören werde. Denn ich weiß wohl, daß einer mehr sieht, als der andere! Ist es doch mit dem Geldbrennen ebenso, wovon du mir den Ausgang noch schuldig geblieben bist."

„Davon nachher," sagte Tanndorf und schob seinen Drehschemel näher an den Sitz seines zweifelnden Freundes. „Du müßtest kein Lausitzer sein," fuhr der Uhrmacher nach kurzem Schweigen fort, „wenn du nicht hundertmal direkt oder indirekt von den ver-

schiedenen Arten der Todesahnungen hättest sprechen hören. Es ist das freilich ein dunkles, sogar unheimliches Feld, auf dem sich eigentlich niemand recht wohl befindet. Allein die Harmonie zwischen verschiedenen Seelen, die einander im Leben, sei es persönlich oder nur in einer geschwisterlichen Verwandtschaft ihres Denkens begegnen, ist so fein, so zart mit unserem ganzen Wesen versponnen, daß ein plötzlich eintretender Wechsel in dem einen eine Rückwirkung auf den andern bedingt. Dem bloßen kalten Verstande wird es nie möglich werden, die Gründe eines solchen wunderbaren Ineinandertönens zweier getrennter Seelen zu ermitteln; es gehört dazu eine Naturgabe, die mit der des Voraussehens einige Ähnlichkeit hat. Weil es nun aber so wenige gibt, die solche doch unleugbar vorhandene Seelensympathien zu würdigen verstehen, sollen wir deshalb die Erscheinung selbst ableugnen? Man könnte dann ebensogut den Einfluß der Atmosphäre auf die Barometer hinwegspotten und dreißig andere Phänomene, die wohl auf ihre Gründe zurückgeführt worden, dessen ungeachtet aber ewig mit einem Duft des Geheimnisvollen umhüllt sind. Selbst die Mechanik erscheint dem Uneingeweihten wunderbar und weckt in ihm ein Gefühl, das zwischen Bewunderung und Scheu hin und wieder schwankt. Oder sollte nicht die Kraft einer Stahlfeder, die durch das Bestreben, sich auszudehnen, eine ganze Maschine in Bewegung setzt, mit Staunen und fröstelndem Schauer erfüllen? Mir scheint dies nicht allein so, ich kann es fast täglich an den Leuten selbst bemerken, die bei mir aus- und eingehen. Ja die Enträtselung des Geheimnisses ist ihnen unheimlicher, als das Geheimnis selbst, deshalb, weil ihnen damit eine Kraft der toten Natur offenbart wird, welche dem Leben gegenüber immer etwas Geisterhaftes behalten muß.

Alles dies läßt sich in noch weit höherem Grade auf die verborgensten Naturkräfte im Menschen anwenden, die wir, je nach der Entschiedenheit, mit welcher sie tätig auftreten, Ahnung, Voraussicht, Erscheinung nennen. Mancher spürt sein Leben lang nichts

davon, andere werden oft beunruhigt, einzelne begleitet dieses unheimliche Licht der Voraussicht wie ein trüber Schein durch ihr ganzes Leben.

Sicher erinnerst du dich noch des alten Fallmer, eines in jedem Betracht musterhaften Mannes, dessen gesunde, derbe Nüchternheit nichts Spukhaftes in seine Nähe kommen ließ! Und doch, wie rüstig verteidigte er den Schatz alter Sagen! Wie gern hörte er des Abends dergleichen anheimelnde Wunderdinge erzählen und wie oft gab er nicht selbst den Versammelten irgendeine Mär zum Besten, die sich innerhalb des Kreises seiner Familie zugetragen hatte! — Dieser Fallmer glaubte mit unerschütterlicher Festigkeit an die sogenannten Totenlichter, und hatte die Erscheinung davon mit noch zehn andern Personen in ein und derselben Minute gehabt, ehe seine Frau starb. Die ganze Gesellschaft sah es ganz deutlich, wie über dem Haupte der bald darauf Sterbenden zwei blaue Flammen mehrere Minuten lang aufflackerten und langsam verlöschten. Vor seinem eigenen Tode wiederholte sich die nämliche Erscheinung, und als man in den Familienbüchern nachschlug, fand man die Angabe, daß seit länger als zweihundert Jahren das Flammen zweier Kerzen über dem Haupte eines von der Familie stets dessen Tod bedeute. Ein dem Aberglauben oder besser dem Geheimnisreichen Abgeneigter kann das alles getrost belächeln; wegleugnen läßt es sich aber nicht, da jede Erfahrung dafür spricht. Und was einmal ist, hat, sei es auch versteckt in der niedrigsten Hütte, einen historischen Wert, und kann schon deshalb Anspruch auf einige Beachtung machen."

„Das ist wahr," fiel Johann dem Freunde in die Rede, „mit den Totenlichtern ist's ein eigen Ding. Es gibt hier im Ort allein wohl zwölf Familien, die alle von dieser wunderlichen Erscheinung heimgesucht werden. Andere dagegen kenne ich, welchen das nahe Ende durch den „Fall des Leichenbrettes" angekündiget wird, durch jenen wunderlichen, alle Nerven durchschauernden und das ganze Haus bis in seine Grundvesten erschütternden Ton eines gewaltigen

Sturzes, ohne daß man irgendeine natürliche Veranlassung für das entsetzliche Geräusch auffinden kann."

„Nun siehst du?" sprach Tanndorf. „Das sind alles von Tausenden beglaubigte Erscheinungen. Sie kehren immer wieder und machen sich wider Erwarten der Beteiligten unerbittlich geltend. Dahin gehört auch das „Leichhuhn", das manchen ruft, um die Familiensitze verschiedener Geschlechter flattert oder auch mit dunkler Schwinge durch die Gemächer schwebt. Und so wäre es mir leicht, dir noch eine ganze Menge verschiedener Anzeigen oder Anzeichen des herannahenden Todes aufzuzählen, wenn ich nicht glauben müßte, die hier erwähnten dürften bereits genügen. Ich bitte dich jetzt nur noch zu bemerken, daß alle diese verschiedenen Kundgebungen eines nahen Todesfalles immer nur zwischen Personen vorkommen, die entweder durch natürliche Bande des Blutes miteinander verwandt sind oder eigentümlich gleiche Seelenstimmungen haben. Es sind dies psychologische Rätsel, ebenso wunderbar wie die sich oft wiederholende Erscheinung, daß zwei einander zum erstenmale begegnende Persönlichkeiten sich mit magischer Gewalt aneinander gekettet oder unwiderstehlich abgestoßen fühlen. So gibt es geborene Freunde und Feinde, die sich auch, seltsam genug, in der Regel finden. Das Geheimnis der Freundschaft, die alles aufopfernde Innigkeit der Liebe und nicht minder ihre qualvollsten Schmerzen beruhen auf dieser unergründlichen natürlichen Magie. Tritt diese Eintracht der Lebenden unter sich in einen unwillkürlichen Zwiespalt, etwa so, daß, während der eine in vollsaftiger Lebensblüte dasteht, den andern bereits die Hand des Todes berührt hat; so wäre es wohl in dem Wesen der natürlichen Magie begründet, daß hier durch Ahnen, das bald schwächer, bald stärker, je nach der Reizbarkeit des Individuums hervortritt, jenes Voraussehen des nahen Todes in Schall, Wort und Bild zur Erscheinung käme. Auch hier sage ich indes abermals: das ist nur eine Meinung, kein Urteil. Mit dem bloßen Spotte wird aber eine Tatsache nicht hinweggestäubt."

„Was du da gesagt hast," versetzte Johann, „läßt sich hören. Es gibt einen Halt, wenn auch nur einen schwachen, doch wäre mir's lieber, ich könnte dich Lügen strafen. Denn es wird mir jedesmal ganz unheimlich, wenn ich von dir höre, du habest den Tod gesehen."

„Das macht dein leicht schreckbares Gemüt," sprach lächelnd der Seher. „Mich stört es keine Stunde lang, ich habe es sogar recht gern, wenn mir die Gestalt wieder einmal begegnet, an die wir uns alle doch früher oder später gewöhnen müssen. Du wirst mich deshalb weder trauriger, noch lustiger finden; mein Blut zirkuliert ebenso ruhig, wie an jedem gewöhnlichen Werkeltage. Wenn mich aber dereinst die Gestalt des Todes an mein eigenes, nahes Ende mahnen sollte, dann, nun dann wäre es wohl möglich, daß ich mich eines leisen Schauers nicht würde erwehren können. Meinen Vater wenigstens sah ich zittern, als ihm der ernste Schatten zum erstenmale nachfolgte."

„Du bist doch ein wunderlich begabter Mensch," fiel Johann ein. „Zuweilen beneide ich dich um diese Sehergabe, und dann wird mir wieder angst, wenn ich mir die widerliche Fratze so recht nach Art unserer Kirchenmalerei vorstelle und dabei mir doch immer im stillen sagen muß: der Tanndorf ist am Ende nur selber schuld an diesem Sehen des Todes! Wenn er zu Kirche und Abendmahl ginge, fiele der Spuk wohl hinweg, und sollte mein Freund bei aller Ruhe des Geistes und bei der unableugbaren Trefflichkeit seines Charakters nicht einmal einen schweren Tod haben, da er so geflissentlich alle Offenbarung des Christentums von sich weist, und statt dessen an Hexenspuk, Koboldwirtschaft und Geisterseherei glaubt? — Tanndorf, alter Freund, sieh, weiß Gott, das drückt mich oft! Kannst du mir nicht den Gefallen tun und wenigstens ein bißchen umkehren? Geh wenigstens zur Kirche, damit nur die Leute einmal aufhören, dir unrechte Dinge auf den Kopf zuzusagen."

„Heilige Einfalt!" sprach Tanndorf, indem er laut lachend

aufstand und durch das Zimmer ging. „Seid ihr doch alle über einen Leisten geschlagen mit eurer Glaubensstärke! Meinst du denn, guter Hans, daß mich die Meinung dieser guten, aber schwachen Menschen inkommodiert oder gar beunruhigt? Im Gegenteil, wer mich nicht achtet, der fürchtet mich, und ich bin sicherer als einer vor jedem unerbetenen Besuch. — Pfui, Hans, christlicher Hans, regelmäßiger Kirchengänger und Muster eines Christen und Rechtgläubigen nach der Schnur, du verlangst, ich solle heucheln, um deinen schwachköpfigen Nachtretern Sand in die Augen zu streuen? Nein, alter Freund! Meine Nebenmenschen sollen mich sehen, wie ich mich meinem Gott zeige — ohne Hülle, sonder Maske, als Mann des Forschens, Denkens, Zweifelns und doch auch des Glaubens. Denke an die tombackne Uhr!"

Tanndorf öffnete den niedrigen Fensterflügel und sah hinaus in die Landschaft, auf welcher still und feierlich die Nacht lag. Kein anderes Geräusch als das Bellen der Hunde unterbrach die tiefe Ruhe; in abgemessenen Zwischenräumen hörte man das eintönige Anschlagen der Grubenglocke in dem nahen Kohlenwerke, und ein recht scharfes Ohr konnte wohl auch das Knarren der Gestänge vernehmen.

„Solche Nächte lieb' ich," sprach Tanndorf, auf Johann zutretend, der mit ein paar Uhrfedern an der Werkstatt des Freundes Versuche über ihre Schnellkraft anstellte. „Es glaubt es keiner, was der Mensch in den Nächten alles lernen und erfahren kann! Das muß jeder selbst versuchen, sonst weiß er die Natur nicht zu schätzen, und an den verschiedensten Orten muß er mit der Natur experimentieren, auf Berg und Fels, in Tälern und Wäldern, auf Steppen und Heiden. Da lernt man recht bald, wie es rein unmöglich ist, ohne Hinblick auf das Weben und Schaffen der Natur zu einem gesunden, urkräftigen Gedanken zu kommen. Ich wenigstens kann ohne Anschauung dieses Kleides der Gottheit nie denken, mich nie erbauen, mich nie als Mensch fühlen. Nur in ihr atmet mir das Glück der Erde entgegen, dem analog ich mir das des Him-

mels oder der zukünftigen Existenz ausmale. Doch das sind Ansichten, Träume, wenn du willst, und ein jeder folgt hierin, wie billig, seinem Dafürhalten oder der Neigung! — Aber sieh, Johann!" rief plötzlich der sonderbare Mann, und sein hellblaues großes Auge funkelte wie ein Stern unter den überhängenden grauen Brauen, „da ist er wieder und grade wie vorgestern abend! Armes Kind! Das wird rasch mit dir gehen!"

Johann drängte sich ans Fenster und sah scharf nach der Stelle, wohin die Hand des Sehers deutete. Wie er sich aber auch anstrengte, er konnte nichts entdecken. Alles blieb ruhig, von dämmerndem Nebeldunst umzogen, durch den nach wie vor die Grubenglocke, das Hundegebell und das Rauschen des Wehres bald stark, bald schwach herüberscholl.

„Gott verzeih mir's, Tanndorf," sprach Johann nach einer kleinen Pause, „es wird mir nachgerade ganz unheimlich in deiner Klause, und so gern ich auch noch die Fortsetzung deines Abenteuers in bezug auf das Geldbrennen am Zwergbrunnen hörte, ich muß dich ein andermal darum bitten. Beim heiligen Michael, der doch kein Feigling war, mir graut's, nach Hause zu gehen!"

„So bleibe bei mir," sprach der Uhrmacher. „Du mußt zufrieden sein mit wenigem — ha! jetzt verschwindet er — denn mein Haushalt ist einfach, und was die Bequemlichkeiten anlangt, ganz nach Art unserer Vorfahren eingerichtet."

„Danke, danke von Herzen, alte Seele," versetzte Johann. „Ich schnüre nur den Mäherriemen etwas fester, das gibt Mut und verscheucht jeden törichten Gedanken."

„O du Tor aller Toren!" rief Tanndorf und geleitete unter lautem Gelächter den Freund ins Freie, „hat mir der Mensch erst Vorlesungen über meine Einbildungen gelesen, und jetzt springt ihm der Aberglaube wie ein junges Kätzchen selbst auf die Schulter, und schnurrt und streichelt lustig um ihn herum. Und was für eine Alfanzerei!"

„Es hilft aber, Alter! Weiß Gott, es hilft! Probier' es nur einmal!"

„Wenn ich mich fürchten werde," sagte Tanndorf, schüttelte dem Scheidenden nochmals die Hand und sah der fortwandelnden Gestalt nach, bis sie im Abendnebel, der um Höhen und Waldung glänzte, versank. Dann trat er wieder an den Schmelzofen und brachte noch ein paar Stunden mit dem Scheiden und Zersetzen verschiedener Erzstufen zu. Eh' er sich der Ruhe überließ, zog er die tombackne Uhr behutsam auf. Ein Lächeln überschlich ihn unwillkürlich, als das Gehäuse in seiner Hand ruhte. „Sonderbar," sprach er zu sich selbst, „es ist, als läge ein Zauber in dem alten Dinge. Immer und immer muß ich sie als Normaluhr in die Hände nehmen und kann nicht von ihr lassen. Sollte das bloß Gewohnheit sein?"

Er ging durch das Schlafzimmer seiner Tochter. Anna lag schon in tiefem Schlummer. Der Vater blieb vor dem Lager des Kindes stehen und betrachtete lange die friedlich Ruhende. Anna hatte die Hände über dem Busen gefaltet, sie schien betend vom Schlaf überrascht worden zu sein."

„Sollte das auch bloß Gewohnheit sein?" wiederholte er leise, löschte, wie unwillig, das Licht und trat geräuschlos in seine Kammer.

Ein paar Tage später waren die Freunde abermals beisammen, und Johann unterließ nicht, das Gespräch baldigst auf Tanndorfs Abenteuer zu bringen, da er auf dessen Werkstatt einige Schlacken geschmolzenen Gesteins umherliegen sah.

„Ich möchte mich schämen," versetzte der Uhrmacher, „dir noch irgendein Wort darüber zu sagen, da dieser Versuch, wie leicht vorauszusehen war, in nichts sich auflöste. Am Morgen nach jener wunderlichen Nacht ging ich eiligst hinüber an den Zwergbrunnen, fand auch meinen in die Erde gestoßenen Stock noch unbeschädigt

stecken, doch keine Spur von meinem in die Flamme geworfenen Feuerstahle. Rings um den Quell war die Erde rissig, aufgesprungen, als ob lang anhaltende Sommerhitze den Boden auseinandergetrieben habe. Zerbröckelter Basalt lag reichlich umher, doch zeigten sich auch bei näherem Untersuchen Schlacken, einzelne Verglasungen u. s. f. Eigentliche Erzstufen konnte ich nirgends entdecken. Ich hatte etwas Ähnliches erwartet, denn daß jene Gegend vulkanisch ist, unterliegt keinem Zweifel, nur ist es mir noch nicht klar geworden, ob die wahrgenommenen Flammen von ausströmender Naphta herrühren oder wirklich aus bedeutenderer Tiefe heraufschlagende Lohen unterirdischen Feuers sind. Die vorhandenen Schlacken deuten auf das letztere, aber die Natur des Feuers selbst, das durchsichtige, geräuschlose Aufblitzen, das dem leisesten Luftzuge weicht, bestimmen mich wieder, der erstern Annahme beizupflichten."

„Diese Entdeckung freut mich außerordentlich," versetzte Johann, „weil sie dich überzeugt hat, daß die Sage vom „Geldbrennen" nichts ist als eine Volkseinbildung, und du nun hoffentlich daraus die Lehre ziehen wirst, es könnte wohl mit allem Sagenhaften eine ganz ähnliche Bewandtnis haben. Selbst der tiefer im Gemüt wurzelnde Aberglaube, z. B. das Erscheinen des To —"

„Genug!" fiel Tanndorf ein und ergriff heftig den Arm seines Freundes, daß dieser augenblicklich verstummte. „Wirf nicht wieder alles töricht untereinander wie ein spielendes Kind. Es ist mir niemals eingefallen, zu glauben, an Orten, wo zuweilen jene Naphthaflammen sich zeigen, könne man leicht Tonnen Goldes heben, wohl aber glaube ich noch jetzt, daß an solchen Orten Metalladern verborgen sind. Da kann es aber wohl auch kommen, daß sie beinahe zutage traten und der Zufall einmal Unwissende wirklich in Besitz reicher Silberstufen setzte, und so entstand der sehr bezeichnende Name für jene Flammen. In bezug auf meine Sehergabe jedoch hast du kein Urteil. Du siehst nichts, also glaubst du nicht daran! Und das ist gehandelt, wie ein vernünftiger Mann

und wie ich selbst handeln würde, hätte ich nicht die Gabe jenes Gesichtes; aber ich würde mich auch hüten, es hinwegleugnen zu wollen."

Anna hatte unterdes ein frugales Abendessen serviert und die Freunde überließen die fernere Unterhaltung dem Zufalle. Johann sprach viel von einem Nordlicht, das kürzlich gesehen worden und viele Menschen mit Bangen erfüllt hatte. „Verdenken kann man es den Leuten auch nicht," sprach der umsichtige Mann. „Diese Naturerscheinung ist zu selten, als daß wir uns daran gewöhnen könnten, und dann hat es ein wunderlicher Zufall auch meist so gefügt, daß unmittelbar nach Erscheinung solcher Nordscheine Ereignisse von schwerer Bedeutung folgten. Konnte ich mich doch selbst eines unheimlichen Schauers nicht erwehren, als kurz vor dem großen Feldzuge Napoleons nach Rußland, an dem meine vier älteren Brüder teilnahmen, ein ähnliches Nordlicht in seltner Pracht sich zeigte. Damals zogen die Abergläubischen natürlich den Schluß, es sei dies ein Abzeichen furchtbarer Blutbäder, die freilich nicht wohl ausbleiben konnten, und ich hatte alle Ursache, für meine Brüder zu fürchten. Dennoch hätte ich nicht das Entsetzliche geglaubt, das sich wirklich ereignete. Meine sämtlichen Brüder starben auf den Schneefeldern zwischen Smolensk und der Beresina, und es waren wackere Burschen, die wohl ein besseres Los verdient hätten. Wäre ich, wie du, Seher gewesen, beim heiligen Michael, die Angst hätte mich umbringen müssen vor lauter herumspazierenden Totengerippen!"

Von außen geschah ein Schlag an den geschlossenen Fensterladen. „Was war das?" sprach Tanndorf und wollte aufstehen. „Bleib, Vater," versetzte Anna, „es ist nur der Wind, der an dem rostigen Eisen rüttelt." Indem ward der Schlag stärker und ungestümer wiederholt, und eine vor Angst zitternde Stimme bat den Uhrmacher, nur ja augenblicklich zu öffnen.

„Das ist der Nachbar, so wahr ich selig zu werden hoffe," rief Tanndorf und stieß Fenster und Laden auf. „Ach du mein

Heiland, da guckt er ja schon zum Fenster hinein! Es ist keine Hilfe möglich, wo —"

„Ach, Nachbar Tanndorf," sprach bang und entsetzt der draußen Stehende, „wißt ihr denn schon, daß mein Fritz auf einmal sterbenskrank geworden? Ihr habt sonst immer Rat für alle möglichen Fälle, könnt ihr nicht einen Gang herumkommen und euch das Kind ansehen? Vielleicht fällt euch ein Mittel bei, das Hilfe schafft."

„Nein, Mann, nein!" erwiderte mit Entschiedenheit der Seher. „Wohl weiß ich, daß euer Sohn krank werden mußte — ihr kennt ja meine unglückselige Gabe — und was ich eben jetzt sehe, das sagt mir nur zu bestimmt, daß keines Menschen Hand helfen kann!"

„Um Gott, Nachbar, was seht ihr denn?" sprach Salomo.

„Einen Schein, ein Kind, weiß wie frischgefallener Schnee, klettert am Giebelende eures Hauses herunter und sieht zum Fenster der Kammer hinein, wo euer Fritz liegt. Morgen wird der Schimmer ganz in die Kammer schlüpfen und dann hat euer Kind ausgelitten. Ich sehe den Tod, Nachbar, und kann nicht helfen. Tröst' euch Gott und tragt's in Geduld."

Salomo entfernte sich niedergeschlagen, Tanndorf blieb am Fenster stehen, bis seiner Aussage nach der den Tod bezeichnende Schimmer zerrann. Anna war dem Nachbar gefolgt, Johann aber machte seinem Freunde sanfte Vorwürfe, daß er so unvorsichtig und beinahe grausam dem erschütterten Vater jede Hoffnung abgeschnitten habe. „Du kannst dich ja doch irren," sprach er eifernd, „und wozu dann diese unnütze Furcht!"

„Ich irre mich nicht," versetzte Tanndorf. „Auch kennt mich Salomo hinlänglich und wird mich nicht mißverstehen. Trost geben in einer verlorenen Sache ist feig. Da lieber frisch durchgegriffen! Der Schmerz ist dann freilich empfindlicher, aber er hakt sich auch nicht so tief und verzehrend ins Herz."

Annas Rückkunft bestätigte die Aussage ihres Vaters; Johann zuckte die Achseln und verließ früher als gewöhnlich das Haus seines Freundes. Tanndorf seufzte und sprach zu seiner Tochter, die er mit väterlicher Zärtlichkeit an seine Brust drückte: „Gott Lob, daß diese unselige Begabung nicht auf dich übergegangen ist, mein Kind! Die Welt kommt freilich zu uns, indem sie uns weise, klug nennt, aber was sie heranführt, ist nicht die Liebe, sondern Furcht und Scheu. Das ist der Fluch, der solchen Sehergaben immer nachfolgt. Der dämonische Beigeschmack entzieht ihnen ihre ursprüngliche Reinheit. Mögen Engel dein Lager bewachen!"

Anna verließ ihren Vater in ungewöhnlicher Aufregung. Sie konnte nicht einschlafen und hörte in dem unerquicklichen Zustande des Halbwachens ihren Vater ruhelos im Zimmer umhergehen und oft laut mit sich sprechen. Tanndorf wachte die ganze Nacht hindurch und erhielt mit dem Grauen des Tages bereits die Nachricht, daß des Nachbars Sohn gegen Morgen verschieden sei.

„Ich wußt' es ja," sprach der Seher, „der Herr gebe ihm eine sanfte Ruhe!" Gegen seine Gewohnheit nahm Tanndorf teil an der Begräbnisfeierlichkeit, nur die Kirche betrat er nicht. Als man ihn um den Grund seines Zurückbleibens fragte, gab er jedem die schon bekannte Antwort: „Es leidet mich nicht, ihr wißt es ja längst," eine Antwort, die durch die ganze Provinz gäng und gebe ist bei allen, die als unkirchlich verschrien sind. Die eingefleischten Orthodoxen schlagen ein Kreuz hinter ihnen und behaupten, der Teufel, dem die Seelen dieser Ungläubigen schon zugehörten, lasse ihnen keine Ruhe, aus Furcht, die Atmosphäre der Heiligkeit, die in jedem Gotteshause ungemein kräftig sei, möge sie bekehren. Tanndorf aber sagte aus, die Luft sei ihm zu dick in der Kirche, Gesang und Predigt nicht ansprechend; „doch" fügte er gegen milder Denkende hinzu, „das ist nur meine Meinung, kein Urteil."

Ein so auffallender Beweis für die Sehergabe Tanndorfs konnte nicht spurlos an den Gemütern vorübergehen. Bisher hatte man ihm wohl eigentümliche Geschicklichkeiten zugeschrieben, ihn gern

von dem Unerfaßbaren sprechen hören, ein rechter fester Glaube aber an das innige Zusammenhängen seines Wesens mit der geheimnisvoll verschleierten Zukunft konnte selbst in den Gemütern der Leichtgläubigsten nicht aufkommen. Der Zufall hatte es immer gefügt, daß Tanndorf meist nach einem eingetretenen Todesfalle laut bekannte, er habe von dem nahen Ende des Verstorbenen gewußt, und es fiel niemandem ein, zu widersprechen, da die meisten ein wenig Schauerliches gern haben und gelegentlich wenigstens veranlaßt wurden, sich gegenseitig erlebte Abenteuer oder sagenhafte Überlieferungen mitzuteilen. Jetzt änderten sich die Sachen. Weit entfernt, den Seher zu meiden, kamen von fern und nah Hilfsbedürftige in Menge zu ihm, voraussetzend, der wunderbare Uhrmacher könne, wenn nicht schlechthin geradezu Wunder tun, doch sicher Außerordentliches bewirken. Alles Sträuben und Abwehren Tanndorfs konnte nichts helfen; er stand einmal im Rufe des „klugen Mannes", wie die Provinzialen dergleichen Individuen zu benennen pflegen, und mußte sich daran gewöhnen, die lästig Drängenden auf irgendeine Weise zu beschwichtigen. Tanndorf tat nun im eigentlichsten Sinne nichts, höchstens erteilte er einen wohlgemeinten Rat, wie der gesunde Menschenverstand es forderte, dennoch hieß es überall, der kluge Uhrmacher könne Wunder tun, er sehe es gleich einem Menschen an, ob er noch leben möge oder nicht, und die Stunde des Todes wisse er auf das allergenaueste voraus zu bestimmen.

Wie immer, so hatte auch hier das Gerücht nicht ganz unrecht. Tanndorfs Sehergabe offenbarte sich im Laufe der Zeit noch an verschiedenen Personen, die zufällig auch Rat von ihm erheischt hatten. Sein eigentliches Bestreben aber ging nur dahin, sich frei zu erhalten von lästigen Besuchen und alles Aufsehen möglichst zu vermeiden.

Jahre waren unter diesem Fluten und Ebben der Volksmeinung verflossen, ohne auf Tanndorfs eigenes Wesen merklich einzuwirken. Er durchstrich noch ebenso oft wie früher Busch und Berg,



stand in einem fortwährenden Verkehr mit der Natur und blieb immer ein heiterer Gesellschafter ohne Anmaßung. Auf einmal aber zeigte sich an dem so rüstigen Manne eine auffallende Veränderung. Im Verlauf weniger Tage wollten alle, die ihn oft sahen, eine gänzliche Umgestaltung seiner Gesichtszüge bemerkt haben. Auch die Munterkeit verlor sich, man hörte ihn gegen seine Gewohnheit oft schwer und tief seufzen, und wenn er ausging, so war nicht mehr die freudige Zuversicht in Haltung und Blick zu lesen, die ihn sonst immer begleitet hatte.

Leise getane Fragen beantwortete Tanndorf mit schmerzlichem Lächeln, aus dem sich alles nur Denkbare erraten ließ. Dies Schweigen verfehlte nicht, sehr bald das Gerücht zu verbreiten, den klugen Mann werde nun in kurzer Zeit der Teufel holen, sein Pakt mit ihm sei zu Ende und ihm durchaus nicht zu helfen!

Diese Äußerungen drangen auch zu Johann, Tanndorfs immer treu ergebenem Freunde. Den ehrlichen Mann verdrossen die ausgesprengten Gerüchte, ohne daß er doch ein Mittel besaß, sie niederzuschlagen. Auch ihm war die schnelle Veränderung seines Freundes nicht entgangen, doch unterdrückte er jede Frage, da er wußte, Tanndorf liebe nicht allzugroße Zudringlichkeit. Mit dem Umsichgreifen der törichtsten und abgeschmacktesten und zum Teil auch böswilligsten Gerüchte hielt er es indes für Pflicht, ernstlich in seinen Freund zu dringen, um durch ein gelegentliches Aussprechen der Wahrheit alle Verleumdungen auf einmal zu verdrängen.

Es war nur so schwer, den seit einiger Zeit immer Herumstreifenden zu treffen! Johann mußte lange suchen, bis er seinen Freund zuletzt tief im Walde auf einem über das Gebüsch hinausragenden Steine sitzend fand, weniger die zauberische Gegend bewundernd, als in sich selbst versunken.

„Sage mir nur um's Himmels willen, Alter, was dir in den Sinn gekommen ist", redete der gutherzige Mann seinen Freund an. „Du legst es ja ganz darauf an, ein Einsiedler zu werden! Treibst dich Tage, Nächte lang in Wäldern und Schluchten herum,

läufst wie toll in den dichtesten Nebel hinein, gestikulierst, als wolltest du Himmel und Erde eine erbauliche Bußpredigt halten, und magerst dabei ab, wie ein Karthäuser! Mann, Mann, ich bitte dich, werde wieder vernünftig! Weiß Gott im Himmel, es wird mir bange um dich und deiner Seelen Seligkeit, und zuletzt komme ich auch noch auf den Gedanken, womit die verleumdungssüchtige Welt herumklatscht, und halte dich für des Teufels neu angeworbenen Livreebedienten."

„So?" sagte Tanndorf, ruhig auf seiner Felsplatte sitzen bleibend, „also die Welt meint, der Teufel solle oder wolle mich holen?"

„Er soll mich selber holen, wenn sie's nicht glaubt," versetzte Johann. „Darf man sich aber wundern? Siehst du doch aus wie ein Hamster, der neun Monate lang nichts mehr zu sich genommen, und Augen hast du, beim heiligen Michael, wofür dir am ersten besten Werkeltage jeder bankerotte Schacherjude ein paar blanke Speziestaler gäbe! 's ist eine Schande für einen Mann, wie du, so verzagt, kleinlaut, seufzend herumzustolpern! Wenn dich nun auch das Gewissen ein bißchen zwickt, es geht deshalb nicht gleich an ein Halsumdrehen. Oh, ich habe auch solche moralische Jammertage, solche Karwochen des Gewissens, wobei einem freilich sehr schlecht zumute ist. Aber nur frisch sich selbst aufgeschüttelt, so fällt die Last von der Schulter, und kann man sich gar bequemen, an den Altar zu treten, dann, Alter, glaub' es einer ehrlichen, einfältigen Christenseele, dann wird einem so leicht und wohl, daß die Lust zum Leben, wie eine Lerche in den Frühlingshimmel hinein, wirbelt und jauchzt."

„Das konnte ich voraussehen," erwiderte Tanndorf, indem er langsam von seinem Felsen herabstieg und an dessen Fuße auf weichem, duftigem Moose neben Johann Platz nahm. „Ein Verständiger hätte mehr Arbeit," fuhr er fort, „als Gott bei der Weltschöpfung, wollte er sich die Mühe geben, seine Umgebungen gegen sich selbst gerecht zu machen. Weil ich weiß, daß ein solches Unternehmen Wasser in einen offenen Schlauch gießen heißt, denke ich

eben gar nicht daran, sondern überlasse die Menge ihren unschädlichen Gelüsten. Sie plaudert, klatscht, argwöhnt so lange, bis etwas anderes ihrer Ermüdung wieder einen neuen Anstoß gibt. Warum ihr dies Vergnügen rauben? Ich sehe keinen Grund dazu. — Du aber, lieber Freund Hans," sprach er in halb scherzhaftem, halb ernstem Tone zu seinem Freunde, „du könntest etwas klüger geworden sein, um zu wissen, daß mich weder Tod noch Teufel in Furcht setzen, der erstere mich aber wohl erreichen kann; denn ich bin auch nur ein Mensch."

„Ach, wer wird vom Tode sprechen!" sagte Johann. „Das sind eben lauter schwarzgallige Gedanken, aschgraue Grillen, die, ich weiß nicht warum, ordentlich über Nacht in deinem klugen Kopfe sich einquartiert haben. Ich glaube, die Berühmtheit macht dir Sorge, oder hast du wieder ein paar Dutzend Tode gesehen?"

„Nur einen," antwortete Tanndorf, „und der sitzt dicht neben mir."

„Bitte gehorsamst," erwiderte Johann, „gegenwärtig habe ich weder die Lust, noch die Ehre, mit dem Freunde aller Lebensmüden in so nahe Bekanntschaft getreten zu sein. Wirklich, diesmal, wenn auch nie zuvor, irrst du dich!"

„Freilich, freilich! Es gilt auch nur mir."

„Was?" rief Johann und sprang wie von Taranteln gestochen auf. „Bist du toll? Du — du — du — und siehst den Tod? Deinen eigenen — neben, bei, auf, über dir? Weiß oder grau? Dick oder dünn? Groß oder klein? Aber nein, nein, nein, es ist ja nicht möglich! Tanndorf, widerrufe, ich flehe dich drum, oder du erlebst es noch, daß ich anfange, wirblich zu werden."

„Freund!" versetzte der Seher, „beruhige dich! Gegen das Unvermeidliche dürfen sich Menschen nicht auflehnen. Seit vierzehn Tagen begleitet der Tod mich auf jedem meiner Schritte; er sitzt neben mir an der Werkstatt, er hilft mir die Uhren aufziehen, drechseln, schmelzen, er sucht Blumen und Kräuter wie ich, er legt sich mit mir zu Bette. Kurz, er ist mir ein so treuer Gefährte,

daß seine Freundschaft gewiß das Leben überdauert. Aber," setzte Tanndorf hinzu, und ein Fieberschauer lief durch seine Nerven, „seine Gesellschaft ist selbst für einen vorurteilsfreien Mann schauerlich."

Nach diesem Geständnisse, dem Johann irgend etwas Tröstendes entgegenzusetzen kaum Worte fand, gingen die beiden Freunde zurück in ihren Wohnort. Unterwegs ließ sich Tanndorf bewegen, näher auf die Erscheinung einzugehen und von den Metamorphosen des unerklärlichen Gesichts dem Freunde ein detailliertes Bild zu entwerfen.

„Vor ungefähr vierzehn Tagen," erzählte der Uhrmacher, „führte mich ein Geschäftsgang nach Böhmen. Es war trüb, die Luft aber außerordentlich erfrischend, und wie mich die Natur immer heiter stimmt, so fühlte ich auch diesmal eine Jugendfrische in mir, als wäre ich noch ein rüstiger Jüngling. Ich kam, nach meiner Art durch dick und dünn vorwärts schreitend, froh und guter Dinge am Orte an, in kurzer Zeit waren die Geschäfte beseitigt, und ich trat, noch ebenso heiter gestimmt, den Rückweg an. Im einsamen Fortgehen wende ich mich plötzlich einmal zur Rechten um, indem eine Lichtung im Walde den Abschnitt einer herrlichen Gegend auf höchst reizende Art durch die Umgebung des grünen Gebüsches einrahmte. Da fängt mein Auge die Umrisse eines Schattens auf, der mit mir in gleicher Größe, etwa zehn Schritte entfernt, ganz ruhig am Waldsaume steht. Anfangs glaubte ich, es sei mein eigner Schatten, allein die Sonne schien nicht, auch ahmte der vor mir Stehende keine meiner Bewegungen nach. Nur wenn ich ihm entgegenschritt, trat er ebensoweit zurück. Übrigens war die Gestalt selbst so nebelhaft unsicher, daß man sie leicht für eine graue Dunstsäule hätte halten können. Mich beschäftigte das Seltsame der Erscheinung auf dem ganzen Wege. Zuweilen sah ich den Schatten ganz deutlich neben mir fortschleichen, dann verlor er sich wieder, kehrte aber nach einiger Zeit zurück, schärfer umrissen, die Gestalt eines Menschen immer deutlicher an-

nehmend. So begleitet kam ich nach Haus. Ich hatte genau acht, ob der Schatten mit mir eintreten werde, allein die Dunstgestalt blieb scheu an der Türschwelle stehen und schien mir düstern Blickes nachzusehen.

Jetzt blieb mir kein Zweifel übrig; ich hatte den Tod gesehen, diesmal auf mich selbst, als das auserwählte Opfer, zielend. Aber die Art seines Erscheinens ließ mich noch auf ein paar Monate Leben hoffen. Denn ehe die Gestalt nicht in das Haus dessen tritt, dem sie das Ende verkündigt, kann er getrost fortleben. Gestern nun war der verhängnisvolle Tag, der den Schimmer mit in mein Zimmer führte, und nun hält sich das nur mir sichtbare Wesen kaum eine Elle weit von mir entfernt. Die Gestalt ist entschieden hervorgetreten, ihre Augen sind stets fest auf mich gerichtet, wenn ich sie ansehe, doch nicht finster, eher mild. Dennoch peinigt dies schattenleere Nichts, das doch jede Stunde meines Lebens zählt, wägt und — ist sie vorüber — zu Grabe bettet! Und ich fühl' es, daß die Tage meines Lebens ihrem Ende nahen. Mich peinigt nichts, als der Druck dieser Begleitung, vor dem Tode selbst fürchte ich mich nicht; denn ich habe gelebt nach Pflicht und Gewissen, wie jeder soll."

„Hm," sagte Johann, „das ist eine Behauptung, worüber die Kirche etwas abweichend denken möchte. Doch laß ich jedem seinen Glauben und will dich also auch des deinigen halber nicht tadeln. Sage mir nur, was du tun willst, wenn das Todesgespenst nicht von dir läßt?"

„Überflüssige Frage! Dasselbe, was hier sich ereignete." Tanndorf zeigte auf Salomos Haus, an dem die Freunde eben vorübergingen. „Verlasse nur meine Anna nicht!" Der Uhrmacher schüttelte dem Freunde die Hand, und dieser ging in sich gekehrter, erschütterter als je von ihm. „Mein Gott," sprach er zu sich selbst, „gibt es doch Dinge auf Erden, die einem Menschen den Verstand schier rauben könnten, wenn er nicht oft so viel Verstand hätte, zu rechter Zeit seinem Nachdenken ein Ziel zu setzen! Auch ich

will so verfahren, sonst kriegt unser Narrenhaus einen Dummdusel mehr." —

Tanndorfs ganze Gestalt verfiel nun von Tag zu Tag mehr, auch seine Kräfte nahmen mit überraschender Schnelligkeit ab, obwohl er noch immer viel im Freien lebte. Das Bild des Todes, nur seinem Auge sichtbar, schmiegte sich enger an ihn an, verließ ihn nie mehr und begleitete den Seher am Tage in Gestalt eines Schattens, des Abends aber als eine von lichthellen Gewändern umflossene Figur. In den letzten acht Tagen seines Lebens berührte es ihn oft; er fühlte die Nähe der Erscheinung und sagte aus, daß er sterben werde, sobald der Tod sich in ihn gleichsam hineinverlöre. —

Nach wenigen Tagen konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen. Die Gottesfürchtigen, die Frommen, die Pietisten von der strengsten Observanz, drangen in ihn mit Bitten und düstern Höllenausmalereien: er solle doch nur ja die Segnungen der christlichen Kirche erflehen und sich bekehrend die Sakramente reichen lassen, damit der Teufel ausfahre! Denn dieser ihm sichtbare Todesengel sei nur der Satan, der auf seine Seele lauere und sie aufschnappen wolle, wie der Karpfen eine Semmelkrume, sobald Seele und Leib sich trennen würden! Tanndorf hörte anfangs den frömmelnden Ratgebern geduldig zu, da ihm der Andrang aber bald zu arg ward, ließ er die Türen verschließen und blieb mit Johann und Anna allein. Er sprach heiter und mit vollem Bewußtsein von dem, was ihn im Leben am meisten gefesselt hatte. Die Natur war der Zauber, an dem sein tiefstes Leben hing. „Mit Sonnenuntergang," sprach er, „zieht der Tod in mich ein. Öffnet das Fenster, damit ich das Abendrot nochmals sehe und mein Auge an dem Glanz sich weide, den das versinkende Gestirn über Fluren und Berge ausgießt."

Anna willfahrte dem Vater, Johann saß neben ihm und beobachtete an der alten, tombacknen Uhr des Sehers genau den forteilenden Zeiger. „Siehst du ihn noch?" fragte er den Er-

matteten. „Wenig, sehr wenig," antwortete Tanndorf, „aber es freut mich, dir beweisen zu können, daß mein tombackner Glaube ebenso gut — gewesen — als der andern — goldener."

Tanndorf wendete das Gesicht dem Abend zu, der letzte Strahl der Sonne übergoß es mit leuchtenden Flammen. Der Seher war tot.

„Es ist eine große Sache um eine feste Überzeugung," sprach Johann, indem er dem toten Freunde die gebrochenen Augen zudrückte. „Die Narren werden dabei bleiben, der Teufel habe ihn geholt, sein mildes Lächeln sieht aber eher danach aus, als hätten Engel an seinem Totenbette gestanden." —

Die Geistlichkeit zog genaue Erkundigung ein nach den nähern Umständen beim Tode Tanndorfs, da aber niemand etwas Auffälliges dabei gehört oder gesehen hatte, so mußte dem Verstorbenen ein ungestörtes Begräbnis gestattet werden, „ohne Sang und Klang," wie er es gewünscht.

Sein Tod blieb lange Zeit ein Gegenstand der Unterhaltung im Volke; er ward überall vermißt und fortwährend als ein seltener, verständiger, ehrenwerter Mann gepriesen. Zwar starb mit Tanndorf die wunderbare Gabe, jemandes Tod vorauszusehen, nicht aus, keiner der Späteren aber besaß sie in solcher Vollkommenheit und vereinigte noch weniger so viele und so nützliche Talente in sich. Der Glaube an das Gesicht des Todes lebt aber noch ungeschwächt fort unter dem Volke, wenn man auch neuerdings nicht mehr laut davon zu sprechen wagt, indem die Skepsis selten verfehlt, an solchen abergläubischen Gemütern ihr Mütchen zu kühlen.

Die Trompter-Marie

1841

Der Herbst hatte die Felder geleert und malte das Laub der Bäume mit tropischer Farbenpracht. In den Dörfern an der böhmischen Grenze ist dies die Zeit des volkstümlichen Jubels. Es nahen sich die Kirchweihfeste, die mit einer Art religiöser Andacht wenigstens zum Teil noch in den Gebirgen begangen werden. Der arme Tagelöhner und Lohnweber spart das halbe Jahr, um an dem Kirmestage eine außergewöhnliche gute Mahlzeit mit heiterer Genügsamkeit verzehren zu können. Der wohlhabendere Bauer sucht durch Überfülle zu ersetzen, was der Anordnung des Festmahles an Geschmack abgeht. Er hält streng an den Sitten und Gebräuchen, die er von seinen Voreltern ererbt hat, und ist so stolz auf dies sein selbst geachtetes Recht, wie der Adelige auf seinen Stammbaum. Das feinste Hemd mit den silbernen Knöpfchen am Handgelenk wird hervorgesucht, die großgeblümte Sammetweste mit Silber gestickt darf nicht fehlen; Beinkleider von schwarzem Manchester und ein kleines Mützchen von Sammet vollenden den Festtagsschmuck. Freundlich lächelnd erwartet er, in bloßen Hemdärmeln unter der Haustür stehend, die geladenen Gäste, und geht ihnen erst dann langsamen, gemessenen Schrittes entgegen, wenn sie die größte Hälfte des zierlich aufgeräumten Hofraumes überschritten haben. Ein herzlicher Händedruck und höfliches Abnehmen des Sammetkäppchens machen die ganzen Empfangsfeierlichkeiten aus. Umständlicher und mit weltmännischer Sitte be-

handelt schon der Fabrikherr seine Kirmesgäste. Er fühlt, daß von seiner weitverbreiteten Tätigkeit die Umgestaltung der Lebensverhältnisse großenteils abhängt. Die vielen Menschen, denen er Lohn und Brot gibt, sind, will er hart sein, nicht viel besser daran als Leibeigene. Er hat die Macht, ein kleiner, grausamer Tyrann zu werden, weil ihm die Mittel dazu gegeben sind. Der Fabrikherr nimmt in Europa dieselbe Stelle ein, wie der Pflanzer in Amerika. Seine Arbeiter sind seine Sklaven, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach, und es fehlt nicht an Beispielen, wo rohe Fabrikherren ihre Untergebenen mit grausamer, wollüstiger Tyrannei behandeln. Ein solcher erscheint am Kirchweihfest nicht in Hemdärmeln, sondern als halber Städter in der kurzen feinen Jacke, oder wohl gar im Frack, beide nach einem Schnitt gearbeitet, wie ihn kein Modejournal kennt. Es ist der Grenzschnitt, ein Bild des Überganges aus dem Altväterischen in das Moderne.

Gleich der Kleidung scheiden sich scharf und grell auf der böhmischen Grenze die Physiognomien der Bewohner. Alle Grenzländer erzeugen Eigentümlichkeiten, nirgends aber tritt das Schroffe der Bildung zweier Stämme in so schreienden Kontrasten hervor, als auf den Gebirgszügen, die Böhmen von den anliegenden Ländern trennen. Der alte Tscheche ist ein anderer in Körperbau, Wuchs, Gang, Bewegung, als alle anderen Stämme in Deutschland. Die langgestreckten Glieder des Böhmen, die schlank, aber muskulös und kraftvoll sind, haben etwas Urwaldartiges an sich. Ein echter Böhme ist ein halber Waldmensch, dunkel von Gesicht, mit stark markierten Zügen, auf denen noch brennend die asiatische Sonne liegt. Man erkennt den Böhmen an seinem Gange aus dem dichtesten Menschengewühl heraus, wenn ihn auch nicht sein echt slavisches Gesicht verriete, in das wild oder doch finster das dunkle Haar hereinhängt.

Wem es darauf ankommt, Gesichterstudien zu machen, der muß zur Zeit der Kirchweihfeste die Grenzen besuchen. Eine Wanderung von Dorf zu Dorf bietet alle Tage interessante Erschei-

nungen. Wie eine Reihe lebendig gewordener Märchenbilder klingt ein asiatischer Lebenston herein in die stille europäische Nüchternheit.

Die Kirchweihfeste der Grenzer sind die lustigsten Erholungstage der faulen Böhmen. Wie alle Slaven singt, spielt und trinkt der Böhme lieber, als daß er sich durch Arbeiten verdrießliche Stunden bereitet. Er ist ein freier Sohn des Augenblicks, Feind alles Zwanges, den er nur mürrisch erträgt und weil es ihm unbequem ist, an Ketten zu rütteln, die sich schwerlich leicht abschütteln lassen. Mit dem Eintritt des Herbstes, wo die Feldarbeiten beendigt sind, die Obsternte vorüber und der Winter mit seiner geschäftigen Nichtstuerei vor der Tür ist, beginnt dem gesanglustigen Böhmen das Herz zu hüpfen. Er stimmt seine Geige, auf der er in seiner Art Meister ist von Jugend auf. Die Harfe wird hervorgesucht, zuweilen auch das beliebte Hackebrett mit dem Tambourin. Hinter dem Ofen liegt der alte, dritthalb Ellen lange Eichenstock, in dem zierlich sämtliche Kirmesfeste der Grenzdörfer ihrer Reihenfolge nach verzeichnet sind. Das Bündel wird geschnürt, drei, vier musikalische Nachbarn finden sich noch dazu — denn das böhmische Sprichwort: „In zwei Häusern drei Geigen" — trifft auf ein Haar — und frohgemut, das Herz sorgenfrei, die Brust voll Lieder und Hoffnungen, steigen sie über die Berge hinab in die freundlichen Täler, wo reinliche Dörfer arbeitslustige Menschen beherbergen.

„Böhmische Musikanten" sind bei den Grenzern gleichbedeutend mit Virtuosen, namentlich bei den Oberlausitzern, denen es zwar als einem Mischlingsstamme aus deutschem und slavischem Blute ebenfalls nicht an musikalischem Talente gebricht, wohl aber an der graziösen Leichtfertigkeit und der wehmütigen Heiterkeit, womit der Böhme in Gesang und Spiel, als in seinem eigentümlichen Lebenselemente sich bewegt. —

Es war ein heiterer Herbstmorgen, der mich als Kirmesgast nach S. geführt hatte. Ein frischer Reif bedeckte die Fluren wie ein silbernes Netz, rauschend stürzte das Laub von den Bäumen,

die böhmischen Gebirge glänzten durch duftigen Nebel. Von fern und nah schallte das Klatschen der Peitschen, womit die zünftige Hirtenjugend, ihren Brotherren zum frühen Morgen ihr herkömmliches Ständchen zu bringen pflegt. Zur Abwechselung ließen sich wohl auch Büchsenschüsse hören, bis das Glockengeläute dem vollen Ausbruch der Freude eine Grenze setzte. Die Kirche am Kirchweihfeste zu versäumen, hält der in Glaubenssachen etwas hartnäckige Grenzer für eine arge Sünde. Hierin versteht er keinen Spaß, und wer auch nur freigeisterische Blicke sich zu schulden kommen läßt, kann sich auf ein unfreundliches Begegnen und gelegentliches Gehenheißen gefaßt machen. Ich bequemte mich der Sitte und wartete geduldig den Gottesdienst ab. Darüber kam der Mittag heran mit seinen Festtagsfreuden, und Schlag zwölf begann die Kirmeslust, der Karneval dieser Gebirgsbewohner.

Schon am frühen Morgen zogen einzeln und truppweise Musikantenbanden über die Felder und Berge in den festlich bewegten Ort. Die ersten sind gewöhnlich die schlechtesten. Der Abschaum des Lebens sieht ihnen aus Kleid und Haltung. Sie betteln für das liebe arme Leben, und Hand in Hand mit den lockenden Tönen geht die sittenlose Ungebundenheit. Anständige Musikanten finden sich erst während des Festmahles ein und erhalten dann, wie bei den Griechen in der Odyssee, einen besondern Sitz am Ende der Tafel. Da werden ihnen freigebig Speisen in Menge gereicht, damit ihr Herz sich erfreue, und Mund und Lippe beredt die Anwesenden mit frohen Liedern ergötze.

Die Gäste waren in der heitersten Laune, unser Wirt, ein jovialer Fabrikherr, von feiner Weltbildung, hatte sich die naive Herzlichkeit der Gebirgsnatur unter den Lebensbewegungen zu erhalten gewußt, in die ihn sein Beruf oft wider Willen stieß. Klug und doch harmlos von Haus aus, war er ganz Mann des Volkes unter seinen Leuten, deren Dialekt er mit sprachgewandter Zunge redete, weshalb diese ihn auch wie einen Vater liebten. Mild und doch streng füllte er ganz seinen Platz aus. — Mehrere

seiner Geschäftsgehilfen saßen mit an der Tafel, und es fehlte nicht an heitern Scherzen, wenn der Kirmesvater jetzt das harte, aber ehrliche Idiom dieser Menschen redete, um augenblicklich das abgebrochene Gespräch im reinsten Hochdeutsch mit der übrigen Gesellschaft fortzusetzen.

Vor dem Hause unter der großen Linde tanzten die jungen Burschen mit den Dienstmädchen, ein paar Harfenisten spielten Straußische Walzer. Wir Speisenden hörten nur von weitem das lustige Getümmel, bis herauf in den Saal hatte sich noch kein Musikant gewagt.

Da sprangen atemlos die Jüngern der Gäste herein und riefen wiederholt mit Jauchzen und Händeklatschen: „Eine Trompter-Marie! eine Trompter-Marie!"

Ich zweifle stark, daß Trompter-Marie ein allen verständliches Wort ist. Sein Ausdruck ist echt grenzerisch und nur in Stockböhmen und den naheliegenden Gegenden bekannt, wie das Instrument selbst, das diesen seltsamen Namen führt. — Die Trompter-Marie besteht aus einer einzigen starken Darmsaite, die über einen der Harfe ganz gleichen Resonanzboden von dritthalb Ellen Länge gespannt ist, und mit einem Bogen, ähnlich dem einer Baßgeige, gespielt wird, während die Skala der Töne durch ein höchst fein nüanciertes Anpressen der Saite mittelst des Daumens und Zeigefingers bestimmt werden muß. So schwer dieses einförmige Instrument zu handhaben ist, so groß und hinreißend ist seine Wirkung, wenn es der Spieler mit Geschick zu behandeln versteht. Da das Griffbrett höchstens sechs Zoll beträgt, beruht das feinere Spiel allein auf der sanftern oder stärkern Berührung der Saite. Ein geübter Spieler der Trompter-Marie ist aber imstande, auf diesem engen Raume der Tonentwickelung die verschiedensten Instrumente täuschend erklingen zu lassen.

Schon öfters hatte ich die Gelegenheit gehabt, dieses böhmische Nationalinstrument mit leidlicher Fertigkeit spielen zu hören, auch die übrigen Gäste kannten es größtenteils und hatten es lieb

gewonnen. Der Hausherr rief den Kindern zu, den Spieler einzulassen, als dieser bereits mit einer höflichen Verbeugung, das Instrument im Arme, den Saal betrat.

Es war ein hochgewachsener Böhme, reinlich, aber nach echt böhmischer Sitte gekleidet. Dunkle, eng anliegende Beinkleider, ein brauner kurzer Frack, eine dünne Ledermütze mit rundem Deckel, und Stiefel, die nur die halbe Wade bedeckten, bildeten seine einfache Kleidung. Über dem dunklen Gesichte hing düstere Schwermut, aus dem schwarzen Auge flammte die heiße Glut einer zusammenstürzenden Leidenschaft. Die feingebildete Hand, obwohl von bräunlicher Farbe, hätte als Modell für die schönste Männerhand dienen können.

Stillschweigend nahm er den dargebotenen Stuhl an, lächelnd, fast spöttisch, dankte er für die Speisen, die ihm reichlich aufgetragen wurden. Es war etwas Aristokratisch-Anziehendes in dem böhmischen Musikanten.

„Einen Straußischen Walzer!“ baten die Mädchen, denn, meinten sie, auf der Trompter-Marie müsse sich diese wollüstige Raserei der Musik seltsam genug ausnehmen. — Der Böhme nickte bejahend, lehnte sich an die Wand, das Instrument schräg gegen den Fußboden stützend, und spielte mit hinreißender Prägnanz das geforderte Musikstück. Die Gäste vergaßen Essen und Trinken, man hielt die Weingläser schwebend in der Hand, ein Zauber schien aus der einzigen dicken Saite der Trompter-Marie allmächtig über jeden einzelnen zu kommen.

Der Böhme endete und stimmte gleichgültig die Saite.

„Wo habt ihr denn so spielen gelernt?“ fragte der Kirmesvater, „das ist ja, als ob alle guten und bösen Geister an eurer einzigen Saite auf- und niederliefen.“

Um den schönen Mund des Spielers weinte ein bitterer Schmerz. Eine leichte Verbeugung dankte für das beifällige Urteil, indem er ruhig hinzufügte: „Ich hatte lange Übung.“

Die Mädchen waren eingeschüchtert durch das gewaltige Spiel

des Böhmen. Sie nahmen wieder Platz an der Tafel. Der Musikant ergriff das volle Weinglas und rief, es zum Munde führend: „Auf das Wohl aller Glücklichen unter den Schönen!" Flüchtigen Zuges leerte er es aus, ließ es, wie von Begeisterung ergriffen, zu Boden fallen, daß es zersprang und begann die Ouverture zum Don Juan auf der einzigen Saite seines Instrumentes zu spielen.

Es vergingen einige Minuten, ehe wir uns von der Wahrheit dessen, was wir hörten, überzeugen konnten. Nicht ein einzelnes Instrument jubelte in losgelassenem Sinnentaumel, alle Geigen weinten und schluchzten, das Violoncell wehklagte, der Baß brauste zornig dazwischen, wie der Donner des strafenden Gottes, und schmetternd rauschten die Fanfaren der Trompeten in das Leben sinnlicher Verzückung. Es war ein Geisterschauer, der mitten durch den Jubel sein eisiges Frösteln wehte, die Stimme der Warnung, die aus den sprudelnden, glanzfeuchten Weinaugen kniegebeugt flehte und bat. Und aufgelöst, hingerissen von der Allmacht der tönenden Welt, lag eine Totenstille über der freudetrunkenen Gesellschaft, als der letzte hüpfende Jubelton an den nachzitternden Fensterscheiben verklungen war.

Der Böhme lehnte sein Zauberinstrument an die Wand, trank in einem zweiten Glase die Gesundheit des Kirmesvaters und seiner werten Gäste, und ließ den aufgetragenen Speisen, weniger, wie es schien aus Bedürfnis, als der Sitte zu genügen, ihr Recht widerfahren.

„Ihr solltet euch öffentlich hören lassen, lieber Mann," nahm einer von den Anwesenden das Wort. „Geht auf Reisen, besucht die Hauptstädte Deutschlands und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Es wäre himmelschreiend, wenn ein Talent, wie das eurige, auf Kirmeszügen ungekannt verkümmern sollte. Ihr müßt in die Welt, lieber Mann, müßt euch einen bleibenden Namen erwerben und den Lorbeer pflücken, während er grünt."

„Ich komme aus der Welt," versetzte der Böhme, „und bin nicht immer aufgelegt, auf diesem Instrumente die Schmerzen mei-

ner Seele, die Erfahrungen meines Lebens vor tauben Ohren abzuklimpern. Die Menschen hören wohl die Musik, aber sie verstehen sie nur selten. Ich spiele keine Töne, keine Akkorde, ich spiele Lebensjahre, zerbrochen auf den Folterbänken der heiligsten Gelübde!"

Die Gäste verließen ihre Plätze, die jungen Mädchen eilten aus dem Saale. Des Böhmen Augen brannten wie dunkelglühende Kohlen aus den tiefen Augenhöhlen, seine Hände griffen nach dem Rosenkranze, der in glänzenden Bernsteinkorallen an seiner Brust hing. Mit seltsamer, von weltlichem Heiligenschein gehobener Andacht rollten die Perlen durch seine zitternden Finger. Inbrünstig drückte er die Lippen auf die Saite der Trompter-Marie.

Wir Männer hatten uns um den sonderbaren Virtuosen gedrängt. Von mehreren Seiten ward der Wunsch ausgesprochen, uns etwas näheres wissen zu lassen von seinen trüben Lebenserfahrungen. — Er schwieg einige Augenblicke und rieb sich die Stirn, als wolle er quälende Erinnerungen ersticken. Dann stand er auf, verneigte sich mit Anstand gegen uns und sprach: „Ihre Teilnahme macht mich offen gegen meinen Willen. Hören Sie die Geschichte meines Spieles; ich fürchte keinen Mißbrauch derselben." Wir drückten ihm der Reihe nach die Hand und setzten uns im Kreise um den Böhmen. Der junge Virtuos erzählte:

„Die Verhältnisse, unter denen ich geboren ward, verhießen mir ein glücklicheres Leben als das gegenwärtige. Es gebrach mir an nichts, alle Wünsche waren erfüllt, noch ehe ich sie aussprach. Ich besaß im Überfluß, was Sitte, Gewöhnung und Vorurteil zu den höchsten Gütern des Lebens zählen. Meine Eltern waren böhmische Edle, aus einem alten Geschlechte, das in der Geschichte des Vaterlandes sich immer bedeutend ausgezeichnet hatte. Eins unserer Besitztümer lag in dem blühenden Moldautale unweit der Hauptstadt, die wir im Sommer öfters besuchten und den Winter über zum bleibenden Wohnsitze erwählten. Dieser doppelte Lebensgenuß befreundete mich frühzeitig mit Natur und Kunst, und ich

lernte beide mit gleichem Enthusiasmus lieben. Die winterlichen Festlichkeiten Prags regten die Lust in mir auf, dereinst allen Glanz einer hoch gesteigerten Kultur auf das innigste vereinigen zu können mit dem Zauber der Natur. Die Kunst sollte der Verschönerung des Lebens ihre blendendsten Reize leihen, sich aber nie über die stille Einfachheit erheben, worin ihre Göttlichkeit besteht.

Mit den Jahren vermehrte sich der Hang zu diesen phantastischen Ausschmückungen meiner Zukunft, und ich fühlte bald, daß wohl das Schwärmen in der Möglichkeit hoher Zauberfreuden ein Genuß sei, das Verwirklichen derselben aber nur mit den teuersten Opfern erreicht werden könne. — Der Fortschritt an Jahren erweckte neue Bedürfnisse, die Welt, die in der Entwickelung des stillen, inneren Menschen verborgen emporstieg, führte über den gewöhnlichen einen andern Lebenshimmel herauf. Die Leidenschaften wurden lebendig in mir, und mit ihnen die Schmerzen des Lebens, die sich sättigen von den süßesten Empfindungen. Ich trat in die Welt des Glanzes, die nur auf dem spiegelglatten Parkett der Paläste ihr künstliches Dasein fristet. In dem Salon des hohen und reichen Adels begegnete mir zum ersten Male die ganze überströmende Fülle von Schönheit, die Herz und Geist zugleich überwältigt. Musik und Tanz warfen ihre verführerisch reizenden Girlanden um die Unerfahrenheit meines jugendlich frischen Strebens. Keck und fröhlich ergriff ich den flatternden Schimmer und schwebte unter den lächelnden Bogen dahin auf dem Wogenschwall der Töne.

Der Sinn für Musik hatte bisher unbeachtet in mir geschlummert. Berührung des Momentes und Leidenschaft rüttelten ihn schnell auf und ließen ihn ebenso rasch zur Schwärmerei anwachsen, wie alles übrige, was meinem Wesen entsprach. Ich begann für Musik zu schwärmen, wie ich für die Natur geschwärmt hatte und noch schwärmte. Der neue Zuwachs an heißen Bedürfnissen ermüdete nicht mein heftiges Begehren. Anlage verband sich mit Leidenschaft, und in kurzer Zeit konnte ich mich ebensowohl als ge-

wandter Tänzer wie als guter Violinspieler in geselligen Zirkeln sehen und hören lassen.

Als die Saison zu Ende ging und Anstalt getroffen wurde, den Aufenthalt in der Hauptstadt mit den stilleren Freuden des Landlebens zu vertauschen, fühlte ich, daß diese Ortsveränderung ein Riß in meinem Glücke sein würde. Ich suchte Maßregeln zu ergreifen, um in der Metropole bleiben zu können und fand meine Bestrebungen mit Erfolg gekrönt. Meine Eltern ließen mich in der Stadt zurück, wo ich bei Verwandten den Studien oblag, die mir am meisten zusagten. Die Heiterkeit meines Volksstammes, die unablässig herausbricht in Musik, Gesang und Tanz, verschönert das Leben in Prag ebensosehr, als die Menge von Fremden, die ihre Wanderungen immerwährend hindurchführen. Großartige Erinnerungen stählen den Mut, jede Straße hält öffentlich Vorlesungen über die Weltgeschichte, die versteinert, mit geschlossenem Auge in den Palästen und Türmen schläft, womit die alte Tschechenstadt umpanzert ist. Doch hatte mein Auge wenig Licht, diese schlummernde Geschichte zu beleuchten, denn der Winter mit seinen glänzenden Freuden und rauschenden Vergnügungen hatte andere Räume in mir erhellt. Die Liebe schlug gewaltsam an mein Herz und steigerte durch das Unbewußte ihrer Natürlichkeit mein leidenschaftliches Wesen.

Diana, ein Mädchen von kaum sechzehn Sommern, geschmückt mit allen Reizen jungfräulicher Anmut, zu denen sich hohe Vorzüge des Geistes gesellten, riß mich unaufhaltsam in den Kreis ihres schuldlosen Zaubers. Gleiche Neigungen, denen doch wiederum nicht die interessanten Gegensätze fehlten, brachten uns schnell in nähere Berührung, und wir lebten und webten nur im gegenseitigen Anschauen, lange zuvor, ehe der winterliche Frost dem Schmelz des Frühlings und seinen duftigen Hoffnungen wich.

Damals hätten wir beide nie den Jammer geahnt, der aus dieser unschuldigen Begegnung für uns erwachsen sollte. — Dianas Eltern standen in einem seltsamen Gegensatze zu ihrer Tochter.

Diana war ganz Leben, voll naiver Heiterkeit, sprudelnder Laune, hinreißender natürlicher Koketterie, die immer verschönt und anzieht, wenn sie nicht Produkt des Bewußtseins, sondern reines Ergebnis der Entwickelung ist. Ihre Eltern dagegen starrten den Scherz der Welt an, wie träumende Sphinxe. Faltiger Mißmut lag auf den trüben Gesichtern, in ihren Augen lachte keine selige Lebenslust, kein kecker Freiheitsgedanke, keine süße Lust zum Sündigen, ohne welche Tugend und Frömmigkeit nur Ekel erregen und frevle Kasteiung. So oft die Tochter lachte und freudenvolle Blicke dem Leben ans Herz warf, zogen dunklere Wolken über die bigotten Klostermienen der Eltern, und wir mußten in geheimster Verschwiegenheit unsere Welt aus zitternden Küssen erbauen, wenn nicht ein unheilvolles Ungewitter über uns ausbrechen sollte.

Instinkt und Lebensart ließen uns gegenseitig unsere Leidenschaft verbergen, die um so heftiger wuchs, je geheimer sie genährt ward. Das stille, verlangende Warten steigerte den Wunsch, Befriedigung zu finden im höchsten Glücke, und auf der schwanken Leiter der Sehnsucht erklomm täglich mein Herz die Wohnung Dianas, die, nahe am Waldsteinschen Palaste gelegen, eine reizvolle Aussicht eröffnete über die Kleinseite, den palastgekrönten Hradschin und die Ufer der breiten Moldau.

Der düstere Katholizismus, dem Dianas Eltern täglich einen Teil ihres kargen Glückes zum Opfer brachten, bot uns nur spärliche Augenblicke zum Sprechen und Sehen. Die Bigotterie ist eifersüchtig wie die Liebe. Jene betet den Staub alter Satzungen und den Zorn eines gefürchteten Gottes an, wie diese die blühende Weltlust und den Schaum des Lebens, der herabfließt aus dem Freudenhimmel eines glücklichen, heitern Schöpfers. Die Bigotterie fürchtet das Glück der Liebe als Nebenbuhler, sie muß sie töten oder selbst der Macht eines kecken und lebenskräftigen Gegners erliegen.

Noch heut ist es mir unbekannt, ob Dianas Eltern unsere

Liebe geahnt haben mögen. Wie dem aber auch gewesen sein mag, der Erfolg bleibt derselbe. Diana, listig und doch fromm und schuldlos, ersann bald ein Mittel, das zu ungestörtem Glücke führen mußte. Der Waldsteinsche Garten grenzte an das Haus, das sie bewohnte. Nur eine hahe Mauer schied beide Besitztümer. Diana wußte sich ihr Schlafzimmer mit der Aussicht auf den strahlenden Palast mit seinem Garten zu wählen, und die Eltern gaben dem Eigensinne der Tochter nach, da sie behauptete, sie würde vor Kummer krank werden, könne sie nicht mehr hinabsehen auf das goldene Kugelspiel der Fontänen, die Pracht der Gewächse, den stillen Reiz des Laubbosketts.

So stieg mit jedem Tage der heitere Bogen, auf denen Glück und Liebe auf und nieder wandelten. Kaum warf der Abend seine goldenen Funken in das fruchtbare Moldautal herab, so schlüpfte ich durch die Pforten des Palastes und verbarg mich in den künstlichen Stalaktitenhöhlen, die einen Teil des Gartens begrenzten. Hier unterhielt ich mich mit den fremden Vögeln, die der Graf auf dieser Seite nährte und machte mich bald so bekannt mit den gelehrigen Tieren, daß sie nie durch lautes Geschrei die Anwesenheit eines Menschen verrieten. Sobald die Nacht hereinbrach, flog ich dem Ende des Gartens zu, ein Nachtigallruf gab Diana mein Dasein kund, und eilig fiel eine zierliche Strickleiter von dunkler Seide über die Mauer herab, auf der mit leichtem Zephirtritt Diana selbst in meine Arme glitt.

Nur der Mond belauschte unser Liebesglück, das stille Flüstern des Flieders mischte sich in unser Gespräch, und erst, wenn der kältende Tau sein silbernes Perlennetz über die Erde warf und flammende Funken im Osten am Horizont aufflogen, geleitete ich Diana hinauf an ihr Fenster und schwelgte noch in Kuß und Scherz, bis sie mit sanfter Gewalt mich zur Flucht nötigte.

Einen ganzen Sammer bis tief in den Herbst hinein währte dieses Glück ungestört. Niemand schien es zu ahnen, niemand das geringste Hindernis uns in den Weg legen zu wollen. Ich

kam mit Diana überein, nach Verlauf des Winters bei den Eltern um ihre Hand zu werben, deren Zusage ich mit Gewißheit erwartete, da unserm Ermessen nach kein Grund zur Verweigerung vorhanden war. Das Leben im Winter glich dem des vergangenen. Der Scherz zog sich in die Säle zurück und bewegte sich inniger und trauter im engen Kreise als in der unbegrenzten Natur. Nur Dianas Eltern wurden immer stiller, verschlossener, menschenfeindlicher. Sie mieden alle geselligen Kreise und suchten selbst die Tochter möglichst von den rauschenderen Vergnügungen, die Bildung und Sitte gebieten, abzuhalten. Um den Eltern zu gefallen, zerdrückte Diana nicht selten die schönsten Blüten freier Weltbegegnungen, und zum ersten Male mischte der Schmerz seine Bitterkeiten in den unbegrenzten Friedensreiz unserer bisherigen Liebe. Es entstand ein Zwiespalt, der bei mir gewaltsam auszubrechen drohte. Ich wollte wissen, weshalb Diana Freuden verboten wurden, die ja nur zu einem heitern Lebensgenusse, nie zu sündiger Lust beitragen konnten. Von meinen Bitten bestürmt, versprach mir Diana, ihre Eltern darum zu befragen.

Es vergingen einige Tage, ohne daß ich Gelegenheit hatte, meine Geliebte zu sehen. Ein großes Fest bei einem der reichsten böhmischen Grafen vereinigte am Schlusse des Winters alle in Prag anwesenden Edlen. Auch ich ward geladen und zweifelte nicht, Diana ebenfalls dort zu treffen. Die Gesellschaft war glänzender als je. Was Anmut und Schönheit aufbieten konnte, um einen Feenglanz in den reich verzierten Sälen zu verbreiten, das hatte sich hier versammelt — nur Diana suchte ich vergebens in stiller Liebesraserei. Ich durchwachte eine wüste, schwere Nacht. Der frühe Morgen trieb mich nach der Wohnung ihrer Eltern. Es war alles still, nur ein einziger Diener meldete mir, daß seine Gebieter schon vor einigen Tagen mit ihrer Tochter Prag verlassen hätten und es wahrscheinlich nie wieder besuchen würden. Diana sei von ihrer Geburt an dem Himmel verlobt und werde in wenigen Wochen das Noviziat antreten.

Hätte mir jemand den Untergang der Welt in dieser Stunde prophezeit, und wären die Anzeichen davon an dem Firmamente in den schreckenerregendsten Erscheinungen sichtbar geworden, meine Seele hätte nicht mehr zittern können, als bei dieser Nachricht. Mit Mühe nur erfuhr ich den Ort, wohin sich Dianas Eltern vorläufig mit dem Opfer ihrer Bigotterie gewendet hatten. Eine Stunde später eilte ich den Entflohenen mit den schnellsten Pferden nach. Es kostete Mühe und Geduld, ehe ich mit Gewißheit erfuhr, wo sie sich aufhielten. Erst an der steierischen Grenze entdeckte ich ihre Spur und erreichte sie endlich in einem der abgelegensten Alpentäler. Meine Bitten, mich Dianen nur sehen zu lassen, blieben fruchtlos. Der orthodoxe Kirchenglaube hat kein Herz. Mit den Begierden und Lüsten schlägt er auch die Gefühle, diese Gebote der Gottheit im Menschen, an das Kreuz. Versöhnung ist ihm Vernichtung, das wahre Leben glaubt er allein zu erblicken in der Aschenblume des Moders. Er bestäubt die Seele mit der falben Spreu des Grabes, um desto ruhiger sterben zu können. Um sich die Qualen zu ersparen, die aus Nichtbefriedigung der heiligsten Begierden entspringen, erwürgt er unbarmherzig alle Freuden. Er hält einen universellen Freudenmord, damit nicht zufällig diejenige ihm entgehen möge, an welche sich mit der Heiterkeit des Lebens eine prekäre himmlische Seligkeit knüpft.

Nach langen Unterhandlungen bewilligte mir Dianas Vater eine Unterredung, deren Ergebnis für mich die Besiegelung meines irdischen Elendes war. Von ihm erfuhr ich, daß ein heiliges, unauflösliches Gelübde ihn und seine Gattin verpflichtete, ihr einziges Kind der Kirche und der heiligen Jungfrau zu weihen. Unberührt solle es bleiben von dem Gifthauche weltlicher Freudigkeit. Ein gottgläubiges Gemüt schließe sich freiwillig ab vom Glanz und Schmuck der Welt, und finde allein Trost im Seufzer des Gebetes und im Hinblick auf über- oder nachirdische Freuden. Wer glücklich sein wolle, müsse dulden auf Erden; die Träne baue himmlische Tempel in der bessern Welt, und nichts sei heil-

bringender für ein junges, schönes Mädchen, als wenn sie Jugend und Schönheit mit allen sie begleitenden Freuden der ewigen Jungfrau widme.

Mir wollte bei dieser Beruhigungsrede eines kalten, bigotten Halbtoten das Herz brechen vor Schmerz und Zorn. Die Jungfrau Maria ward mir ein Abscheu in tiefster Seele; ich fühlte, daß diese Jungfrauschaft mich elend gemacht habe auf die ganze Dauer meines Lebens. Und gerade Unglück ist geeignet, die Schwächen an Welt, Menschen und Gott schnell zu entdecken. Wie die Sünde klug, so macht das Unglück scharfsinnig. Und wird sich die Welt einmal insgesamt recht herzhaft unglücklich fühlen, so feiert sie in diesem Moment bereits den Geburtstag des Glückes. Der Schmerz macht frei, der Kummer nur schlägt uns in Fesseln. Bigotterie und Rechtgläubigkeit werden verschwinden, wenn ein unendlicher Schmerz die Welt zerfleischt. Dann wird eine neue Religion, die Religion der Freude, des Lebens, der ewigen Liebe geboren werden, und in ihr wird die alte sterben, auf deren Altären man Herzen opfert, nachdem man sie zuvor langsam in Gram und Schmerz und Angst getötet hat.

Voll Ingrimm, krank an Leib und Seele, mit zerknicktem, matt schlagendem Herzen verließ ich den religiösen Henker seines eigenen Kindes. Ich sah Diana nie wieder, aber ich hörte ihre Stimme, den Liebesschmerz, den sie im Gesange in die Wüste der erbarmungslosen Klostermauern hineinhauchte. Ich hörte ihr Spiel, mit dem sie in die Öde der engen Zelle den früheren Himmel ihres Glückes hereinziehen wollte. Aber Musik und Gesang verhallten teilnahmlos an der kalten Wölbung, die zum Himmel empor die leblose Brust reicht, nicht um Nahrung zu geben, sondern um sie zu erbitten.

Diana ward nach kurzer Rast eingekleidet. Ungesehen von ihr, und ohne sie selbst erblicken zu können, wohnte ich in einer Kapelle dieser Grablegung eines bräutlichen Herzens, eines lebenswarmen jungfräulichen Leibes bei. Als die Zeremonie vorüber

war, stürzte ich mich in die nahe Waldung und irrte in den Bergen umher, die mitleidig die Stille des Tales vor dem Lärm der Welt schützten. Nachdem ich in fruchtlosem Zorne meine Kraft erschöpft hatte, kehrte ich in den Ort zurück, wo das Kloster lag. Alle Sonn- und Festtage hörte ich nun Dianas Gesang aus dem dicht vergitterten Gemache, worin die Nonnen dem Gottesdienste beiwohnten, und des Abends schwirrte das Beben einer Saite über das ganze Tal, worin ich den Griff Dianas wieder erkannte. Sie spielte die Harfe mit vielem Geschick und tiefem Gefühle. Die strenge Regel des Klosters aber erlaubte den Nonnen zur Steigerung ihrer Heiligkeit nur die Trompter-Marie, weil es nur der größten Geschicklichkeit allein gelingt, dieser einzigen Baßsaite weltlich scherzende Töne zu entlocken. O, die Heiligkeit ist tyrannisch! Das Privilegium, fromm zu sein, muß teuer erkauft werden! Um die Schuldlosigkeit der Natur und rein menschlicher Herzensbewegung nicht eindringen zu lassen in die Feuchte klösterlicher Abgeschlossenheit, verbannt die Bigotterie auch den mildesten Genuß des Lebens, die Musik, diese sanft einschläfernde Amme alles Unglücks und tiefsten Seelenwehes aus ihren heilig-heillosen Grabgewölben. Nur Instrumente, die der Ärger über die Freudigkeit im Leben erfunden hat, werden erlaubt. Die Trompter-Marie ist ein solches, ursprünglich nur für den Himmel und seine betende Langweiligkeit bestimmtes Instrument. Nur ein Abt allein, voll von Menschenhaß und bitterem Groll, kann in den Stunden des finstersten, religiösen Müßigganges auf den Gedanken gekommen sein, ein Instrument wie die Trompter-Marie zu bauen.

Mein frühestes Jugendleben hat mich vielfach mit den niedersten Volksklassen in Berührung gebracht. Ich fand eine angenehme Zerstreuung im Umgange mit diesen ungekünstelten Menschen und ergötzte mich an ihren Festen, Freuden und Schmerzen. Am meisten liebte ich den Tänzen zuzusehen, die nicht aller nationalen Färbung entbehrten, wenn auch Zeit und tiefer eingreifende Kultur-

bestrebungen täglich mehr daran verwischen. Bei diesen volkstümlichen Vergnügungen fehlte nie die beliebte Geige, ohne die böhmische Heiterkeit undenkbar ist. Seltener, doch oft genug, um sich genauer damit bekannt zu machen, wurde die Trompter-Marie gespielt, die mit ihren tiefen Baßtönen und dem hohen flötenartigen Schmelz der Saite wenigstens zwei Instrumente ersetzte. Damals lernte ich zuerst dieses eigentümliche Instrument kennen, das sich aus den Klöstern, wer weiß durch welchen Zufall, unter das Volk verloren hat. Später, als mich Geburt und Erziehung in die größere Welt führten, verloren sich mit den Jugenderinnerungen auch deren Freuden. Kaum hörte ich in langen Zwischenräumen den Namen der Trompter-Marie nennen, das Instrument selbst sah ich nie wieder. Erst jene klagende Stimme, die sich aus dem Gitter der düstern Klosterkirche mit den heiteren Klängen der Baßsaite verschmolz, rief jene glücklicheren Tage wieder in mein Gedächtnis zurück. Und seit ich wußte, daß nur die Besorgnis der kirchlichen Askese, es möchte mit den vollen Harmonien der Musik Wollust und Lebensliebe sich einschleichen in das Grab der zur Frömmigkeit Verurteilten, den Nonnen diese karge Erheiterung gewährte, ergriff mich eine Art diabolischer Raserei. Mir war es, als fühlte ich mich dazu berufen, die Bosheit des bigotten Gedankens in seiner eignen Schöpfung zunichte zu machen. Meine gequälte Seele, die in verzehrender Glut zu der engen Zelle hinaufstieg, in der Diana weinte, füllte sich von Tag zu Tag mehr mit schrillend lustigen Weltgedanken. Die Gedanken wurden Musik, die jubelnd wie ein Bajazzo sich mit der Melancholie meines gebrochenen Gemütes neckte.

Jedes Mittel, Diana von meiner Treue Kunde zu geben, war mir genommen. Umsonst mühte ich mich ab, den Versuch einer Annäherung zu wagen. Die Aufsicht war zu streng, und die Folgen würden für uns beide eine ewige Trennung gewesen sein. Da kam mir der Gedanke, auf dem nämlichen Instrumente, das der heilige Zwang des Klosters der Liebebedürftigen in die zit-



ternde Hand gab, ihr mein Leid zu klagen und die fromme Sehnsucht in einen heitern Weltgesang zu übersetzen. Mich ergötzte dieser Entschluß, und mit wahrem Wollustbeben verschaffte ich mir eine Trompter-Marie, um Rache zu nehmen an den bigotten Verrücktheiten der Kirche. Nennen Sie es Wut, Raserei, diabolische Verzückung, satanische Schadenfreude, oder wie Sie sonst wollen, genug, das innere Bedürfnis ward so mächtig in mir, daß ich ihm folgen mußte, gleichsam von unwiderstehlicher Gewalt fortgerissen. Es war mein Wunsch und Wille, in sinnlicher Musik den unheiligen Zweck, der das Instrument erfunden, gänzlich zu vernichten. Den Psalm wollte ich parodieren und umschmelzen in ein wollüstiges Liebeslied. Das Salve regina sollte unter der Sinnenglut meines Fingers sich auflösen in ein verführerisches Girren leidenschaftlichen Begehrens. Ich wollte glücklich werden auf Kosten meines eigenen Herzens. Nur Liebe zu Diana, Rache an der bigotten Rechtgläubigkeit und dem dummstolzen Wahne klösterlicher Abtötung des Lebens trieben mich zu Freveln, mit denen mein Herz ursprünglich keine Gemeinschaft hatte. —

Mit leidenschaftlichem Eifer übte ich mich jetzt auf dem Instrumente. Bald ward es meiner Ausdauer und der dämonischen Kraft der Rache möglich, die Schwierigkeiten zu besiegen. Die Saite ward von einer glühenden Seele belebt. Sie lispelte, klagte, weinte, jauchzte und raste, wie mein stürmisch bewegtes Gemüt. Was ich dachte, verriet die Trompter-Marie fast ohne meinen Willen, sobald der Finger die Saite berührte. Ich ward ein Virtuos, nicht aus Neigung, sondern aus Gram, Liebeswut, Rache und Gotteslästerung. So gebildet schlich ich mich allnächtlich in die unmittelbare Nähe des Klosters. Eine Baumgruppe schützte mich vor den Blicken der Späher. Dort wartete ich die letzte Hora ab, prägte die Melodie meinem Gedächtnisse ein, und schimmerte in Dianas Zelle der trübe Lampenschein, der den Kummer eines gebrochenen Herzens nur düster beleuchtete, so begann ich in sinnlich bewegten Tönen die Hora zu parodieren, und die betende

Andacht raste wie eine sinnlichkeitstrunkene Bacchantenschar um die toten, öden Klostermauern.

Noch heute weiß ich nicht, welcher Wahnsinn mich zu so tollem Treiben fortriß; aber es lag ein unaussprechlich süßer Reiz für mich in dem Bewußtsein, die Frommtuerei um ihre lichtscheue Ausgeburt betrogen zu haben, und der Welt und ihren Freuden wiedergeben zu können, was diesen allein zukommt. Denn die Musik soll, sei sie nun weltlich oder geistlich, doch immer getragen werden von der Leidenschaft. Musik muß von sinnlicher Glut durchleuchtet werden, sonst wird sie unpoetisch und profan. Darum ist die heiligste Musik die sinnlich hinreißendste, nur verklärt durch die Allgewalt der Begeisterungsflamme, die sie umweht und überflutet.

Diana erriet bald in der Dämmerung ihrer Zelle, wer der frevelnde Musikant sei. Sie bemühte sich, in ähnlichen Tönen, wie sie um die Klostermauern jauchzten, zu antworten; aber ihr Geist war zu gedrückt, um in so kecken Griffen wie ich die Gottheit herausfordern zu können. Die Trompter-Marie blieb in Dianas Händen auch unter der Lust, sie mißbrauchen zu wollen, ein heiliges Instrument. Nur mir gelangen immer kühnere Töne, immer frivolere Gedankenverkleidungen, und selten verging eine Nacht, wo nicht der Maskenzug der Töne in wild-harmonischer Raserei aus der Saite meiner Trompter-Marie heraussprang und um die Zellen der Bräute des Himmels in hundert verlockenden Gebilden schwärmte. Meine Lust an diesem bittern Scherze, der mich nur schmerzlicher mein eigenes Elend fühlen ließ, wuchs mit dem Gelingen. In wenigen Wochen predigte ich allnächtlich den Aufruhr gefangener Sinnlichkeit. Ich spielte die wildesten Introduktionen zu einer Revolution aller Begierden, zu einer neuen Bilderstürmerei. Aus meinem Instrumente donnerte der brausende Racheruf einer toll gewordenen Menschheit gegen einen eingebildeten Himmel. Wären Töne Worte gewesen, mit diesen Worten hätte ich hundertjährige Vorurteile zertrümmert, Reiche

gestürzt, das Allerheiligste des Himmels gestürmt und die tiefsten Mysterien der Gottheit selbst unter Lachen und Scherzen entweiht. Die Trompter-Marie wäre zur Schlachttrompete geworden, die alle Welt aufrief zum Kriege gegen den Irrtum der Kirche, gegen die Tollheit der Dogmen, gegen den Wahnwitz der Frömmelei, gegen den Jesuitismus der Tugend. Das Kind fiel ab von dem heuchlerischen Vater und verlangte, Standrecht zu halten über die Verbrechen von Jahrhunderten. —

Mein rücksichtsloses Gebaren konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Der Guardian des Klosters zog Erkundigungen ein, ich ward entdeckt, eingekerkert, dem geistlichen Gerichte überliefert. Diana, so sagte man mir, sei durch mein Spiel geisteskrank geworden. Die Sinnenlust meiner sündhaften Töne hätte die Keuschheit ihrer reinen Seele verpestet, sie habe gerungen mit aller Macht einer Verlobten des Himmels, aber, angesteckt von irdischer Liebe, sei sie der Ohnmacht der Natur erlegen. —

Wieviel von diesen Gerüchten ersonnen sein mochte, habe ich nie erfahren. Gewiß ist, daß Diana erkrankte, lange Zeit in der Fieberglut des Herzens und der Krankheit furchtbare Phantasien hatte, und endlich nach langen Leiden an dem bigotten Glauben des mittelalterlichen Katholizismus verstarb. — Ich ward der vorsätzlichen Gotteslästerung angeklagt, mußte jahrelang im dunstigen Kerker schmachten, verlor währenddessen meine Eltern durch den Tod und fand mich, endlich wieder in Freiheit gesetzt, als Bettler allein auf der weiten Erde.

Mein Vermögen war konfisziert und der Kirche geschenkt worden. Die Eltern, hieß es, seien aus Gram gestorben und hätten die Schenkung ihrer Besitztümer an die Kirche selbst verlangt und unterzeichnet. Mir blieb nichts übrig, als das Leben eines verstoßenen Bettlers. Die Trompter-Marie hatte mir die Ruhe des Herzens, das Glück der Welt geraubt.

Es verging eine geraume Zeit, ehe ich mich dem verhängten Schicksale fügen konnte. Noch stürmte die Lust des Lebens und

unterdrückter Jugendmut in mir, nur Dianas Verlust und Tod lag wie der Druck einer Welt auf meinem verkümmerten Dasein. Ich irrte unstet umher, den Fluch auf der Lippe, tief in der Brust die Wehmut eines gebrochenen Geschlechtes. Ich trauerte nicht über mein eigenes Unglück, das düstere Verhängnis folterte mich, das ich lauernd heraufziehen sah über Welt und Zeit, seit beide sich dem Bestreben, heilig zu werden durch schnöde Gebete, verschrieben hatten. Als die Ruhe wieder den Verstand walten ließ, fand ich es angemessen, mit dem verschwiegenen Weh meines Lebens durch die Welt zu wandern, nur begleitet von dem Instrumente, womit ich Rache genommen an dem düstern, lebensfeindlichen Geist der Klöster. Ich durfte ja nur vollenden, was ich angefangen, so war ich gerettet und hatte großmütig zum Guten gewendet, was nur Böses schaffen sollte.

Von neuem übte ich mich auf der Trompter-Marie. Seit ich unglücklich geworden, fand ich in der Musik eine Befriedigung, die ich nicht Trost nennen möchte, aber die doch ungefähr die nämliche Wirkung hervorbrachte. Ich sprach mit meinem Instrumente, und dieses antwortete in den Tönen der Liebe, mit demselben lebensvollen Schmelz der Stimme, womit in den Tagen des Glückes Diana mir Himmel und Erde zum Paradiese schuf. — So geübt, suchte ich mein Talent geltend zu machen. Ich glaubte ein Recht zu haben auf Anerkennung, doch nur einmal gelang es mir, Gehör zu finden vor dem Publikum. Fromme Seelen fanden eine Profanation des Heiligsten in weltlicher Handhabung eines Instrumentes, das ursprünglich heiligen Zwecken allein dienen sollte. Es ward mir untersagt, mich öffentlich hören zu lassen. Ich war abermals verarmt und sah nur Rettung in einem freiwilligen Herabsteigen zu dem Volke, bei dem ich zuerst die Ursache meines Unglücks kennen gelernt hatte. Bei dem freien Sohne der Natur konnte ich auf Anerkennung rechnen und wenigstens ein Leben fristen, das ich zwar längst schon haßte, aber nicht von mir stoßen mochte, weil ich Trotz für eine Tugend hielt.

Ich floh in die Wälder, ging von Dorf zu Dorf, spielte allein oder in Gesellschaft mit herumziehenden böhmischen Musikanten und fand überall bei den natürlichen Menschen die Achtung, die jeder der Kunstfertigkeit gern zollt. So ward ich ein hausierender Musikant, meine Herren. Ich handle ohne Worte mit dem Schmerze meiner Seele, mit dem Schluchzen meines Herzens. Die Saite bittet für mich, wenn ich dürste und hungere. Sie betet zu Gott, wenn der Fluch meine festgeschlossene Lippe spaltet. Sie tröstet mich, wie das Auge einer Geliebten, wenn die Verzweiflung, diese Hyäne des Lebens, heißhungerig meinem armen Dasein die Zähne weist. O, ich bin glücklich, sehr glücklich im Besitz dieser Trompter-Marie! Ich bin so glücklich, mein Unglück zu begreifen, was nicht alle Tage vorkommt! — Es ist meine Lust, die Kirchweihfeste auf den Grenzen mit meinem Spiel zu verherrlichen. Ich spiele den bewußtlos Freudigen den Schmerz in die Seele hinein, daß sie traurig werden und der Wein ihnen nicht mundet. Ich wandere als böhmischer Musikant von Ort zu Ort und stimme überall meine Trompter-Marie, um allen zu verkündigen, daß es Zeit sei, zu begreifen, woran es gebricht auf Erden. Die Trompter-Marie ist der Dolmetscher meiner revolutionären Gedanken, der Adjutant, der die Befehle meines rebellischen Herzens in die Ohren der gewappneten Menschheit ruft. Wie ich im unbegrenzten Drange die flache Heiligkeit parodiert und verwandelt habe in freie Weltlust, so will ich auch als hausierender Musikant die teuer erkauften Schätze an die Menge verhandeln und sie lehren, was not tut. Ich hab' es empfunden und erlebt, daß es keine Keuschheit ohne Liebe, keine religiöse Andacht ohne sinnliche Glut, keinen Gott ohne die Pracht der Schöpfung gibt! —

„Da haben Sie meine Geschichte," schloß der Böhme. „Sie ist seltsam genug und wird Sie gestört haben in Lust und Scherz. Tun Sie nach den Anforderungen meiner Trompter-Marie. Es ist ein melancholisches Instrument, das seinen Ursprung niemals verleugnen kann, aber es ist eine lustige Melancholie, die immer

mit einem Auge weint, mit dem andern lacht. Sie hat ein doppeltes Gesicht. Die Gegenwart nnd die Zukunft küssen sich in ihr mit brüderlicher Innigkeit. Ehe ich scheide, mag sie nochmals sprechen zum Dank für Ihre Gednid und Aufmerksamkeit." — —

Der Spieler griff nach dem Instrumente und sprach in einer ungestümen Phantasie seine aufgeregten Gefühle zur Ruhe. Ein dämonischer Geist rang wimmernd mit dem Netz der Töne, das der eigentümliche Spieler über ihn auswarf. Kein Scherz sprang mit herzlichem Gelächter in den schweigenden Raum, er war verhüllt mit dem dunklen Schleier einer melancholischen Wehmnt. Als er geendet hatte, reichten die Gäste dem Musikanten reichliche Gaben. Der Böhme nahm sie lächelnd hin, warf sein Instrnment über die Schulter und ging mit raschen Schritten dem nahen Walde zu.

Erst spät fand die Gesellschaft die heitere Stimmung wieder, die vor dem Erscheinen des unglücklichen Musikanten herrschte. Sooft aber in späteren Jahren das Kirmesfest wieder gefeiert ward, erinnerten sich die Gäste des unheimlichen Virtnosen. Er selbst ließ sich nie wieder in der Gegend sehen, und ich habe seitdem keine Trompter-Marie mehr leiden mögen.

Das Portiunkulafest

Eine böhmische Novelle

1830

„Habt ihr schon die braune Marianne gesehen?" Mit dieser Frage trat einer unserer Schulkameraden grüßend in die Klasse. Am Tage vorher war eine Bereiter- und Seiltänzergesellschaft angekommen, die man uns als besonders geschickt gepriesen hatte. Wir, damals noch unbefangen und keineswegs sehr kritisch gestimmt, freuten uns schon im voraus auf die zu erwartenden graziösen Luftsprünge und vergaßen darüber ganz die Künstler. Die uns überraschende Frage ward demnach ziemlich unisono mit Nein! beantwortet.

„Dann wißt ihr nicht, was schön ist!" fuhr der enthusiastische Berichterstatter fort. „Gestern abend noch habe ich mich bei der Gesellschaft eingeführt, im ganzen ein sehr gewöhnliches Gesindel, aber die braune Marianne, alle Wetter! das ist ein wundervolles Kind! Heut nachmittags um vier Uhr gibt sie die erste Vorstellung. Es wird nicht gar so pünktlich angehen — um vier Uhr sind die Schulstunden geschlossen — wie ist's — wollen wir in pleno nach der Schießwiese? Wenn wir uns als „Studenten" melden lassen, haben wir's ohnehin wohlfeiler, und am Ende tanzt die kleine Hexe noch obendrein eine Extratour uns zu Ehren."

Zu einer solennen Beratung war die Zeit zu kurz. Des Kantors bekanntes Husten ließ sich bereits hören, wir mußten unsere

Gedanken sammeln und einstweilen Seiltänzer und braune Marianne zu vergessen suchen. Ehe indes noch die Mittagsstunde herankam, ward allgemein beschlossen, die „böhmische Göttin", wie wir das unbekannte Mädchen auf gut Glück hin nannten, zu bewundern. Die zu unserem Vorhaben erforderliche Erlaubnis des Klassenlehrers ward von uns gezwungenen Legitimisten gebührend eingeholt, und damit zugleich ein früherer Schluß der letzten Nachmittagsschulstunde erreicht. Ehe noch das läutende Glöckchen vom Turme des alten Rathauses die vierte Stunde verkündete, oder, um mit den Bewohnern Zittaus zu reden, bevor „die Ziege über den Markt lief", zogen wir allesamt wohlgemut zum finsteren böhmischen Tore hinaus.

Es war ein warmer, heller Julitag. Der prachtvolle Halbkreis von Gebirgen, der die fruchtbare, reich angebaute Lausitz nach Böhmen hin umschließt, lag in mattblauen Duft gehüllt und gab der Landschaft eine südliche Färbung. An solchen Tagen verliert sich der Charakter des Nordens fast ganz in jener Gegend, selbst die Menschen, sonst eckig, schroff und, wenn es not tut, grob — was, beiläufig gesagt, der echte Oberlausitzer für bieder hält — werden ausgelassen heiter. Fehlt es ihnen dabei auch an dem sprudelnden Humor des eingeborenen Südländers, so wird dieser Mangel hinlänglich wieder ersetzt durch eine edle Treuherzigkeit, die sich gern mit Intelligenz verschwistert, ohne von deren Kälte das Herz berühren zu lassen.

Auf der weiten, grünen Schießwiese flatterten bunte Lappen, Fahnen genannt. Ein kreisrunder Platz, von Brettern umgrenzt, bezeichnete den Ort, wo die Reitergesellschaft ihre Vorstellungen geben wollte. Ein luftiges Zelt verbarg diese selbst den neugierigen Späherblicken der Zuschauer. Unserer kleinen Gesellschaft wurde ein besonderer Platz eingeräumt, von dem aus wir ohne kritische, den Genuß störende Anwandlungen den bald beginnenden Kunststücken zusahen. Obgleich die Künstler nicht unter die Virtuosen zu zählen waren, so gaben sie sich doch Mühe



und gefielen. Dennoch wurden wir ungeduldig. Unserm Verführer ward schon von einigen hitzköpfigen Freunden der Lohn in vollwichtigen Rückenpüffen ausgezahlt, da noch immer seine laut gepriesene Marianne nicht erscheinen wollte. Ein zwischen A-Dur und C-Moll hin und her lavierender Trompetenton unterbrach dies kleine Faustexerzitium, und der Bajazzo kündigte „die unvergleichlich kleine Mariann'" als Masurin an. Augenblicklich trat Ruhe ein, der bearbeitete Knabe drohte seinen Peinigern, die luftige Zelttür flatterte auseinander, und auf einem blendend weißen Schimmel sprengte die erwartete böhmische Göttin in die Reitbahn.

Es war eine zarte Gestalt, von schlankem Wuchse und ungemein schönen Formen. Ihre Kleidung konnte man kostbar nennen, vielleicht aber erhob auch nur die höchst elegante Toilette den scheinbaren Wert derselben in unseren Augen. Obwohl das Mädchen kaum zwölf Jahre zählen mochte, überströmte es doch der volle Reiz jungfräulicher Reife. In die malerische Tracht der Masuren gehüllt, schien sie, mit verschränkten Armen frei auf dem mutigen Rosse stehend, mehr zu schweben als zu ruhen. Eine purpurrote Konfederatka umschloß, wie eine düstere, blutige Wolke, die schönste Stirn, die je ein reizendes ovales Gesicht mit holdem Zauber schmückte. In rabenschwarzen langen Flechten, nur lose von blauen Bändern umschlungen, fielen die schönen Haare über Nacken und Rücken herab. Das Mädchen glich in ihrer sichern Haltung, mit der sie unbeweglich auf dem rasend forteilenden Pferde stand, einer bronzenen Statue. Denn der Teint der jungen Künstlerin war von dunkelstem Braun, kaum die Wangen vom Pulsschlag des Blutes lichter angehaucht. Über dem tiefschwarzen Auge, das brennend, aber ruhig auf den Gegenständen haftete, wölbten sich in zwei feinen Halbbogen die Augenbrauen, unter denen die Augenlider, lichter gefärbt als die übrige Haut, mit den langen Seidenwimpern wie Schmetterlingsflügel oft seltsam auf- und niederflogen. Unser aller Augen vergaßen über dieser

wunderlieblichen Erscheinung die außerordentlichsten Kunststücke, die das braune Mädchen mit der anmutigsten Grazie ausführte. Wir beklatschten nicht die Kunst, die Geschicklichkeit, mit welcher sie das wilde Pferd leitete und dabei die halsbrechendsten Stellungen, Sprünge usw. entwickelte, sondern nur das seltene Geschöpf. Ein eigentümliches Lächeln öffnete zuweilen ihren kleinen Mund. Wiederholt drückte sie die flache Hand an die Stirn, oder neigte, in tiefes Sinnen verloren, den schönen Kopf. Ihre Seele schien nichts zu wissen von den zierlichen Verrenkungen, in denen sich der Körper willenlos bewegte. Mit einem künstlich entflammten Blicke schwang sie sich endlich vom Pferde, kreuzte nach muhammedanischer Sitte die Arme über dem jugendlichen Busen, und sich rasch gegen das Publikum verneigend, entzog sich die seltene Erscheinung im bergenden Zelt unsern trunkenen Blicken.

Die Darstellung war zu Ende, die Anwesenden stolperten über die roh gezimmerten Bänke und zerstreuten sich lachend und scherzend auf der blühenden Wiese.

„Das war die braune Marianne," sprach unser Führer, „und wenn ihr mir jetzt nicht Dank wißt für meine Neugierde, die mich gestern schon in die Reitbahn führte, so hol' euch alle der Henker!"

Natürlicherweise erschöpften wir uns nun in Lobsprüchen, doch schien dies keine gebührende Anerkennung für Mariannens Schönheit zu sein. Einige meinten, es sei durchaus nötig, noch etwas ganz Besonderes anzugeben, und als man sich nicht schnell genug einigen konnte, rief einer unserer Kameraden: „Das ist leicht getan. Wir treten hinter das Zelt und singen das Lied vom braunen Mädchen. Die Primaner schreien's den ganzen Abend, wenn sie einen Komment haben; ich kann's, und das Ding paßt auf die Marianne just, als wär's für sie ganz eigens gedichtet."

Der Vorschlag fand Beifall, und das ganze Chor zog nach dem Zelte. Bald hallte die Luft wieder von unserm Gesange:

„Schwarzbraunes Mädchen,
Du hast 'nen schönen Mund, ja, ja!" usw.

Als wir das Liedchen abgesungen hatten, öffnete sich die Zeltwand, und die so geehrte Schönheit steckte ihr Köpfchen durch den Spalt und dankte in etwas fremdartigem Dialekte „den Herren sächsischen Studenten."

Seelenvergnügt zogen wir nach den Kaiserfeldern hinaus, einer nach den Gebirgen hin anschwellenden Ebene. Gegenstände unseres Gespräches blieben abwechselnd die braune Marianne und die griechischen Partikeln. Ich meinesteils fand aber durchaus mehr Geschmack an der schönen Kunstreiterin, als an den unschönen Partikeln der schönsten Sprache der Welt. So tat ich denn, was meines Amtes war, und begann kritische Untersuchungen anzustellen über die wahrscheinliche Abstammung der braunen Marianne.

„Du bist im Irrtume," sagte ich zu unserm Obersten, „diese Marianne ist keine Böhmin."

„Da stimme ich dir bei," sprach ein anderer, „die stammt aus Asien."

„Nämlich nicht," ergänzte ich. „Seht euch doch nur den ganzen Schnitt des Gesichtes an, ihr Haar, ihren Blick, die dunkle Färbung ihrer Haut, und ihr müßt's weghaben, daß sie aus Ägypten stammt."

„Aus Ägypten," schrien zehn oder zwölf. „Der geht doch gleich recht weit."

„Was ist da zu lachen?" fuhr ich fort. „Genug, sie stammt aus Ägypten. Und hier meine Gründe. Die Farbe Mariannens ist ägyptisch, ihre Sprache, weder deutsch noch böhmisch, kann ebenfalls ägyptisch sein, ihre Religion ist aber ganz bestimmt die muhammedanische, wie aus ihren Verbeugungen einleuchtend wird. Alles das läßt sich ohne Schwierigkeit zusammenreimen, wenn ihr bedenkt, daß Napoleon in Ägypten war und von dort herüber Mameluckeu nach Frankreich führte. Kann nun dieses schöne Kind nicht von so einem Mamelucken abstammen? Woher

käme ihr sonst diese Virtuosität im Reiten? Gebt mir eine bessere Erklärung und die meinige soll verworfen sein!"

Meine Begleiter lachten über die halb im Ernst, halb im Scherz gegebene Rechtfertigung und ließen den fraglichen Ursprung der Kunstreiterin, wie billig, dahingestellt sein. Wir alle bewunderten noch oft das holdselige Geschöpf und hatten sogar den chevaleresken Einfall, sie bei ihrem Fortgange eine Strecke Weges begleiten zu wollen. Unvorhergesehener Hindernisse halber konnten wir aber leider diesen Entschluß nicht ausführen. Verstimmt und mit einem Gefühle, dessen Seltsamkeit wir uns gegenseitig nicht genug beschreiben konnten, sahen wir das schöne Kind einer dunklen Abkunft dem nahen Böhmen zuziehen und dachten der „braunen Marianne", so oft später wieder einmal eine durchziehende Seiltänzergesellschaft zur Zeit des Jahrmarktes alt und jung mit ihren gemischten Kunststücken unterhielt.

Es waren zehn Jahre vergangen. Jene märchenhafte Episode einer harmlosen Jugend hatte ich längst vergessen. Freunde und Bekannte, da und dorthin zerstreut von der unerbittlichen Macht der Lebensströmung, waren mir aus dem Gesichte gekommen. Die Welt selbst, durch einen gewaltsamen Stoß aus einer langjährigen düstern Ruhe emporgeschreckt, schwankte auf und ab zwischen Kampfeslust und Friedenswünschen. Das Jahr 1830 war über die Schwelle des Tempels geschritten, in dessen Hallen die eingetretenen Stunden zu Momenten in der Geschichte sich umgestalten. Mit dem Gewichte, das an der Gegenwart schwer und bedeutungsvoll hin und herschwankte, verlor das Alte seinen Wert, mochte es auch der Sache nach für jugendlich gelten können. Uns alle, die wir noch vor zehn Jahren mit gläubigem Ohr an den gutmütigen Erzählungen braver Lehrer hingen, hatte der Siegesruf von der Seine aus der Märchenstimmung herausgeschreckt. Wir wußten nicht recht, wie uns geschehen war. Als kalter, phantastisch-

schöner Traum, raste der so urplötzlich licht gewordene Tag unserm Auge vorüber. Schwindel ergriff uns, ein Schwindel bacchantischer Freude, und nagte auch ein wilder Schmerz an unsern schönsten Gefühlen, die licht gewordene Zeit mit ihren Riesensprüngen übertäubte mit helleren Freudenglocken das heimliche Forttönen einer zerbrochenen Vergangenheit.

Der Zufall hatte mich wieder in die heimatliche Gegend geführt. Es war Sommer und die romantischen Kreise des benachbarten Böhmens und Schlesiens lockten zu Ausflügen. Ungesucht fand sich ein für mich doppelt angenehmer Begleiter. Xavier war ein Flüchtling, den der unrettbare Fall seines unglücklichen Vaterlandes von den blutgetränkten Leichenfeldern fortgetrieben hatte, um in der Ferne den dürren Zweig zu pflegen, den der wunderliche Mensch Hoffnung nennt, sobald nur noch ein dürftiges Blättchen an ihm sich zeigt. Jung, tapfer, mit Wunden bedeckt, ohne Freunde noch Eltern, beabsichtigte Xavier nach der Schweiz zu gehen; zuvor aber in dem engen Winkel der Lausitz auf Unterstützung zu warten, die ihm Teilnehmende versprochen hatten. Dieser Pole war mir eine merkwürdige Erscheinung. Aufgeweckter, lebenslustiger, ja übermütiger und ausgelassener mochte man sich kaum irgendeinen Menschen denken. Den ganzen Tag sang und spielte er auf der Guitarre polnische Nationallieder, deren melancholische Weisen seltsam mit der lachenden Heiterkeit des heldenherzigen Jünglings kontrastierten. Dann warf er wieder plötzlich das Instrument von sich, eine tiefe, zürnende Wehmut trübte sein Auge, ohne doch den lichten Abglanz einer hoffnungsvollen Verklärung in tiefstem Grunde zu verdämmern, und leicht, beredt, feurig, mit gewandter Zunge entrollte er kecke Bilder seiner kriegerischen Erlebnisse vor den aufmerksamen Zuhörern mit der nämlichen Grazie, die ihm zuvor Ton und Sprache zum Gesange geliehen hatte. Xavier konnte in mancher Hinsicht ein treues Abbild seiner ganzen unglücklichen Nation geben. Er war sorglos, tapfer, leichtsinnig, immer bereit, sich zu opfern, aber stets unbe-

ständig, wie sein armes Volk. Als ich ihm Mosens schönes Gedicht, „die letzten Zehn vom vierten Regimente" vorlas, fehlte wenig, und er wäre nach Dresden gelaufen, um den Dichter persönlich umarmen zu können. Mit sprachgewandter Zunge übertrug er es frei ins Polnische und sang es zur Guitarre so oft, daß ich ihn zuletzt bitten mußte, seinem Enthusiasmus Einhalt zu tun.

Xavier also begleitete mich. Wir hatten unter den freundlichsten Begegnungen das Riesengebirge durchwandert und waren von da in die minder kolossalen aber reizenderen Berge Böhmens hinabgestiegen. Die von einem ewigen Duft der Romantik überhauchten Landschaften um das welthistorisch gewordene Gitschin, die nahe Stammburg des großen Waldstein, die herrlichen Isergegenden, in deren Nähe der Fanatismus der Utraquisten unter Ziczka und Prokop seine blutigsten Lorbeeren pflückte, standen frisch vor unserm Geiste. Das „böhmische Paradies" hatte seine Pforten geöffnet, ein so unentweihtes Paradies, daß bis auf den heutigen Tag fast niemand es noch zu betreten pflegt. Denn der vornehme Reisende jagt in seinem großweltlichen Phlegma nur den Städten nach. Natur und Volk, die versteckt wohnen in heiligen Wäldern und Schluchten, kümmern ihn wenig. Das sind Dinge, womit ein großer Teil der modernen Zivilisation nichts mehr zu tun haben mag.

Ist auch in neuerer Zeit der allgemeine Pulsschlag der Kultur bis in diese abgelegenen Landstriche gedrungen, so findet sich doch noch immer ein ansehnliches Stück Urmenschliches unter diesem Volksstamm, der in roher Kraft und riesenhafter Körperlichkeit das Hinterwäldlervolk Deutschlands repräsentieren kann. Unzugänglich, wie das Volk selbst, ist auch sein Land. Außer der Haupt- oder Kaiserstraße bilden Flüsse, Wälder, Berge und Täler einen gordischen Knoten, dessen Verschlingungen kein Fremdling ohne Hilfe der Eingebornen leicht lösen möchte.

Einige Male schon in gefährliche Engen verlockt, bequemten wir uns, von dem gigantischen Zwillingsfelsen Troczky aus einen

wegkundigen Führer zu nehmen. Unter seinem Schutze erstiegen wir die tiefen schweigsamen Täler der schwarzen Iser, die hundertfach gekrümmt in die böhmische Ebene hinabstürzt, um sich später mit der gelben Elbe zu verbinden.

Unser Führer war ein Mann mit freiem Blick. Solcher Menschen gibt es in den böhmischen Wäldern viele. Es fehlt ihnen nur an Gelegenheit, den freien Sinn wirksam um sich greifen zu lassen; denn auf dem kräftigen Volke lastet mit dem Drucke auch die Gewalt einer subalternen Beamtenkaste. Isidor Jablonsk fühlte diese Bedrängnis und mochte ein solches Übergewicht geistiger Frische wohl seiner Stellung zu verdanken haben, die ihn mit Fremden oft in Berührung brachte. Er war ein Edelsteinschleifer, ward als solcher oft genötigt, die Gebirge zu überschreiten und sowohl Schlesien als Sachsen zu besuchen. Zu letzterem hat der aufgeklärte Böhme eine große Vorliebe. Er betrachtet es als die äußerste Klammer der Freiheit, die ihre scharfe Spitze in die granitne Kette eingedrückt hat, von der das reiche Böhmen umgürtet wird. Sobald daher Jablonsk vergewissert war, mit einem Sachsen zu verkehren, löste sich nach und nach seine Zunge. Von gleichgültigen Gesprächen lenkte er geschickt auf bedeutendere über, und versetzte uns solchergestalt — ein guter Beweis für sein Führertalent — bald mitten in die Tagesschichte.

„Das rumort jetzt wieder allerwärts," sagte er, indem eben die Zinnen des Troczky hinter den schließenden Bergen versanken. „Hat wieder tüchtig spektakelt, der Franzose, ist aber halt auch nicht mehr das alte Feuer. Brudelt zu viel der Keri und sperrt's Maul auf wie 'ne junge Schwalbe, wenn s' halt 'ne Mücke sieht. Was meint der Herr, wird die neue Freiheit von Juchten sein?"

Die Frage frappierte mich; Xavier mußte lachen und erwiederte statt meiner: „Haltet Ihr's mit der juchtenen oder der schafledernen Freiheit? Das möcht' ich wissen, lieber Mann."

„Sie sind halt kein Sachs," versetzte Jablonsk, „es soll aber nichts tun. Hierzulande, ich meine in diesen Schlüften, sind die

Haselstöck' alle grün. Die fürchten wir nicht, nur die weißen haben 'ne verdammte Wucht. 'S führen's halt die Unteroffiziere in allen Regimentern. Und also, mein lieber Herr, muß ich Ihnen sagen, daß mir 'ne granitne Freiheit die liebste ist. An so 'nem Stein, das glaubt mir, da schleift Ihr dem Teufel ein Ohr ab, eh' er's spürt, und das Ding wird nur glätter davon."

Wir erfuhren durch einiges Hin- und Herfragen, daß die neuesten Begebenheiten keineswegs so wirkungslos an dem Volke vorübergegangen waren, als man zu glauben geneigt ist. Das bedeutendste Hindernis zu einem tieferen Verständnis des Geschehenen war vielleicht nur die böhmische Sprache, die in jenen Gegenden das ausschließliche Vehikel der Mitteilung und des Gedankenaustausches ist. Kaum findet sich hier und da einer, der mit Mühe das Deutsche radebrecht, und von eigentlichen böhmischen Zeitungen, die sich bis in die abgelegenen Provinzen verbreiten, kann nicht die Rede sein. Ohne Bildung ist der Landmann dessenungeachtet nicht. Sein Böhmisch spricht, liest, singt und schreibt er, und wenn der Reisende des Abends ins „Gericht" oder den „Kretscham"*) kommt, ist es keine ungewöhnliche Erscheinung, die Bewohner des Ortes sich um die Tische versammeln zu sehen, und sich gegenseitig aus dicken alten Büchern die abenteuerlichsten Wundergeschichten im reinsten Böhmisch vorlesen zu hören. Die neue Zeit mit ihren bittern, gewaltigen Lebensfragen dringt aber nicht zu diesen Männern des Waldes, deren markierte Züge und lodernde Blicke einen starken Charakter und frischen Geist verraten, nur beide durch Mangel an Reibung in träges Hindämmern versunken.

„Nun," fuhr Jablonsk nach einiger Zeit fort, „wir müssen

*) Kretscham nennt man in Böhmen, wie auch in der Lausitz, das Gebäude, in welchem sich die Gemeindeschöppen zu gemeinsamer Beratung versammeln. In ihm wohnt in der Regel der Dorfschulze, hier „Richter" geheißen, der meistenteils Besitzer des Gehöftes ist, und bei geringen Vergehungen Disziplinarstrafen über die Schuldigen verhängen kann.

halt warten. Der böhmische Mann hat seit Menschengedenken vom ganzen Weltspektakel immer nur die ersten Prügel mit gesehen, was darauf folgte, das mußt' er sich erzählen lassen. Vor ein Jahrener zehn, zwölf sah's weit schlimmer aus hier herum. Da durfte den Lutherischen ihr Gott und Christus nur von der Kehrseite das liebe Tageslicht in die Kirche scheinen lassen. Heut ist's halt schon besser. Oben in Gablonz haben sich die Lutherischen eine Kirche erstritten. Viel soll's freilich immer noch nicht heißen, aber 's ist halt doch etwas; 's ist 'n Anfang, ein Glasstäubchen der Freiheit, wenn Sie wollen. So klein es ist, es glitzert und leuchtet, weil die Sonne einen Punkt hat, an dem sie sich brechen kann."

In dieser Weise sprach der Mann mehr und mehr. Es ergab sich, daß er selbst Lutheraner war, und als solcher mitten unter dem bigotten Katholizismus Hinterböhmens den Druck der Zeiten mehr als andere fühlte. „Das trieb mich halt hinterm Ofen vor," setzte er hinzu. „Ich packte mein Schleifzeug ein und ging über den Kamm nach Warmbrunn. Auf diesen Streifereien lernt' ich Deutsch, und um von der lieben Menschheit nur manchmal etwas Neues zu erfahren, ließ ich oft genug die Schleiferei stehen und nahm 'n Stock vom Geräms, um 'en paar lustigen, frischen, jungen Reisenden den Weg halt durch's Gebirg zu weisen. Hab' immer profitiert von der Lauferei, und weiß jederzeit, wie's aussieht in der Heimd' und der Fremde."

Mittlerweile hatten wir längst den Kamm des Vogelgebirges erstiegen, das, ein Zweig der höhern Riesenberge, sich den Lausitzer Gebirgen unmittelbar anschließt, und in seinen stillen Tälern die prachtvoll gelegenen Heilquellen Liebwerdas einerseits, das noch friedlicher ruhende Kloster Haindorf aber und das starke, auf hohen Basaltfelsen erbaute Schloß Friedland, von dem Waldstein den Herzogstitel entlehnte, andererseits verbirgt.

Schon in den letzten Stunden ward der Wald belebter. Ein-

zelne Fußgänger bogen durchs Dickicht auf den abfallenden gemeinsamen Gebirgspfad, bald zeigten sich kleine Gruppen, Männer und Frauen in bunter Mischung. Die meisten schienen den niedern Ständen anzugehören. Barfuß, jeder ein kleines Bündel in der Hand, manche der zahlreichen Frauen auch ein wenige Monate altes Kind in ein Tuch auf den Rücken gebunden, so daß der Kopf des lächelnden Säuglings wie aus einem Kokon hervorguckte, wanderten die guten Leute sorg- und harmlos talwärts. Je dichter die Zahl ward, desto belebter zeigte sich die Gruppe, die frischeste, vollblütigste Jugend umwand das gebrechliche Alter — ein werdendes Geschlecht ein zu Grabe eilendes. Der Zug ward immer malerischer und wand sich durch den dunklen Tannenwald wie eine Karawane abwärts ins Tal der wilden Wittige. Als der Abend näher rückte, konnte die Menge leicht einige Hunderte betragen, und kaum sank die Sonne hinter der Kuppe des heraufragenden Einsiedlers, so stimmten die Wanderer eine kunstlose Weise an, die in der stillen Luft recht eigentümlich feierlich klang. Leise hallte ein gebrochenes Echo die Endworte jedes Verses wieder und erweckte dadurch die schweigende Waldnatur zu einem märchenhaften Leben.

Ich fragte unsern Führer nach Beendigung des Gesanges, wohin diese Wallfahrer ziehen möchten; denn Tracht und die Sitte, sich zu gesellschaften, was der Böhme nicht liebt, ließen mich in den Wanderern Wallfahrer erkennen.

„Ei, das trifft sich gut," versetzte Jablonsk, „die Menschheit ist schon seit ein paar Tagen von allerwärtsher zusammengelaufen, und zieht nun von Gablonz, Trautenau, Groß- und Klein-Skal, von Groß-Rochosecz, Gitschin und Münchengrätz, und noch von hundert andern Orten da unten nach Haindorf. Da wird morgen die Portschinkel gefeiert. Hätt's den Herren auch früher sagen können, ich Dummkopf! Aber da hab' ich's halt verplaudert. Indes, wenn wir nur frisch zuschreiten, so kommen wir noch zurecht. Da können S' ein Jerum-Dudeldumdei hören, wenn Sie 's noch nicht kennen,

denn die Portschinkel, das ist halt nach dem Fronleichnamsfest das größte in der katholischen Christenheit."

Kirchliche Feierlichkeiten, prunkende Aufzüge und andere mit Lärm und äußerm Glanz verbundene Festtage läßt der sächsische Grenzer nicht gern ungesehen vorübergehen. So wenig mitempfindend sein ganzes Wesen auch für dergleichen Prachtspektakel sein mag, so neugierig drängt er sich hinzu, wäre es auch nur, um seine oft unzarten Bemerkungen für sich darüber zu machen. Denn in Sachen des Glaubens kann es schwerlich unduldsamere Menschen im allgemeinen geben, als die sächsisch-lausitzischen Grenzer. Will der Landmann seine Mißachtung gegen jemand recht unverhohlen an den Tag legen, so setzt er als letzten Trumpf gewiß noch achselzuckend die Worte hinzu: „Und überdies hat er noch den böhmischen Glohben." Böhmisch und katholisch sind dem gemeinen Manne nämlich völlig gleichbedeutende Worte, so wie andererseits lutherisch und sächsisch. Ihm den Unterschied deutlich machen zu wollen, wäre verlorene Mühe. Der Grenzer ist hartnäckig; er läßt sich nicht gern etwas einreden, wovon ihm der Nutzen nicht einleuchtend ist.

In früherer Zeit hatte ich oft dem großartigen Fronleichnamsfeste beigewohnt, die Feier der P o r t i u n k u l a aber, von Böhmen und Lausitzern schlechthin „Portschinkel" genannt, war mir in unmittelbarer Nähe zu sehen noch nicht vergönnt gewesen. Ich ergriff daher die so günstige Gelegenheit, um so mehr, als ich mit Sicherheit darauf zählen konnte, eine Menge protestantischer Grenzer, vielleicht auch Bekannte, zu finden. Das stille Mokieren dieser Menschen inmitten der katholisch-kirchlichen Begeisterung war mir von Wert. Nirgends enthüllt sich die Humanität des religiösen Gemütes unbewußter, als bei ähnlichen äußern Anregungen, während andererseits der Brutalität orthodoxer Meinungen ein weiter Spielraum geöffnet bleibt. Beide in ihrem stillen Kampfe zu beobachten, den Gang der Kultur in diesen dynamisch verschiedenen, untätigen Parteien zu belauschen, kann immerhin für ein Pulsfühlen

der Zivilisation gelten. Meine Begleiter unterstützten mich noch in dem gefaßten Entschlusse. Xavier, obwohl Katholik, kannte das Fest selbst auch nur oberflächlich, und da ohnehin jeder Fremde Zutritt in die geschmückte Kirche hat, so durften wir uns unbemerkt unter die Teilnehmenden mischen.

Über Zweck und Ursprung dieser auffallenden Feierlichkeit war Xavier gleich unwissend. Überhaupt besaß er fast nur angeborene Vorzüge, was Schule und Unterricht dem Individuum verleihen mögen, davon konnte bei ihm nicht viel die Rede sein. Seine Wißbegierde aber und ein höchst glückliches Auffassungsvermögen eigneten sich das Schwierigste fast im Moment an, wodurch der Verkehr mit dem feurigen Sohn der Revolution angenehm und belebend blieb. Jablonsk zeigte sich nicht minder begierig, etwas Näheres über das Portiunkulafest zu erfahren, und so erzählte ich, was sich in der Kürze davon mitteilen ließ.

„Als der heilige Francesco von Assisi, von seinem wunderbaren Traume angeregt, einen Orden zu stiften beschlossen und für die Gründung einer Kirche milde Gaben zusammengebettelt hatte, waren die Beiträge so zahlreich ausgefallen, daß ein bedeutender Überschuß sich ergab. Francesco hielt dies für ein Zeichen der göttlichen Gnade und zugleich für eine unverkennbare Aufforderung, das begonnene Werk rüstig fortzusetzen. Zufall und Glück vereinigten sich, ihn zu unterstützen. Unweit von Assisi befand sich eine dem Verfall nahe Kirche, Portiunkula genannt, weil sie auf einem kleinen Stück Landes stand, das ursprünglich im Besitz der Benediktiner war. Späterhin, bei der schnellen Verbreitung der neu errichteten Ordensgemeinschaft, die bald in mehrere Grade sich abstufte, hielt sich Francesco meist zu Portiunkula auf und nannte die Anhänger seiner Ordensregel fratres minores. Daraus entstand der Orden der Minoriten. Nur vom Bettel lebend, flossen alle Schätze dieser minderen Brüder in den Schoß der Kirche, und der heilige Vater, der die hohe Bedeutung einer solchen Brüderschaft für die Kirche wohl einsah, erteilte den Franziskanern außerordentliche

Privilegien, unter denen das vorzüglichste in der Erlaubnis bestand, jederzeit, selbst im Falle eines Kirchenverbotes, bei verschlossenen Pforten das heilige Amt verwalten und alle Tage im Jahre jedem Pilgrime Ablaß erteilen zu dürfen. Urban VIII. bestätigte diese Vergünstigung noch durch eine eigene Bulle. Auf solche Weise bildete sich in kurzer Frist am zweiten August, dem Tage, an welchem der neu gestiftete Orden im Jahre 1219 die Weihe empfing, der große Ablaß zur Portiunkula, der späterhin auf jedes Minoriten-Franziskaner-Kloster überging, und oft Hunderttausende von Pilgrimen aus allen Weltgegenden herbeizog."

„Da sage mir nun einer, daß es nutzlos sei, als Führer zu leben," sprach Jablonsk. „Wie von Ihnen, lieber Herr, so hab' ich schon von fünfzig andern ein Stück Geschichtskram gelernt, und was mir so vorgetragen wird, das bleibt bei mir fester, als das Gelesene. Ich glaube, das Gehen trägt auch etwas dazu bei. Es hilft das Gehörte verdauen und recht im innersten Menschen festsetzen. Ich wollte halt, daß alle Historie uns Nichtstudierten ungefähr so beigebracht würde. Glauben Sie mir, das gäbe recht tüchtige Menschen, immer aufgelegt zum Zugreifen, wenn's einmal da oder dort etwas zu tun gäbe. Wir versitzen uns zu sehr, und das macht nun halt wieder unsere elendigliche Ofenhocker-Historie!"

Vor uns in dem fruchtbaren Tale lag das Kloster. Rings umher auf Wiesen, Hügeln und Berggeländen standen malerische Gruppen bereits angekommener Wallfahrer. Andere zogen im Funkennebel der Abendsonne, die ein schimmerndes Goldnetz über das Tal breitete, von den Bergen herab, einige in tiefem, ernstem Schweigen, andere Lieder singend. In der Nähe des Klosters schimmerten weiße Zelte; Tücher waren auf die Erde gebreitet, große Matten bedeckten halbe Acker Landes.

„Wozu diese Teppiche im heißen Sommer?" fragte Xavier, nach den auffallenden Vorbereitungen zum Feste deutend.

„Ja, das hab' ich auch schon längst zu erfahren gewünscht," unterstützte Jablonsk die Frage des Polen.

„Auch dies," erwiderte ich, „ist eine Erinnerung an die erste Stiftungszeit des Ordens. Es kamen nämlich bei Eröffnung des ersten Generalkapitels eine so übergroße Menge Fremder bei Assisi zusammen, daß die umliegenden Klöster sie nicht beherbergen konnten. Dadurch ward man genötigt, auf freiem Felde künstliche Zelte aus Rohr und Schilf zu errichten, von denen jenes erste Kapitel den Namen des Mattenkapitels erhielt. Um diesen Glanz einer religiösen, begeisterten Vergangenheit im Bilde wenigstens auch auf die Gegenwart überzutragen, erbauen manche Klosterbrüder beim Portiunkula-Ablaß Zellen und Zelte, indem sie es den Wallfahrern überlassen, ob sie davon Gebrauch machen wollen oder nicht."

Meine anspruchslosen Zuhörer waren befriedigt. Den Polen überraschte eine seiner melancholischen Stimmungen. Er ging schweigsam neben mir her und schien des verblutenden Vaterlandes zu denken. Jablonsk dagegen war durch meine Mitteilungen ungemein erheitert worden. Die böhmische Natur machte sich geltend. Er fing an zu singen, böhmisch und deutsch durcheinander, und wußte durch diese nationale Harmlosigkeit uns bei der Übermasse ankommender Pilgrime ein verhältnismäßig sehr annehmliches Quartier zu verschaffen. Xavier kümmerte sich um nichts. Stillschweigend, beinahe menschenfeindlich verschlossen, folgte er uns, und nur dann und wann hörte ich ihn mit verbissenem Ingrimm das Wort „Portiunkula" dumpf durch die Zähne stoßen. Er schien sein Volk und Land in irgendeine Verbindung mit dem Feste der Minoriten zu bringen. Ungern überließ ich ihn seinem Gram, entschloß mich aber, sobald es die Gelegenheit erlauben würde, Polens zu gedenken, um ihn dadurch zur Mitteilung zu bewegen.

Mit Anbruch des Abends entfaltete sich ein zauberhaft pittoreskes Schauspiel. Der warme Augusthimmel hing wie eine ungeheure Domkuppel über dem Tale, zwischen den Bergen stieg der Mond herauf und übergoß mit silbernem Lichte die stille Klosterkirche, um die in weiten Kreisen die gläubigen Wallfahrer lagerten. Hin und wieder brannten lustige Feuer; Geigen und

Trompeter-Marien, zuweilen auch noch von einer Harfe akkompagniert, ließen sich an verschiedenen Orten hören. Denn ohne Musik kann der Böhme nun einmal nicht leben. Einem so großen Zusammenfluß von Menschen konnte aber auch das Seltsame nicht ganz fehlen. Wir zufälligen Ankömmlinge hatten schon einige Male das schrillende Geräusch eines Tamburins die milderen Harfen- und Geigenklänge unterbrechen hören. Die Neugier lockte uns dem Tone nach. Bald vernahmen wir lauteren Jubel und sahen auf einer abgelegneren Stelle, von der aus man einen plötzlichen und vollkommenen Überblick des ganzen Tales genoß, eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft um ein hell loderndes Feuer versammelt. In das klirrende und doch angenehm berauschende Mißtönen des Tamburins, das schon von weitem im Widerschein der Flamme blitzte, schlug grell das Kreischen des Zimbals oder Hackebrets. Der Böhme liebt auch dieses Instrument, das mittelst zweier zart gearbeiteten Holzhämmerchen gespielt oder vielmehr geschlagen wird. Nur von Metallsaiten überspannt, bleibt selbst in der Hand des geschicktesten Spielers der Ton immer hart und unrein. Ein monotones obligates Pfeifen schien die dem Instrumente selbst fehlende Harmonie ergänzen zu wollen.

„Das sind Zigeuner," sprach Jablonsk. „Kommen Sie, da kann's 'nen herzhaften Spaß geben. Ich hab' die Zigeuner halt gern, man muß sie nur zu behandeln wissen."

Wir drängten uns durch den dicht geschlossenen Kreis, innerhalb dessen eine kleine Gruppe um das hell aufprasselnde Feuer hockte, das augenscheinlich nur aus Übermut angezündet worden war. Böhmen besitzt Überfluß an Holz, es braucht nicht zu knickern.

Eine schlanke, dunkelfarbige Mädchengestalt, etwas phantastisch gekleidet, schwang sich auf elastischen Sohlen um die lodernde Flammensäule, in zierlich graziösen Bewegungen das Tamburin bald hoch über das Haupt werfend, bald niedergebeugt nahe der Erde wieder anklirrend. Ihre Fußspitzen berührten kaum

den grünen Wiesenteppich, wenn sie im grellen Feuerscheine wie eine begeisterte Bachantin durch die dunkle Nachtluft fortschwebte. Seitwärts von der Flamme saß der Zimbalspieler, dessen phlegmatische Ruhe einen fast komischen Gegensatz zu der leidenschaftlichen Tänzerin bildete. Er hielt das Zimbal mit den Knien fest, und durch ein höchst vergnügliches Kopfneigen, bald rechts, bald links den Takt zu seinem Spiele angebend, pfiff er nach Herzenslust die Melodie zu der unmelodischen Musik. Dabei blickte er zuweilen mit listigem Auge auf die Umgebungen und gab, so oft ein paar Kreuzer in den nebenliegenden Hut fielen, seinen Dank durch einen lauten Triller zu erkennen, den er auf der dicksten Saite seines Instrumentes mit den Holzklöpfeln anschlug. Die Gesichtsbildung bezeichnet eben Mann unverkennbar als einen Böhmen.

Es trat eine Pause ein in Spiel und Tanz. Das erhitzte Mädchen zog sich zurück und verschwand hinter ein paar Leinwandfetzen, die, über Stangen gespannt, ein Zelt vorstellen sollten. Aus den Umstehenden hinkte mit auffallender Steifheit ein langer, ausnehmend dürrer Mann hervor, dessen graue Haare das herannahende Alter verkündigten. In seiner lächelnden Miene dagegen konzentrierte sich noch eine recht ansehnliche Portion Lebenslust.

„Heda, Mann!“ rief er dem böhmischen Spielmanne zu, „wie heißt Er das Dings da, womit Er solchen Spektakel macht?“

„Das ist halt 'n Hackebret,“ erwiderte der Angeredete, „gibt aber eine gute Musik, nach der sich's vortrefflich tanzen läßt. Wollt Ihr 'nen Ländler abhaspeln?“

„Alla Bunnör!“ rief der lange Lahme aus, „Er ist ein spaßiger Mann. Das freut mich, weiß Gott! Macht mich vergnügt, und ich hab' nichts gegen den Tanz, wenn Er sonst der Gesellschaft das Lachen verbieten kann. Was kostet so ein Dinges da?“

„Heut nichts, morgen auch nichts,“ versetzte der Böhme. „Es ist großer Ablaß, wo man alles umsonst haben kann, selbst das liebe Himmelreich und die ewige Seligkeit.“

„Ah, alla Bunnör! das muß Er nicht sagen, Mann! Von Gnadengeschenken darf ein Menschenkind nicht viel Redens machen, sonst gehen sie auf Reisen, wie — Dinges da — apropos! — he! Sie, junger Herr! Wie heißt das Wort, was jetzt alle Welt im Munde führt?"

Der Sprecher schritt gravitätisch auf mich zu. Sein Hinken sah aus, als ginge er mit dem einen Fuße auf Moorboden und bliebe jedesmal darin stecken. Denn des Mannes ganzer Körper sank lotrecht nur auf einer Seite ein und hob sich dann wieder in das rechte Gleichgewicht. Ich mußte laut lachen, denn das war just die Figur, an der ich von Jugend auf mich erlabt hatte. Als er mich erkannte, blieb er sinnend stehen, nahm eine sehr ernsthafte Miene an und sprach, auf sein lahmes Bein deutend: „Wie gut meint es unser Herrgott mit mir! Dinges da hat mich fromm gemacht. Ich bin jetzt von der freien Geistlichkeit, bitte um Respekt!"

Schnurrenreich sprach die Wahrheit. Seit ihn ein Unglücksfall in die Reihen der unglücklichen Krüppel rangiert hatte, übertrug ihm die Geistlichkeit ein Kirchenämtchen.

„Was führt Sie denn hierher?" redete ich den standhaften Diener der freien Geistlichkeit an. „Ich will nicht hoffen, daß Sie revolutionäre Gedanken hegen."

„Alla Bunnör!" erwiderte Schnurrenreich. „Wozu wäre denn das Portschinkelfest, wenn wir Zurückgekommenen an Leib und Bein nicht etwas dabei profitieren könnten? Glück, sag' ich Ihnen, Glück spielt aus und sticht den Trumpf im großen Kartenspiel der Welt. Hab' meine Freude über den Spektakel, und könnte ich nur frischweg in die Welt hineinrennen, so möcht' ich ewig leben, nur um mich satt zu lachen über das Menschenvolk. Apropos, wie hieß der Kerl, der Jude mit dem großen Knittel, dessen Geschichte zur Jahrmarktszeit um zwei gute Groschen zu kaufen ist?"

„Meinen Sie den Ahasver?"

„Ja, mein' Seel'! Kann's dem Kerl nicht verdenken, daß er

ewig leben wollte. Verzeih mir's Gott! doch, glaub' ich, mir wär' es nicht viel besser ergangen. Die Narretei von Katzen und Mäusen gibt viel Spaß her für einen Mann wie mich! Der Welt fehlt nur meine Lahmheit, weiter nichts. Wenn's zu viel Bürden gibt, dann geschwind aufgestanden, einen Gang gemacht und — hopp hipp, hopp hipp, was auf der einen Seite zu schwer ist, fällt auf der andern wieder herunter! Das ist eine Gottesgabe, eine geweihte Zweiächselei, die Amtchen und Käppchen und Kirchendienste und Himmelsschlüssel bringt. Gott erhalte mich bei der Lahmheit!"

„Sie haben ein gotteslästerliches Maul," sprach Xavier, der an der Redeweise des Lahmen Ergötzen zu finden schien. „Das heißt ja die Vorsehung zum Beförderer aller Schlechtigkeiten machen, die es auf Erden gibt."

„Bum, bum, bum, bum! Was ist das für ein Räsonnement!" versetzte Schnurrenreich. „Vernunft ist alles, wenn's einer von der rechten Seite aufzufassen versteht. Ich weiß nicht, warum die heutigen Menschen so viel klagen und lamentieren. Da haben sich die Narren auf ein Wort gesteift, ich glaube, es heißt Freiheit. Und den Weisen möcht' ich schon kennen lernen, der mir sagen kann, was eigentlich darunter verstanden wird. Sehen Sie, dieses schöne Wort, um das die halbe Welt tanzt, wie vorhin das hübsche braune Mädel um dieses Feuer, hat mich hierher getrieben. Portiunkula nennt der Franziskaner das morgende Fest, Portiunkula hieß vor so und so vielen Jahrhunderten genau dasjenige, was Ihr heut Freiheit nennt. Der Bettelmönch heißt es eben so, der Bauer spricht Portschinkel, der Bettelmann: seid barmherzig! der König: Gehorsam! der Soldat: ins Gewehr! der Kaufmann: Geld! der Gelehrte: Bücher! der Dichter: Träume! Alle Mädchen und Frauen: Liebe und Schönheit, und der Narr: Unauslöschliches Gelächter! Alla Bunnör, das ist mir ein Wischiwaschi, an dem sich's festhalten läßt! Ich meine, wenn wir das Dinges da mit dem vielen Herzeleid, den gebrochenen Herzen und den tausend

Millionen Kummertränen Portiunkulafest hießen, kämen wir allesamt eher zum Genusse. Hopp hipp, hopp hipp! Eine balancierende Stellung ist die Hauptsache in der Welt."

Der im Schoß der Kirche ruhende Schnurrenreich wünschte uns mit komischer Grandezza eine gute Nacht und verschwand unter den Wallfahrern im Schatten der Bäume. Der Böhme schlug schon längst wieder sein Zimbal. Ihm ging die ganze Idee der Freiheit in zwei Lindenholzklöpfeln und einem unverwehrten Pfeifen auf. Das dunkelbraune Mädchen schien sie im Tamburinschlagen, in Tanz und leidenschaftlicher Bewegung zu suchen. Xavier seinerseits fand sie im dumpfen Schweigen. Nach einer langen Pause sprach er zu mir: „Ihr Bekannter hat eine praktische Ansicht von der Welt. Solche Menschen werden nie unglücklich. Schade nur, daß es immer unter die Unmöglichkeiten gehört, die Anwendbarkeit solcher Ansichten sich selbst zuzueignen."

Ein heftiger Stoß verhinderte mich, zu antworten. Ein hoher Mann, ganz in dunkelblaues Tuch gekleidet, die Beinkleider mit Schnüren in zierlichen Figuren besetzt, drängte sich zwischen mich und Xavier. Ein niedriger Hut mit kleinem runden Deckel und sehr breiten überhängenden Krempen schützte den ganzen Kopf gegen jeglichen Einfluß des Wetters. Er trug einen großen Kasten auf dem Rücken und darüber als Decke gebunden einen weitfaltigen, blautuchenen Mantel.

Mit dem kurzen stolzen Spruche: „Auch ich bin ein Edelmann!" trat der neue Ankömmling in den Kreis. Als sei ihm jedermann zu gering, um eines freundlichen Blickes von ihm gewürdigt zu werden, spuckte er schnalzend durch die zusammengepreßten Zähne vor der ganzen Versammlung aus und schritt auf die zeltartige Behausung zu.

Es war ein Ungar, einer von denen, die bald einzeln, bald in kleinen Gesellschaften aus dem fernen Lande heraufkommen, um in hausierendem Kleinhandel ganz Deutschland zu durchstreifen. Sie führen sich, wenigstens in den Grenzgegenden, regelmäßig als

wandernde Ärzte ein und tragen eine ganze Apotheke mit sich herum, in der sich Mittel für jede Krankheit, welcher Art sie auch sein mag, vorfinden — sollen. Der Grenzer glaubt an ihre Aussprüche wie an ein Orakel und fürchtet sie nicht selten ebensosehr als die Zigeuner. Mit Ungarn und Zigeunern kann man die friedliebenden Bergbewohner unwillkürlich erschrecken. In dieser törichten Scheu mag auch der Grund ihres öfteren Erscheinens liegen. Aus Furcht kauft der Grenzer irgendein Universalmittel dem wandernden Ungar ab, um gegen Unglück — namentlich Viehseuchen, gesichert zu sein; und der finstere einsilbige Arzt, der oft genug mit barbarischem Latein sich Autorität zu verschaffen weiß, macht erträgliche Geschäfte.

Xavier zeigte Lust, den Ungar näher kennen zu lernen. Er faßte meine Hand und zog mich mit sich fort dem Zelte entgegen.

Überrascht blieb ich am Eingange stehen. Das hell lodernde Kienfeuer erleuchtete den ganzen innern Raum der kleinen Behausung und ließ uns außer dem Ungar noch drei Gestalten deutlich erkennen. Auf dürftigem Kleiderkram saß ein hageres Weib, dessen Züge, obwohl durch Strapazen und vielleicht nicht minder drückende Sorgen mit Runzeln bedeckt, dennoch einen Schimmer ehemaliger Schönheit zur Schau trugen. Auf ihrem Schoße lag ein etwa einjähriges Kind, von wunderlieblicher Gesichtsbildung, aber sehr dunklem Teint. Zu Füßen der Alten kniete das Mädchen, deren Tanz und Tamburinspiel uns an diesen Ort gelockt hatte. Sie steckte ihre langen, rabenschwarzen Flechten mit goldenen Nadeln so am Scheitel fest, daß sie in Gestalt eines zierlich gefalteten Netzbeutels auf die linke Schulter herabfielen. Bunte Bänder, mit denen sie durchflochten waren, verliehen diesem äußerst geschmackvollen Haarputz eine täuschende Ähnlichkeit mit den Kopfbedeckungen der Spanier.

Durch unsern Eintritt gestört erhob sich die holde Gestalt, ihr Gesicht, uns zugewendet, ward vom lichten Feuerschein hell bestrahlt, und unwillkürlich rief ich, früherer Tage gedenkend, aus:

„Marianne!" Das Mädchen horchte auf, ein schmerzlich süßes Lächeln wölbte die schöne Lippe zum lockendsten Ruhekissen für einen liebenden Mund, und ein dunkles Inkarnat legte sich lebenswarm, doch nur wie eine duftige Schattierung, auf die bräunliche Wange.

„Sie kennen mich?" fragte sie nach einer Pause, mit den runden, kleinen Fingern leise über das Tamburin laufend, als wolle sie ihre Verlegenheit damit weniger bemerklich werden lassen. Ich erwiderte einige erklärende Worte, die Marianne mit Wohlgefallen zu vernehmen schien. Einen Augenblick lang besann sie sich, dann reichte sie mir vertraulich die Hand und sagte lächelnd: „Wir sind demnach alte Bekannte."

Hatte mich schon Marianne bei ihrem ersten Auftreten gefesselt, so knüpfte sich jetzt an den neuen Reiz ihrer Erscheinung noch ein anderes, höheres Interesse, weil es aus einer rein menschlichen Herzensregung entsprang. Diese Wiederbegegnung, die wunderliche, zum Teil Argwohn erregende Umgebung, das Dürftige im Äußern, alles forderte mich auf, womöglich etwas Näheres über des schönen Mädchens Schicksale zu erfahren. Ich würde ohne Umstände Marianne sogleich um eine Erzählung angegangen sein, hätte mich davon nicht das alte Weib, unverkennbar eine Zigeunerin, abgehalten. Sie warf mir und Xavier grimmige Blicke zu und sagte einige Worte zu dem Ungar, der, auf seinen Kasten gelehnt, uns teilnahmlos anstierte.

Marianne fragte, ob sie uns wahrsagen solle? Ich verneinte, Xavier jedoch streckte seine Hand aus, worauf die interessante Tamburinschlägerin eine Menge jener allgemeinen Floskeln laut werden ließ, die in jedem Falle eine Art Geltung behalten müssen. Sie selbst schien sich über die zu grobe Betrügerei zu schämen; errötend wandte sie sich ab und verbarg den scheuen Blick hinter dem künstlichen Haarnetz. Doch nahm sie dankend, ob auch mit Zittern, die dargereichte Gabe.

Um meinem Ziele näher zu kommen, wollte ich mich eben

der Zigeunerin nähern, als ein heftiger Tumult außerhalb des Zeltes entstand. Man schimpfte, schrie, fluchte, warf Steine und Feuerbrände wild durcheinander, und geriet dabei mit den Zeltstangen in so heftige Berührung, daß die locker zusammengefügten ins Schwanken kamen und die luftige Wohnung ganz sanft einbrach. So arg die alte Zigeunerin auch tobte und der Ungar verächtlich durch die Zähne ausspuckte, das Volk kümmerte sich wenig um den Unfall. Den Veruneinigten war es bei weitem lieber, sich tüchtig die Haare zu raufen und mit Knüttelhieben und Faustschlägen zur Nachtruhe geschickt zu machen. Der Lärm und das Gedränge rissen Xavier und mich von dem zerstörten Zelte hinweg. Man drängte nach der Schenke zu, vor deren Tür ein schreiender Haufe stand und gegen einen langen Mann drohende Gebärden machte, der seinerseits mit großer Gelassenheit seine Gegner im Zaum zu halten suchte. Ein kleiner bissiger Köter, der auf jeden Wink seines Herrn achtete, unterstützte ihn dabei vortrefflich. Schon dieser Kläffer ließ mich den alten Schnurrenreich erkennen.

„Nennt man das bei euch zulande Dankbarkeit?" sagte halb entrüstet, halb komisch lächelnd der lahme Kirchendiener. „Alla Bunnör, das ist mir ein böhmisch Dorf! Seht, ich will euch die offene Wahrheit gerade ins Gesicht sagen. Ihr seid dumm und versteht auf der Gotteswelt nichts als das Kaffeetrinken. Spiel! Apropos, was nennt ihr denn Hazardspiel? Schwerenot! Ich habe zwanzig Jahre Hazard gespielt und immer gewonnen, und das bißchen großmäuliges Weltragout, was ihr Menschenvolk nennt, spielt alle Tage seit wie vielen tausend Jahren schon Hazard, und macht's justement wie ich! Wer Hazard spielt, will gewinnen; die Herrscher der Welt haben immer zusammen geknöchelt, mein Lebtage aber nicht wie ihr geschrien: „Die Schwarze allein gilt!" Nein, die Weiße und die Rote gelten allerwärts, mitsamt der Blauen! Alla Bunnör, das laß ich mir nicht nehmen! Weiß und Rot immer und ewig, oder, wenn euch das verständlicher klingt,

„Freiheit und Revolution," um politisch zu reden, „Unschuld und strafende Milde," wenn ich's in die lallende Rede der Kirche übersetzen soll."

„Was haben Sie denn wieder angezettelt, Schnurrenreich?" rief ich dazwischen, während Jablonsk seine Landsleute zu beruhigen suchte.

„Ich angezettelt?" versetzte der gravitätische Lahme. „Behüte Gott und die heilige wundertätige Maria! Ich habe alles abgezettelt, weil die Kerle Dinges da das Hazardspiel nicht recht verstanden. Frage ich die Narren, was sie wollen, die Portiunkula oder die Portio? „Die Portiunkula!" schreien sie. Gut! wir spielen, und die Portio gewinnt. Und nun wollen sie mir's nicht glauben, daß diese Portio mehr wert sei als die Portiunkula. Alla Bunnör, hol' der Teufel ihre flachstirnigen Köpfe!"

Schnurrenreich hinkte fort, umhüpft von seinem possierlichen Hündchen, das ein recht gutes Geschöpf sein mochte, jedem unparteiischen Hundeliebhaber jedoch platterdings widerlich werden mußte. Als er den feindlich gesinnten Gegnern auf diese Weise entkommen war, lachte er mit seinem ganzen zureichend langen und breiten Gesicht mir zu und sagte: „Habe ich die dummen Tölpel doch wieder um zwanzig Gulden geprellt, lauter neue Zwanziger. Hübsches Dinges! Sie fragten mich, worin denn eigentlich die Freiheit und Gleichheit bestände, von denen alle Welt wieder so viel Geschrei mache? Je nun, entgegnete ich, das ist just wie mit eurem morgenden Feste. Nicht wahr, morgen erhält jedermann Absolution für alles? Ja, gewißlich! schreien zwanzig Kehlen. Na, da gebt her, sag' ich, nehme die Karten, mit denen sie auf die dümmste Manier von der Welt hazardieren, und gewinne ihnen eben alles ab. „Was ist das?" brüllt das Gesindel. „Freiheit und Gleichheit!" sag' ich und streiche meine Zwanziger ein. Da mochten die Narren nichts mehr von meiner Freiheit wissen, griffen nach den Knütteln und wollten mir ihre Freiheit fühlbar machen. Ich stoße den nächsten Böhmen an, der neben

mir einen vollen Bierkrug zum Munde führt, er schlägt ihn dem Nachbar ins Gesicht, und nun war der Henker los. Jablonsk rettete mich. Ich habe meine zwanzig Gulden, ist aber doch immer ein närrisches Dinges mit der Freiheit! Man kann sie immer nur auf einen Tag im Jahre so recht von Herzen genießen. Nun, gute Nacht! Komm, Möppe, halt's Maul!"

Schnurrenreich und Möppe, sein treuer Begleiter durch das Freiheit suchende Leben, verloren sich unter der noch immer unruhig umherwogenden Menschenmenge. Die Nacht nötigte auch mich und Xavier, einstweilen ein Obdach zu suchen. Ich mußte darauf verzichten, über Mariannens Schicksale Aufschlüsse zu erhalten.

Mit Sonnenaufgang flog feierliches Glockengeläut über das Tal. Die kurze Ruhe schlug in wenigen Minuten in ein marktähnliches Geräusch um. Der bunte Menschenknäuel, aus allen Gegenden zusammengeflochten, entwirrte sich allmählich und drängte den Pforten der Klosterkirche zu. Aus den nächstgelegenen Ortschaften fanden sich noch immer neue Ankömmlinge ein, die wohl mehr das Schauspiel anziehen mochte als die kirchliche Festlichkeit. Es war schwer, Zutritt zu erhalten, als endlich der Eingang in die Kirche gestattet wurde. Rings um das Gitter des Hochaltars lagen die Gläubigen, Ablaß erbetend, auf den Knien. Feiste, wohlgenährte Kaplane, denen man nichts Bettelhaftes anmerkte, vollzogen hier an Christi Statt mechanisch-handwerksmäßig die Vergebung begangener und noch zu begehender Sünden. Es lag genug Ironie schon in der Art dieses Sündenvergebens, es hätte nicht noch äußerlicher Anregungen bedurft, um in den Augen eines nicht starkgläubigen oder bigotten Menschen die ganze Handlung bedeutungslos zu machen. Mich störte eine Geringfügigkeit — der an die Wand gemalte Hochaltar! Aus Mangel an Raum hat sich der Baumeister diesen jesuitischen Kunstgriff erlaubt, der meisterhaft genug gelungen ist, um die meisten zu täuschen.

Den ganzen Tag über ward die Kirche nicht leer. Immer neue Massen verdrängten die Absolvierten — die Seligkeit war wohlfeil, es griff jeder zu, der Ärmste am begierigsten. Wer mag es dem vom Glück karg Besuchten verdenken, wenn er die auch ihm lächelnde Stunde geizig benutzt? Man nehme dem weltlich Armen die phantastischen Reichtümer eines licht ausgemalten Himmels, und sein gutes, gläubiges Herz streift mit diesem letzten Verluste die Menschlichkeit ab. Vom abergläubischen Frommen bis zum gotteslästerlichen Frevler ist dann nur ein kleiner Schritt!

Auch Marianne mischte sich unter die Wallfahrer. Sie hatte zwar am frühen Morgen noch das Tamburin gehandhabt und ihre große Geschicklichkeit in fremdartig malerischem Tanze entfaltet, wahrscheinlich, um ein freudlos dürftiges Leben zu fristen; jetzt trat sie gebeugten Hauptes, sich festklammernd an die Tradition, zu dem Mönche, und ging, der Sünden bar und ledig, wieder hinaus zu ihrem Zelte. Eine Stunde später schrillte das Schwirren des Tamburins abermals durch die Luft. Heiteres Gelächter erscholl, Marianne flog als indische Fürstin, reizend, eine Grazie in jeder Bewegung, über den grünen Wiesenplan. Die Zuschauer klatschten ihr zu; man hatte Ablaß und Kirche vergessen. Der melancholische feierliche Orgelton, der einförmige Chorgesang, der bittend, händeringend hinauf zum Himmel betete für die Erlösung der ganzen sündigen Christenheit, wehte nur noch manchmal, wie der Sterbeseufzer eines einschlummernden Greises, in die rauschende Lustigkeit herüber.

Viele meiner Landsleute, Menschen aus dem Volke, begegneten mir. Ohne sie zu kennen, verrieten sie sich durch Haltung, Tracht und Sprache. Mancher hatte der Ablaßerteilung beigewohnt und beschrieb nun den minder Begünstigten die Zeremonie. Aus Mangel an Kenntnis entstand daraus gewöhnlich eine Burleske, die von seiten der Zuhörer herzhaft belacht wurde.

So kam der Abend heran. Einzelne Wallfahrergruppen zogen singend von dannen, — eine fromme Karawane durch die un-

ermeßliche Wüste des Aberglaubens. Das Fest ging mit dem Tage zu Ende. Die Menschen waren durch Erwartung, geistige Aufregung und Sommerhitze ermattet. Jedermann suchte die Kühle des Waldes und, war es tunlich, Zerstreuung im Gespräch und bei böhmischer Musik.

Jablonsk hatte sich wieder zu mir gefunden. Auch Xavier, den sein Glaubensbekenntnis ebenfalls unter die Ablaßsuchenden geführt, vereinigte sich mit uns. Der duftige Abend, von Gesang und Spiel in südliche Farben getaucht, führte uns durch Busch und Hecken. Am Abhange eines grünen Hügels in üppigem Grase lagerte die braune Marianne. Ein süßer Schlummer hatte sie überrascht. Flüsternd wehte das grüne Birkenhaar als ein natürlicher Fächer über sie hin. Die Strahlen des Mondes fielen wie Silberflocken auf die schöne Schläferin. Ein schwaches Hundegebell erweckte sie. Erschrocken sprang sie auf und sah uns verwundert, halb lächelnd an. Ich ergriff ihre Hand und nötigte sie niederzusitzen. Es war so still, einsam und idyllisch heiter! Neugier und, wenn man will, eine Teilnahme, wie sie die Schönheit immer zu erwecken pflegt, veranlaßten mich, nach den Schicksalen des schönen Mädchens zu forschen. Wir durften nicht fürchten, gestört zu werden, da Schnurrenreich mit seinem Möppe glücklich an uns vorübergehinkt war. Xavier unterstützte mich in meiner Bitte, und Jablonsk meinte auch, es sei immer bildend, eines fremden Menschen Lebensgang zu erfahren. Nach einigem Zandern reichte mir Marianne die Hand und sprach: „So hören Sie denn!"

Wäre es möglich, dem toten Worte jene seelenvolle Rührung einzuhauchen, mit welcher das verlassene Mädchen ihre Schicksale erzählte, so würden sie auf den Leser denselben Eindruck hervorbringen, den sie auf uns machten. Ohne die geringste Absicht, glänzen zu wollen, ergriff sie tief durch den einfachen Vortrag. Lebendig, wahr empfunden, sprachen die Worte aus dem vollsten Herzen. Niemand konnte einem solchen absichtslos hervorgebrachten Zauber widerstehen. Es war ein abermaliger Beweis,

wie alle Kunst nur dann wahr und hinreißend sich gestaltet, wenn die Natur im schönen Bilde aus ihr zurückspiegelt. Marianne erzählte:

„In warmen Sommerabenden, wie der gegenwärtige, ist mir's oft, als ziehe ein wunderbarer Traum buntfarbig durch meine Erinnerung. Mein Leben erscheint mir dann falsch, ausgetauscht. Wie eine Münze, deren Gepräge ich nicht kenne, wende ich es zweifelnd hin und wider, und komme doch immer nur zu dem für mich schmerzlichen Endresultate, daß ich nicht bin, was ich scheine. Die Wirklichkeit in ihrer rauhen Wahrheit bleibt eine bittere Täuschung in meinem Gefühle. Ich empfinde, daß alles um mich her Lüge ist, so drückend auch die Gewißheit dagegen sich auflehnt.

Ich war noch sehr jung; duftig und sanft rauschend, wie weiche Seiden, hüllte der Tag sich in die abendlichen Schleier. Ein weißes Kleid spielte um meine jugendlichen Glieder, und ich tanzte in kindischer Seligkeit durch blühende, fremdartige Gebüsche, mich oft elastisch emporschnellend, um mit erhobener Hand nach den Sternen zu haschen, die ich mir auf den rauschenden Baumwipfeln befestigt dachte. Den Himmel hielt ich immer für einen wunderbar gestickten Baldachin und lachte über die großen Menschen, die mich oft meines Glaubens halber ein träumerisches Kind schalten. Der Baumgang, unter dem ich mich fortbewegte, lief nach dem Meere hinaus und diente mir oft zum Spielplatze, wenn ich allein bleiben mußte. Von jeher liebte ich es, mich auf Seilen zu wiegen, die nahe dem Meere zwischen zwei schlanken Zypressen aufgespannt waren und zu Schaukeln dienten. Ein eigenes, glückseliges, fast sinnenberauschendes Gefühl zitterte durch meinen Körper, wenn ich, unbemerkt von den Meinigen, mit tastenden Zehen schüchtern auf den starken Seilen hinschreiten konnte, mit den Händen nach den über mir hängenden Zypressenzweigen greifend, um mich vor jedem Sturze zu sichern. Es war nicht nur Spielerei bei mir, ich muß es im Gegenteil noch jetzt als

Ergänzung meines Lebens betrachten, wie sich späterhin auch die Musik gewisser Instrumente, z. B. das Tamburin, dazu gesellte. Über den Grund jenes seltsamen Gefühls habe ich mir selbst nie Rechenschaft ablegen können. Ich betrachtete es als ein angeborenes Talent, das sich mit den Jahren entwickeln mußte, selbst wenn ihm die schwersten Hindernisse in den Weg gestellt würden.

„An der Küste gab es immer ein bunt wechselndes Leben. Fischerbarken glitten über die blaugrünen Wellen, Gesang flog hin und wider, wie ein Echohall, der aus der weiten Natur herausbricht. Ich wenigstens faßte die Gesänge der Fischer in diesem Sinne auf. Oft hob sich über die bewegte Meeresfläche ein weißes Segel, und dann zog dämonisch schweigsam der Koloß eines großen Schiffes in einiger Entfernung vom Lande majestätisch vorüber.

Die Fischer liebten mich und richteten zuweilen ihre einfachen Lieder an mich, wenn ich, meiner Neigung folgend, auf den Seilen nach dem Takt ihrer Ruder oder des Wellenschlages die phantastischsten Tänze improvisierte. Volltönend und harmonisch trifft noch jetzt zuweilen ein Laut der Sprache mein Herz, in welcher damals die Luft selbst zu erzittern schien. Mild und wohltuend, wie der Äther, klangen jene Laute; jedes Wort war ein angeschlagener Saitenton, jede Periode ein Akkord. Ich habe seitdem nie mehr so tief empfunden, wie Himmel, Luft, Leben und das geheimnisvollste Schluchzen des Herzens sich in der Sprache begegnen. Das mag nun freilich Täuschung sein, ein Traum, in den zurück sich die Seele flüchtet, wenn die Gegenwart sie nicht umkettet mit all den Reizen, die sie als Erbteil der frühesten Kindheit besitzen zu dürfen wähnt.

An jenem Abende war ich mir ganz allein überlassen. Ein großes Kirchenfest ward in der Nähe begangen, und meine Eltern, dem Gesetze folgend und ihrem Glauben, wallfahrteten mit anderen ebendahin. Wer sonst noch um mich bleiben sollte, verließ mich auf mein eigenes Zureden sehr gern, um der Neugier Genüge

zu tun. Aller lästigen Aufsicht befreit, eilte ich in den Park, tanzte dem Meere zu und begann dort auf den Seilen meine alte Gliederübung, die für mich jeden höchsten Erdengenuß einschloß.

Der Abend war wunderbar schön, von Blütenduft gewürzt. Eine aromatische Luft koste mit meinen frei flatternden Locken und drückte das zauberische Bild des scheidenden Tages in den nachgiebigen, leicht empfänglichen Grund meiner Seele, mit belebten Arabesken umwunden, wie sie Jugendfrische und die Phantasie eines poetisches Gemütes um den Rahmen des Tages emporranken lassen. Ich war schon ermüdet von meinen wunderlichen Sprüngen, ausruhend ließ ich meinen ermatteten Körper niedersinken auf das Seil, während der Blick meines Auges in dem Phosphorglanz des schäumenden Meeres sich badete. Da hob sich plötzlich über die Mauer des Parkes eine weibliche Gestalt in sonderbarer, fremdländischer Tracht. Ein heiteres, verführerisches Lächeln tändelte um ihre Lippen. Ihr Auge funkelte in der Düsterheit, ihre Worte aber klangen mild und wohlwollend. Sie fragte mich, ob ich gern tanze, und da ich bejahend antwortete und den Wunsch hinzufügte, immer tanzen zu mögen, küßte sie mich und versprach mir, diesen Wunsch zu erfüllen, wenn ich mit ihr gehen wolle."

Arglos schwang ich mich vom Seile und folgte dem gutmütigen plaudernden Weibe. Unser Weg führte an einer Kirche vorüber, die ich wohl kannte, da meine Eltern mich oftmals zur Messe dahin mitgenommen hatten. Das Innere der Kirche war von Lichtern glänzend erhellt, der Chor sang, die Orgel schlug dumpf dröhnend in einzelnen, tiefen Tönen in den Gesang. Mich ergriff ein Gefühl der Wehmut, ich bat meine Begleiterin, mit mir einzutreten: ich wolle mit meiner Mutter beten.

‚Ei, das hat Zeit, Marianne,' sagte das Weib, mich umtaufend, und zog mit sanfter Gewalt mich an der Pforte vorüber, vor der eine dichte Menschenmenge auf den Knien lag. Bald stießen wir auf mehrere Männer. Sie überhäuften mich mit

Lobsprüchen, nahmen mich auf ihre Arme und wußten auf jegliche Weise meine Munterkeit zu wecken. Freiwillig begann ich zu plaudern, vergaß des Augenblickes und fiel endlich ermattet in Schlaf. Als ich wieder erwachte, lag ich auf einem Teppich, der ehemals sehr prachtvoll gewesen sein mochte, jetzt aber unverkennbare Spuren der Vergänglichkeit an sich trug. Neben mir hantierte das fremde Weib mit irdenem Geschirr. Meine festlichen Kleider waren verschwunden, doch sah ich neben mir ein höchst glänzendes Kostüm liegen. Ich war in die Hände einer Springerbande gefallen, die am Tage der Portiunkula sich Ablaß erkauft und nach Erlangung desselben mich entführt hatte."

Die holde Erzählerin ließ ihre schöne Stirn in die Hand herabsinken. Ein paar Tränen perlten durch die runden zarten Finger. Der Mond küßte sie verstohlen mit keuschem Strahl und ließ auch in ihnen die schlummernde Seele aufblitzen. Die fremdländische Aussprache des Mädchens, die Naivetät in Blick und Vortrag bewegten uns so eigentümlich, daß wir schweigend warteten, bis Marianne die Erzählung wieder anhob. Die gemischten Töne der Musik, vom nahen Haindorf herüberklingend, die warm atmende Augustnacht, der Gesang der Pilger — alles trug dazu bei, der Erzählung eine Wahrheit einzuhauchen, die andernortes schwerlich mit solcher Gewalt die Phantasie umstrickt haben würde. Nach einer längeren Pause fuhr Marianne fort:

„Leicht erregbare Kindesgemüter, wie das meinige, lassen sich schnell beruhigen, wenn ihnen geboten wird, was sie zumeist erfüllt. Zwar sehnte ich mich zurück nach dem gewohnten Umgange; ich vermißte die Sauberkeit der Wohnung, die heitern Räume, in denen mein Sehnen und Träumen sich beschwingte. Dafür gestatteten mir meine Begleiter nun freilich eine vollkommene Freiheit, um mich im Tanz auszubilden. Sie behandelten mich mit einer Art Zuvorkommenheit und bildeten durch Erregung meiner Eitelkeit mein Talent in kurzer Zeit künstlerisch. Auch der Prunkliebe schmeichelten sie. Es war mir unverwehrt, die

glitzerndsten Gewänder anzulegen, da sie wohl sahen, daß durch diese Verfügung meine Neigung verstärkt ward. Kaum aber hatte die angeborene Geschicklichkeit zur ungewöhnlichen Kunstfertigkeit sich gesteigert, so änderte sich auch mein bis dahin glückliches Los. Immer schneller, enttäuschender rollte sich der kummervolle Pfad einer für Geld zur Lust genötigten Seiltänzerin auf, als welche ich von Land zu Land geschleppt wurde. Ohne Reiz will ich dies Leben nicht nennen. Ich bemühte mich, je mehr mein früheres Leben in die dämmerhellen Farben eines Traumes zurücktrat, sooft ich vor der Neugier meine Künste zeigen mußte, diese Phantasmagorie als mein eigentliches Leben zu betrachten. Die Wirklichkeit dämpfte ich ab zum farblosen Bilde, und das Vergangene, träumerisch vor dem Auge der Erinnerung auf und nieder flatternd, baute sich von selbst auf zur Welt, in der ich in dämmerndem Bewußtsein schaffte. So erlangte ich, was ich wünschte. Der Tanz, dem ich meinen Sturz aus dem Himmel schuld geben mußte, ward der mitleidvolle Träger eines künstlich erzeugten Paradieses. Solange das Seil unter meinem Fuß erzitterte oder das flüchtige Roß mich in Windeseile durch den Zirkus trug, war ich selig, nicht als Künstlerin, sondern als tändelndes Kind, das mit der Erinnerung in schuldloser Freude spielt. Nur die Beendigung einer Vorstellung machte mich elend und flößte mir einen Widerwillen ein gegen jede kirchliche Zeremonie, gegen Glaube und Sitte, gegen Festesglanz und seine gläubigen Verehrer. Vor allem mit unnennbarem Schauer erfüllte mich die bloße Nennung des Namens der Portiunkula! — So wird eine Kleinigkeit oft Veranlassung zu den wichtigsten und einflußreichsten Verhältnissen!

Sie wundern sich, ein Mädchen, dem frühzeitig die heitere Lebensatmosphäre mit erstickenden Dünsten verpestet wurde, so sprechen zu hören. Woher kommt dir diese Ansicht? hör' ich Sie fragen. Die Antwort darauf ist leicht. Unglück macht frühzeitig klug; in ihm erwächst den Armen der untrüglichste Lehrer. Und

dem Weibe vielleicht eher als dem Manne, da des Weibes Gemüt empfänglicher ist für alles, was die Natur gibt, mag es auch noch so herb, noch so schmerzlich verletzend es berühren.

Wenn ich nach diesem Erlebnisse mich gern von dem abwendete, was in der Regel andere unter ähnlichen Bedrückungen des sogenannten Schicksals suchen, so konnte ich mich selbst doch nicht ungläubig oder gar gottlos schelten. Der Sinn für das Heilige blieb rein und unberührt in meinem bekümmerten Herzen. Konnte ich dafür gescholten werden, daß die Art der Auffassung bei mir von der Gewöhnlichkeit abwich? — Mir blieben fast alle eigentümlichen Mysterien des Glaubens unbekannt; von dem, was die Kirche zu heiligem Gesetz, zu beseligender Zeremonie erhoben hatte, wußte ich nichts. Mich zu bilden, fehlte es mir an Zeit, weil meine nunmehrigen Gebieter nach Willkür mit mir schalteten. Der Eindruck jenes Tages aber, dessen wollustsüßer Abend mich von dem Busen des Glückes riß, blieb mir unvergeßlich. Mit ihm alles, was sich daran knüpfte. Es war natürlich, daß mir solchergestalt das Portiunkulafest als die ausschließliche Zeremonie in religiösen Dingen unauslöschlich eingeprägt ward. Obgleich ich nun einen gewissen Abscheu davor empfand, so mischte sich doch auch wieder ein mir selbst unerklärliches Gefühl der Sehnsucht in diese unbestimmte Verneinung der Seele, daß mir dies Kirchenfest allein als die Veranlassung meiner dereinstigen Befreiung vorschwebte. Sie mögen dies sonderbar, vielleicht auch lächerlich finden. Die reine Natur aber gefällt sich in der Verknüpfung der widersprechendsten Gegensätze.

Eine Seltsamkeit erzeugt die andere. Unbewandert in allem, was Herkommen und Sitte geboten hatte, trieb mich jene magnetische Kraft der Ahnung an, mich genauer nach den Orten zu erkundigen, wo das Portiunkulafest vorzugsweise feierlich begangen wurde. Kaum davon in Kenntnis gesetzt, wußte ich durch meine überwiegende Kunstfertigkeit meine nicht eben sehr nachgiebigen Beherrscher meist nach einem dieser Orte zu führen. Immer er-

eignete sich dann irgend etwas an einem solchen Tage, was für mich bedeutungsvoll war, oder doch so schien, weil Phantasie und Wirklichkeit in meinem entzündbaren Geiste wunderbar vereinigt blieben. Je älter ich ward und je voller mit der Entwickelung des Körpers auch das geistige Leben in mir aufging, desto tiefere Beziehungen knüpfte ich an die leitende Flamme meines Aberglaubens. Obwohl die weibliche Eitelkeit mich selbst noch immer als Achse betrachten ließ, um welche Wichtiges und Unwichtiges sich bewegte, so erweiterte sich doch auch der Blick meines Auges, das gewohnt war, unaufgefordert viel in die Welt zu schauen. Die Wanderzüge unserer Gesellschaft rissen mich fast durch halb Europa, und einstmals, glaub' ich, ward sogar der Wohnsitz meiner Jugend wieder von uns berührt. Ich hörte bekannte Laute, die tönenden Worte einer nur in meiner Erinnerung noch lebendigen Sprache sangen ein längst vergessenes Wiegenlied ungetrübter Glückseligkeit um mein Ohr. Ich lauschte, ich wollte bestimmend den Zug leiten — da bogen wir plötzlich ab von der Landstraße, und meinem schweifenden Auge war es nur vergönnt, im hereinbrechenden Abenddunkel den feuerflammenden Meeresspiegel zu bewundern, die Wiege und das Grab aller schönen Träume von Glück und Freude! Wir waren in Spanien, meinem Geburtslande. Einen Tag später flatterten wieder die scherzenden Nasentöne der französischen Sprache lustig um uns. Das Land meiner Jugend sah ich seitdem nicht wieder, hörte nie mehr ein Wort von denen, die mir nahe gestanden, mich als Kind geliebt und gepflegt hatten.

Das Glück betrog mich auch fortan nie mehr. Meine Kunst, in der ich die Freiheit sah, wie sie für mich taugte, steigerte sich zu hoher Virtuosität. Ich ward Beherrscherin meiner früheren Herren. Von mir allein hing ihre Existenz ab, die auf Erden immerdar mehr sein und bleiben wird, als alle Freuden des Himmels. So folgte man den Vorschlägen, die ich, wohl nicht ohne gänzliche Verleugnung der List meines Geschlechtes, zu geben für

gut befand. Dadurch erlangte ich vorzugsweise, an dem jedesmaligen Festtage der Portiunkula einen Ort zu gewinnen, wo die Feier desselben bedeutend, die zuströmende Menge der Wallfahrer zahllos genannt werden konnte.

Das Fest war abermals angebrochen, ich befand mich nebst der Gesellschaft, die ich beinahe allein erhielt, in einer bedeutenden Stadt Deutschlands, als plötzlich eine ungewöhnliche Bewegung unter den zahlreichen Pilgern sichtbar ward. Man schrie, stieß, lärmte, drängte und rannte durch- und gegeneinander, ohne den Grund dieser Aufregung vom Nächsten erfahren zu können. Es hieß, soeben angekommene neue Zeitungen brächten wichtige Nachrichten aus Frankreich. Nach einigem Hin- und Herwogen der Menschen erfuhr jedermann den Ausbruch der Julirevolution. Über diesem Ereignis vergaß der größte Teil der Wallfahrer die Bedeutung des Festes, das sie herbeigeführt hatte. Der Ablaß der Kirche ward vernachlässigt, man fühlte die Macht des Gedankens, der weit aus der Ferne herüber laut und drohend sein Begehren aussprach: Gebt Ablaß aller Welt!

Auch die Eitelkeit eines Mädchens beschränkt sich nicht immer auf die nächsten Umgebungen seiner Toilette. Mich hatte die Welt zwar nicht im Glücke geschaukelt, sie war aber doch an mir vorübergegangen. Dies hatte meinen Blick erweitert und all den zahllosen kleinen Regungen, womit das Herz eines Mädchens zu tändeln pflegt, eine Sympathie für Größeres eingehaucht. War es ein Wunder, daß jene Nachricht mich mit unnennbarer Freude ergriff? Ich beschloß fortan in diejenigen Städte zu ziehen, in denen dem Charakter ihrer Bewohner zufolge ein Umsturz der Dinge wahrscheinlich war, um so der Augenzeuge desjenigen Festes zu sein, welches ich meine Portiunkula nannte. Ich ging nach Brüssel, gab Vorstellungen in meinem Sinne und ward, wenn nicht verstanden, doch geahnt. Das Volk erhob sich — man sagt, enthusiasmiert durch eine Opernmusik — es verlangte ein Portiunkulafest. Zufrieden mit mir selbst durchzog ich fortan Deutschland.

Polen nahm mich auf und ich erlebte in Warschaus Mauern den Ruf nach Ablaß."

Marianne ruhte abermals in ihrer gewohnten malerisch graziösen Stellung, den schönen Kopf in ihre Hand stützend. Xavier hatte aufmerksam zugehört. Er stand bewegt auf und lehnte sich an eine der nahestehenden Buchen. In seinem Gesichte weinte ein bitterer Schmerz, der volle Mondenglanz überdeckte ihn mit silbernem Geflock. Marianne erhob ihr dunkles Auge und erzählte, einen Seufzer gewaltsam zurückdrängend, weiter:

„Es gehört unter die rätselhaftesten Erscheinungen im Leben, daß gewöhnlich dem größten Glück schnell niederschmetterndes Unglück, dem höchsten Genuß die tiefste Ermattung folgt. Mir erging es eben so. Ein junger Pole, hingerissen von meinem Tanze, eroberte sich von mir die Genehmigung, verkleidet und maskiert mir eines Tages sekundieren zu dürfen. Es geschah; wir waren beide aufgeregt — der Augenblick überraschte mich, ich ward meinen eigenen Gedanken untreu, der Pole besiegte mein Herz! Tages darauf brach der Aufstand aus. Die allgemeine Aufregung trennte uns und nötigte mich, Polen zu verlassen, was ich ohne Reue hätte tun können, wäre ich mir nicht einer Schuld bewußt gewesen."

„Von nun an verlor sich mein Glück mit meiner Kunst. Das nächste Jahr stand ich fast ganz allein. Eine Krankheit hatte mich ergriffen, der Reiz der Kunst entschwand mit der Entweihung ihrer Bedeutsamkeit in meiner Ahnung. Das nächste Portiunkulafest erlebte ich am Fuße der Karpathen — ich gebar ein Kind, dasselbe, welches Sie im Arme der Zigeunerin sahen, die mich vor so vielen Jahren dem Eden meiner Kindheit entriß. Ein armer aber stolzer ungarischer Edelmann pflegte mich. Seine medizinischen Kenntnisse wirkten wohltätig auf meine zerstörte Gesundheit, und als ich genesen war, forderte er meine Hand zur Belohnung der mir geleisteten Dienste." —

„Es stand nicht in meiner Macht, ihn ganz von mir zu weisen.

Ich war arm, verlassen, trug ein Kind am Busen und fühlte zum ersten Male den Schmerz einer verwaisten Mutter. Damals ward ich milder gegen so manches, was ich bisher mißbilligend an mir hatte vorüberstreifen sehen. Ich fühlte, es könne Augenblicke im Leben geben, wo die Pflicht es erheische, der Welt sich abzuwenden und ihren größeren Sorgen, um den kleineren Kreis ganz auszufüllen, und von ihm aus später wieder dem Fortschritte des Ganzen einen bewegenden, kräftigen Teil zuzuweisen. So ward ich genötigt, mein ferneres Schicksal in die Hand des Ungarn zu legen, der in seiner Armut gezwungen ward, Deutschland hausierend zu durchstreifen. An seiner Seite zog ich nun von Ort zu Ort, er als Arzt, ich als Tänzerin. Auch dieses Leben war nicht ohne vielfache Belehrung und hatte demzufolge seine Annehmlichkeiten. Faßte ich früher alles, was mich berührte, mehr in traumhafter Ahnung auf, als ein poetisches Bild, das leuchtende Glanzpunkte auf mich herabwarf, so lernte ich jetzt das Wirkliche in seiner Reinheit schätzen. Zufrieden war ich freilich mit dieser Verwandlung nicht jederzeit. Phantasie und Lebensschärfe befeindeten sich oft in meinem Herzen. Nach jedem solchen Kampfe siegte aber die Vernunft, die mild alle Fäden verknüpfte, mochten sie nun silberglänzend aus der Welt des Traumes und idealer Schwärmerei herüberflattern, oder dürr und kalt die Prosa des gemeinen Tages beurkunden. So lernte ich durch mein Schicksal die Welt kennen, so begriff ich den Sinn des Portiunkulafestes, das mich die Freiheit kostete, die ich mir geträumt und mir dafür eine andere, vormals nie geahnte, gab. — So bin ich beruhigt über mich und die Welt, die ich nicht ungerecht nennen will. Ich diene ihr im Tanz, ich diene Gott, wenn ich Ablaß am Portiunkulafest erbitte. Vom Ablaß lebt die Welt, und ihr ganzes jetziges Geschrei ist nur ein Seufzer nach ewigem Ablaß an der weltlichen Portiunkula!" —

Marianne stand auf, ihr tanzgeübter Fuß begann sich wie von selbst zu bewegen. Gewandt schwang sie das schrillende Tam-

burin über ihrem dunklen Haar und entfernte sich auf raschen Sohlen. Wie das wundersame Mädchen durch die flüsternden Bäume im Schimmer des Mondes dahinschwebte, glich sie einer überirdischen Erscheinung. Man mußte an Sylphiden glauben, so lautlos zitterte der Fuß auf dem smaragdnen, leuchtenden Wiesenteppich. Nur der Schall des Tamburins, das blitzend bald hoch in der Luft, bald scharf am Boden hin die graziöse Tänzerin mit sich fortriß, entnahm ihr den überirdischen Zauber.

Mir ward sonderbar zumute. Willenlos folgte ich der verschwindenden Gestalt, die jetzt auf dem Wiesenrain in immer wilderen Strudeln der Bewegung dem nahen Dorfe zueilte. Lichter glommen das ganze Tal entlang. Hin und wieder brannten auch noch Feuer im Freien. Gesang flog da und dort über Hügel und Busch. Das durchdringende Pfeifen des Böhmen und die eintönigen Klänge seines Zimbals mischten sich in die helleren Harmonien. — Ich hatte Xavier und Jablonsk fast ganz vergessen. Der Pole schoß an mir vorüber dem braunen Mädchen nach. Im wilden Laufe ereilte, umfaßte er sie und drückte sie stürmisch an seine Brust.

Im Dorfe wieder angekommen, fiel mir zuerst der Ungar auf. Er hatte sich auf einen Stein gesetzt und bot nun den Umstehenden seine Medizin mit einer unerschütterlichen Ruhe zum Verkauf.

„Hier ist eine superbe Tinktur, hilft vor Zahnschmerz, Kopfweh, Bauchgrimmen, Gicht, Reißen, sei es im Kopf oder Fuß, in zwei, drei oder vier Stunden, je nachdem der Patient daran glaubt oder nicht, und könnte man es einem ganzen Volke eingeben, das an Kopfweh und Bauchgrimmen leidet, es würde gesund zur selbigen Stunde! — Und hier gibt es Salben für alle Gliederschmerzen, neue und alte Schäden, Stich-, Hieb- und Schußwunden, mögen sie sich herschreiben aus Freiheits-, Knechts- oder Revolutionskriegen. Ein Erbsenkorn groß auf den leidenden Teil gelegt, lindert allen Schmerz, und wenn auch der kalte Brand drinnen wäre, in sechs bis acht Stunden muß er 'raus sein. Es ist ein königliches Mittel, greift durch, wie Schwerter und Kanonenkugeln."

In dieser Manier sprach der Mann ohn' Aufhören. Die Zuversicht in Wort und Blick, eine rasch eingestreute Bemerkung, die dem ersten besten glücklich irgendein Gebrechen laut angab, verschafften ihm Zulauf und reichlichen Absatz. Vor allen waren die Grenzer bemüht, die Gelegenheit zu benutzen. Schnurrenreich, der nirgends fehlte, wo es etwas zu sehen gab, hatte sich natürlich auch eingefunden; zum Kaufen war er aber zu klug.

„Närrisches Dinges das!“ sagte er, als er mich ansichtig ward, und zog mich mit sich fort. „Ach, du mein lieber Heiland, ist das Volk dumm! Mit eigenen Augen hab' ich's angesehen, wie der Kerl drin in der Schenke den Fusel zusammenbraute, alles aus ein und demselben Material, und hier kaufen die Menschen mit teuerem Gelde das Zeug — und 's hilft auch! Apropos, wie kommt das?“

„Der Glaube,“ erwiderte ich, „der Glaube —“

„Richtig,“ fiel Schnurrenreich ein, „der Glaube macht selig oder gesund? Je nun, vielleicht auch. Gesundheit ist Seligkeit, Seligkeit Freiheit! Der Glaube hilft! Närrisches Dinges! Bin doch neugierig, was einmal aus dem bißchen Welt werden wird. — Aila Bunnör!“

„Was aus Ihnen geworden ist,“ versetzte ich. „Die Welt befindet sich immer in einer hinkenden Balance, dient nebenbei Gott oder vielmehr dem Altar, der Freiheit und dem Narrentume. Alles zusammengefaßt und tüchtig untereinander geschüttelt, gibt's eine pikante Speise. Es gehört nur eine gute Verdauung dazu.“

„Ja, ja, ja, ja! Ungefähr darauf läuft's hinaus. Wozu aber solcher Festspektakel?“ fragte der geistlich Beamtete.

„Zum Ausgleichen, Genügsamwerden und zur Aufrechthaltung eines hoffenden aber schönen Aberglaubens.“

„Auch zum Lernen, Herr,“ fiel Jablonsk, der Edelsteinschleifer, mir in die Rede. „Ich habe heute viel gelernt, noch mehr aber gehofft. Das braune Mädchen hat mir bewiesen, was Leben heißt. Von heut' an versteh' ich das Portiunkulafest. Wann,“ fuhr er fort

und sah, seinen schweren Wanderstab erhebend, mit blitzendem Auge hinauf in den flimmernden Sternenhimmel, „wann wird auch mein Land begreifen, was die Portschinkel bedeutet? Je nun, gute Nacht, Herr! Ich werde wohl die neue Portschinkel halt nicht erleben." —

„Da geht er hin," sprach Schnurrenreich, der hohen Gestalt des Böhmen nachsehend. „Heut ist er ergriffen, und morgen springt er einen Renowaczka nach der schlechtesten Dorffiedel."

„Der nicht," versetzte ich. „Jablonsk hat etwas von dem Gemüt der braunen Tänzerin."

„Schönes Kind, alla Bunnör! Hab' wohl gehört, was das Mädel schwatzte, mochte aber nicht stören. Ungefähr denk ich's auf meine Weise auch."

Wir hatten uns dem Zelte genähert. Der Ungar stand unter der Tür. Xavier, Marianne im Arme, trat lächelnd heraus. Treuherzig schüttelte er mir die Hand. „Gott erhalte Sie," sprach er, „und schütze mein armes Vaterland! Einstweilen, bis dort oben das Portiunkulafest wieder anbricht, will ich mit Mariannen auf Hoffnung tanzen und spielen gehen!"

Der Ungar nickte und spritzte den Speichel zischend durch die Zähne. „Bist auch ein Edelmann," fügte er hinzu, „bist ein Pole. Magst mitlaufen."

Marianne neigte ihren schönen Kopf auf die Schulter des Sarmaten. Johanniskäfer schwärmten um die Gruppe. Das Mädchen schwang das Tamburin spielend in der Hand, warf mir freundlich lächelnd einen Abschiedsgruß zu, und trat zurück in die leinene Behausung. Der Mond erleuchtete grell die markierten Züge der Zigeunerin. Das Weib saß regungslos, wie das Schicksal, am Boden, den Blick fest auf das schlummernde Kind geheftet. So liegt die Zeit, ein schlafendes Kind, im Arme der alternden mißtrauischen Vergangenheit! — Am Morgen darauf war die wandernde Familie mit ihr verschwunden.

Eine Fronleichnamfeier

Ein warmer Frühlingsmorgen pflanzte seine goldenen Fahnen auf die Berge, und überschüttete Fluren und Täler mit purpurnen Funken. Aus den sächsischen Grenzdörfern zogen ganze Karawanen geputzter Menschen den nahe gelegenen böhmischen Gebirgen entgegen. Über die waldigen Berge scholl zuweilen der dumpfe Widerhall abgefeuerter Geschütze und verkündigte den Anbruch eines hohen Fest- oder Freudentages. Denn kein Fest wird begangen in den der Lausitz nahe gelegenen Teilen Böhmens, an dem nicht unablässig die frohe Bevölkerung ihren Jubel im Abfeuern von Gewehren und Böllern laut werden ließe.

Der Donnerstag nach dem Trinitatisfeste war angebrochen und mit ihm der heiligste Festtag in der ganzen katholischen Christenheit — das Fronleichnamsfest. So wenig sich die etwas indifferenten Bewohner der sächsischen Grenze sonst um Sachen der katholischen Kirche bekümmern, so weckt doch die Pracht der Meßgewänder, der heilige Prunk der Kirche und das Mystische in den großen Prozessionen an diesem Tage ihre Neugier. Der Bauer, dessen Felder um jene Zeit größtenteils bestellt sind, läßt Pflug und Egge ruhen, und zieht die Sonntagsjacke an, der Weber schüttelt den Garnstaub von seinen Füßen, die Sorge aus dem verkümmerten blassen Gesichte. „Die Böhmischen," heißt es, „halten die große Prozession, und es verlohnt sich schon der Mühe, dem kuriosen Spektakel beizuwohnen." — Die Unwissenheit der sonst sehr braven und

redlichen Grenzwohner in Sachen der Religion ist, ungeachtet der Sorgfalt, die Schulen und Lehrer auf ihre Bildung verwenden, doch unbegreiflich groß und grenzt oft an das Burleske. Es ist verlorene Mühe, der Mehrzahl dieser Menschen den Unterschied zwischen protestantischem und katholischem Religionsbekenntnis begreiflich machen zu wollen. Sie schütteln ungläubig und halb pfiffig die Köpfe und meinen, es sei immer eins und dasselbe, die protestantische Religion das sei eben die sächsische und die katholische die böhmische! Dabei muß es denn sein Bewenden haben in alle Ewigkeit, und läßt sich auf irgendeinem Jahrmarkt eine böhmische Haube sehen, so sagt der Grenzer: „das Weib ist von der böhm'schen Rel'jon."

Ich hatte versprochen, einige Bekannte nach M*. zu begleiten. Wir waren frühzeitig aufgebrochen, um den Ort zu erreichen, bevor die Menge der herbeiströmenden Fremden das Unterkommen erschwere. Meine Begleiter gehörten unter jene schlichten Landleute, die in allen weltlichen Angelegenheiten gern einem jeden das Recht zugestehen, zu glauben und zu tun, was ihm beliebt; in religiösen Dingen aber die Schwäche ihres ganzen Stammes teilten und hartnäckig bei ihrem Satze blieben: „die böhmische Religion tauge nun und in Ewigkeit nichts." Auf meine Frage, weshalb sie denn bei dieser Überzeugung einer Festlichkeit beiwohnen wollten, die ihnen lächerlich erscheinen müßte, antworteten sie: das geschehe eigentlich bloß aus Widerwillen gegen die Sache selbst. „Denn," setzten sie hinzu, „wenn wir so die Faxen mit ansehen, das Kniebeugen, Klingeln, Kreuzschlagen, Händefalten und Kopfnicken, da kriegen wir's erst recht los, was wir haben an unserer sächsischen Religion. Wenn bei uns der Pfarrer auf die Kanzel tritt oder vors Altar, da wissen wir gleich alle, was nun vorgehen soll, und wir passen fein auf, um zu hören, wie er den Text auslegen wird, und ob er's besser kann, als das Predigtbuch daheim im Schranke. Was aber hat so ein Böhmischer von seinem beräucherten Schnack? Da wird gesungen, gewispert, geschellt, mit Wasser gespritzt, und fragen

Sie nur einmal so einen böhmischen Christenmenschen, was ihm der ganze Trödel soll, Antwort kriegen Sie im Leben keine aus ihm heraus. Unsereiner aber merkt sich den Hauptsatz und die Nutzanwendung, und denkt darüber nach die ganze geschlagene Woche hinter Pflug und Webstuhl, und das bringt seine Frucht und hält wieder. O, die sächsische Religion ist ganz gewiß besser als die böhmische!"

Unzeitiger Bekehrungseifer macht die fromme Gutmütigkeit nur hartnäckig. Ich ließ den in ihrer Beschränktheit Glücklichen einstweilen ihren Wahn und suchte in dem mir wohlbekannten Orte ein paßliches Unterkommen. Auf den Straßen war schon ein reges, heiteres Leben, das bei katholischen Festen immer den Anstrich einer fröhlichen Sinnlichkeit trägt, was man von unsern evangelisch-protestantischen Feierlichkeiten nicht allerwärts rühmen kann. Die Katholiken haben hierin einen sehr richtigen Takt. Da das meiste in ihrem Kultus auf äußern Prunk basiert ist, um durch ihn die Andacht des Gemütes zu steigern, so scheiden sie nicht das freudenvolle Leben von dem Ernst der kirchlichen Feier. — Die Häuser glänzten wie gescheuert, vor den meisten Türen waren Altäre errichtet, auf denen in stiller Luft geweihte Kerzen brannten. Kränze von Immergrün und Tannenreisern bildeten flatternde Lauben, unter denen wie in einer Nische das silberglänzende Kruzifix leuchtete. Allerorten sammelte sich die Jugend beiderlei Geschlechts, die Mädchen in weißen Kleidern und rosigen Bändern. Viele trugen Fahnen, auf denen das Lamm mit dem Kreuz ziemlich plump und geschmacklos mit grellen Farben gemalt war. Die Landleute wallfahrteten ebenfalls mit Fahnen und Thronhimmel, Lieder singend, in das Städtchen und lagerten sich um die Kirchentüren, um beim Öffnen derselben einen guten Platz zu gewinnen.

Die Tochter des Gastwirtes, bei dem ich Wohnung genommen, war ein schönes Mädchen. Oft hatte ich sie in früherer Zeit bei meinen Streifereien durch das Gebirge gesehen, und mich immer

ihrer heitern Laune und muntern Beredsamkeit erfreut. Sie trug nach Art der böhmischen Mädchen ihr dunkelschwarzes Haar in starken Flechten aufgewunden, durch die sich heut ein goldgewirktes Band mit silbernen Sternen flocht. Ein grüner Myrthenkranz ruhte wie eine hoffnungsvoll blühende Krone auf dem einfachen Kopfputz.

Es waren Jahre vergangen seit meinem letzten Besuch in dem Orte. Ich fand das Mädchen, das ich längst verheiratet glaubte, sehr verändert. Magdalena war stärker geworden, ohne daß sie dadurch an Reiz und Anmut verloren hätte. Die dunkle Gesichtsfarbe, die ihr in der frühesten Zeit den Beinamen der „schwarzen Magdalena" eintrug, war verschwunden. Eine feine, fast durchsichtige Blässe wob sich wie ein Schleier um das hübsche Gesicht. Selbst die vollen Lippen blühten nur noch wie gebrochene Rosenknospen in erlöschender Glut. Magdalena schien zu leiden. Ein schmerzliches Lächeln drückte tiefe Grübchen in Kinn und Wangen, wenn Bekannte mit ihr sprachen. Im Auge allein brannte die alte Flamme, die hin und wieder zwischen leidenschaftlichem Verlangen und religiöser Ergebung zitterte. Es fiel mir auf, daß sie eine der gestickten Fahnen tragen sollte, die in der Ecke des Zimmers lehnte, da zu diesem Ehrendienst zumeist erklärte Bräute auserwählt werden. Ich erkundigte mich und erfuhr, Magdalena sei seit längerer Zeit Braut. Meine frühere Bekanntschaft mit dem lieblichen Mädchen veranlaßte mich, sie zu beglückwünschen. Schweigend nahm sie meine Worte hin, ihre zu Boden sinkenden Augen aber füllten sich mit Tränen. — Gern hätte ich mich tiefer in das Geheimnis eingeschlichen, das mir hier verborgen zu sein schien, doch das plötzlich erschallende Geläut der Glocken, in das der Donner des Geschützes hineinhallte, hielt mich zurück. Der Zug ordnete sich, Hunderte drängten sich in dessen Nähe, Katholiken und Protestanten suchten teilzunehmen. Die allgemeine Freude des hohen Kirchenfestes ließ keinerlei Abneigung einer Glaubenspartei gegen die andere bemerkbar werden, etwas, das sonst an den Grenzen leider oft genug vorkommt! Denn

hier ist in der Schroffheit seiner Glaubensmaximen der Katholik am bigottesten und der Protestant am unleidlichsten.

Vom Pfarrhofe her näherte sich die große Prozession. Unter einem Thronhimmel von purpurrotem Sammet, getragen von vier Kaplänen, schritt der Oberpfarrer einher, in der Hand den Weihwedel, womit er segnend die versammelten Volksscharen besprengte. Mit Kniebeugen und Kreuzschlagen ward der geweihte Tropfen dankbar hingenommen von den Katholiken, verdrießlich murmelnd und nicht selten mit nur schwer unterdrücktem Fluche von dem rigoristischen protestantischen sächsischen Grenzer. Neben dem Oberpfarrer ging gesenkten Hauptes ein junger Kaplan, schlank von Gestalt, schwankend unter der goldenen Last der priesterlichen Gewänder. Die Weihen der Kirche lagen, wie es schien, schwer auf den Schultern des etwa zweiundzwanzigjährigen Jünglings. Die diamantengeschmückte Monstranz zitterte in seinen Händen. Am bleichen Gesicht nagte der Tod des getanen Gelübdes. Nur einen einzigen Blick vergönnte mir das Ungefähr in sein andachtversunkenes Auge. Ich konnte diesen betenden Glanz nicht mehr vergessen, der in zitternden Flammen zum Himmel aufblitzte. Ich mußte den Jüngling früher gesehen, ihn näher gekannt haben; aber die Jahre hatten uns auseinandergerissen. Jeder war ergriffen worden von dem Wetter der Zeit, dem Wirbelwind des Tages, und hatte sich dem Bedürfnis, der Neigung, dem zwingenden Gesetz hingeben müssen. —

Der Zug war unter Gesang vorübergeschritten, die Menge drängte nach. Vor mir sah ich das Flackern wohlriechender Kerzen, die Weihrauchwolke griff mit unsicherm Händeringen nach dem lachenden Himmel hinauf, der jubelnd über den frischbegrünten Bergen blaute und in lachendem Tanz auf den tönenden Wellen der Bergwasser schaukelte.

Ich drängte dem Zuge zur Kirche nach, um in den ausgeschmückten Räumen der Festlichkeit einmal ganz nahe bleiben zu können. Meine Gefährten hatten sich während des Heran-

stoßens der schaulustigen Fremden verloren. Unter unbekannten Gesichtern fand ich eine sichere Zuflucht, die mich ohne große Mühe durch eine enge Pforte in das Heiligtum führte.

Zu beiden Seiten des Hochaltares standen die jungen Mädchen, an ihrer Spitze Magdalena, die Fahne mit dem kreuztragenden Lamme im Arm. Sie schien wenig Teil zu nehmen an dem jetzt beginnenden Hochamte. Ihre Blicke waren festgebannt auf die hundert Kerzen, die unter einem Wald duftender Blumen unstät und gleichsam sehnsüchtig zu dem finstern Kirchengewölbe hinaufflackerten.

Die Chorknaben waren heut ihres Dienstes entlassen, an ihrer Stelle verrichteten Weltgeistliche und Kapläne die heiligen Zeremonien. Der Oberpfarrer hielt Amt, heilige Gesänge zogen in melodischen Akkorden durch das Schiff der Kirche, auf deren Fliesen die rauschende Andacht der ganzen katholischen Christenheit flüsternd lag. Selbst Protestanten beugten sich vor der überwältigenden Feier, als die glänzende Monstranz aus dem Duft der Opferwolke hervorleuchtete.

Unter den Kaplänen bemerkte ich auch den Jüngling mit dem kirchenblassen, katholischen Gesicht. Das gescheitelte schwarze Haar lag fest an den Schläfen, wie eine Zwangshaube des Gewissens. Um die Brust schloß sich der goldgestickte Panzer der heiligen Stola, das Gewand der priesterlichen Demut, das schimmernde Leichentuch des in Heiligkeit begrabenen Menschen.

Während das Hochamt abgehalten, die Messen gesungen, die üblichen Gebete gesprochen wurden, und der Chor mit hundertstimmigen Flöten einen himmlischen Frieden auf die Gemüter der Tausende herabrief, die hier versammelt waren, ging mein Geist wallfahrten durch die zerbrochenen Säulen der Jahrhunderte. Das Fronleichnamsfest, diese jährlich wiederholte symbolische Grablegung des gekreuzigten Christus, gewann in dieser Umgebung etwas Abschreckendes. Um mich lagen Tausende, in unbewußter Andacht Herz und Gemüt der Lehre hingebend, die ihnen von der Lippe des

Priesters geboten ward, und vor mir die Priester selbst mit den gelben Gesichtern, den schmal gebeteten Lippen und den profanen Augen, in denen die Welt mit ihren lustigen Freveln spottend lächelte. Ich bekam Lust, noch weitere Betrachtungen anzustellen, hätte mir nicht ein lautes Gemurmel das Ende des Hochamtes verkündigt. Die überfüllte Kirche, die vielen brennenden Lichter, das warme Sonnenwetter verbreiteten eine beängstigende Schwüle in den weiten Räumen. Man suchte die Türen zu erreichen und drängte hinaus. Vom Strudel gefaßt, ließ ich mich geduldig mit ins Freie tragen. —

Der Kirchhof mit seinen geschmackvollen Denkmälern, alten und neuen Grüften, bot eine interessante Unterhaltung. Ich war nicht geneigt, das Gasthaus wieder aufzusuchen und musterte daher die Grabsteine, um später noch einmal die Kirche zu betreten und die Altargemälde zu betrachten, die mir in der Ferne nicht ohne künstlerischen Wert zu sein schienen. — Das Freudenschießen auf den Bergen begann aufs neue, alle Feldwege und Höhen waren mit Böllern besetzt, die nun unaufhörlich das Echo der Täler weckten.

Die Gläubigen zerstreuten sich, selbst der Zug der Mädchen und Jünglinge schwankte ordnungslos auseinander. — Die Kirche war leer, nur die Kerzen brannten noch, einzelne Diener schlichen in stumpfsinniger Gewohnheit umher, um die alte Ordnung herzustellen. Weihrauchwolken zogen an den Gewölben hin und hingen an den Fenstern, wie verdunstete Wünsche, die bang nach dem freien Himmelslicht seufzen und nicht erreichen können, wornach ungestüm die Glut des unbefriedigten Herzens klopft.

Die Sakristei stand noch offen. Durch den Spalt der angelehnten Tür bemerkte ich den Oberpfarrer, wie er sich die heiligen Meßgewänder abnehmen ließ und dann im einfachen Chorrock durch eine Seitentür nach seiner Wohnung ging. Von außen herein scholl der Jubel der frohen Menschen, noch immer knallten Freudenschüsse und machten die Fenster der Kirche erzittern.

Die Gemälde waren unbedeutender, als ich anfangs glaubte.

Eine Kreuzigung Petri, scheinbar eine schlechte Kopie des Rubensschen Originals, schmückte oder verunstaltete vielmehr den Hochaltar. Von geschickterer Hand schienen einige Madonnenbilder herzurühren, die an Seitenaltären angebracht waren. Doch fand ich nirgends etwas, das mich bleibend hätte fesseln können.

Während des einsamen Umherstreifens von Altar zu Altar glaubte ich ein leises Flüstern, mit dem sich zuweilen ein lauteres Schluchzen verschmolz, zu vernehmen. Einigemal blieb ich lauschend stehen, aber es war ringsum still, wie in jeder Kirche, wenn der heilige Rausch der Andacht vorüber ist. Die Sakristei war verschlossen worden, die Kerzen trugen wieder ihre Blechkappen. Ein warmer Wind säuselte um die Fenster, die blühenden Fliederbäume rauschten, der Seufzer des sonnigen Erdentages tappte sich in gespenstigen Lauten in das öde, düstere Gotteshaus hinein.

Es war recht unheimlich in dem weiten Gebäude. Jenes Gefühl der Gedrücktheit, das den einzelnen, wenn er einsam über die Schwelle des Tempels schreitet, in jeder Kirche überfällt, beschlich auch mich. Ich wollte wieder hinaus ins Freie, nur der Lichtstreif aus einer Kapelle, der, wie der Blick einer verschleierten Schönen, meine Neugier weckte, hielt mich noch. Leichten Fußes, niemandem vernehmbar, näherte ich mich der bloß angelehnten Tür. Deutlich hörte ich jetzt Flüstern, meine Hand faßte den silbernen Ring, sie zitterte, aber stieß doch gegen die eisenbeschlagenen Bohlen. Die Tür wich der andrängenden Kraft und enthüllte meinem Auge eine Szene, die jedem profan-lüsternen Gemüt zu den schändlichsten Gerüchten Anlaß gegeben haben würde.

In dem mit rotem Sammet ausgeschlagenen Beichtstuhl saß der junge Kaplan. Vor ihm auf dem Betschemel kniete Magdalena, ihre Arme fest um den Nacken des Paters geschlungen. Die weißen, weiten Seidenfalten des Gewandes fielen herab von ihren vollen, lebenswarmen Schultern, und der Kaplan beugte sich mit

dunklem schwärmerischen Auge über die zusammenbrechende Madonnengestalt, in langem Kusse alle Sünden des schönen Mädchens von ihren Lippen auf sein sühnendes Priesterherz nehmend.

Mein Fuß strauchelte auf den Stufen, deren drei oder vier in die Kapelle hinabführten. Ich verlor das Gleichgewicht und stolperte mit lautem Geräusch in das Heiligtum.

Der Pater fuhr erschrocken empor. Wie die düstere Glut eines am weißen, nächtlichen Winterhimmel auflodernden Feuerscheines flammten Zorn und Entrüstung auf seinem Gesicht. Magdalena stieß einen Schrei aus und verbarg die Röte der Scham und des Entsetzens in den weichen Sammetpolstern des Beichtstuhles. — Schnell aber nahm die priesterliche Würde wieder Besitz von dem Herzen des Kaplans. Er richtete sich hoch auf, kalte Besonnenheit im Auge, strafende Worte auf den Lippen.

„Wer unternimmt es, das heilige Sakrament der Beichte zu stören?" fragte er mit einer Stimme, die noch ungewiß zwischen dem Bewußtsein der sündigen Herzensregung und der Notwendigkeit augenblicklicher Priesterherrschaft umherirrte. „Diese Jungfrau beichtete ihre Sünden und sollte eben die heilige Absolution empfahen, die kraft unseres Amtes anvertraut ward den Dienern des Herrn. Welch ein ungestümer Fremdling nimmt sich das Recht heraus, am heiligsten Festtage der christkatholischen, alleinseligmachenden Kirche das hohe Sakrament der Beichte zu unterbrechen?"

Die Stimme des Sprechenden gab mir schnell ein Übergewicht. Ich kannte diese Stimme. Sie hatte hundertmal mit mir vereint bei Scherz und Spiel heitere Volkslieder gesungen, wenn der Frühling uns die tönenden Reiser bot und wir Pfeifen schnitzten aus jedem Strauch an Teichen und Bächen. — Ich blickte dem Kaplan mit hellem Auge in sein zürnendes Priesterantlitz. Auch er erkannte mich. Die weiße Hand, an der die blauen Adern durchschimmerten, verdeckte das geblendete Auge, dumpfe Seufzer rangen sich aus seiner Brust. Er sank zurück in den Beichtstuhl und

drückte Magdalena mit aller Kraft einer lang genährten Leidenschaft an sein Herz.

„Du bist ein Priester geworden, Emanuel?“ fragte ich und trat dem Beichtstuhle näher. Mehr zu sagen verhinderten mich Staunen und Angst.

„Ich war Emanuel,“ versetzte der Kaplan, „jetzt aber bin ich der Kaplan Olearius.“

Hastig stand der blasse Mann auf, Magdalena mit sich emporreißend. „Komm, du Herz meines Lebens,“ fuhr er fort, „die Ohrenbeichte ist zu Ende, ich will eine allgemeinere beginnen.“

Er nahm meine Hand, Magdalena hing noch immer am Halse des Priesters. Durch eine enge Tür führte er uns auf dunklen, schmalen Gängen, in denen ich nur tappend vorwärtsschreiten konnte, in die Predigerwohnung. Auf seinem Zimmer angekommen, verschloß er die Tür und ließ dunkelgrüne Vorhänge vor die Fenster fallen. Alles war so plötzlich, so überraschend geschehen, daß es mir wie ein Traum vorkam. Ich saß wieder meinem Jugendfreunde Emanuel gegenüber, den ich als einen vor Lustigkeit übersprudelnden Knaben verlassen hatte — und jetzt sah mich sein blasses Gesicht mit den unheimlichen Augen aus dem langen, schwarzen Chorrock eines katholischen Priesters an wie ein umgehender Geist. —

In der Behausung des jungen Kaplans war durchgängig ein behaglicher Wohlstand sichtbar. Es gebrach an keiner Bequemlichkeit des Lebens, eher hätte man Überfluß an Dingen finden können, die man nur in vornehmen Häusern zu erblicken gewohnt ist. — Über dem Arbeitstische des Geistlichen hing ein Gemälde, mit schwarzem Flor umhüllt. Ich strengte umsonst meine Sehkraft an, um die Umrisse zu erraten, die sich hinter der trauernden Decke bargen.

Emanuel oder Pater Olearius, wie er sich nannte, seit ihn

die kirchlichen Weihen ausgeschieden hatten aus der Gesellschaft fröhlicher Menschen, ergriff jetzt meine Hand und brach das beängstigende Stillschweigen. Magdalena war vor einem aus Elfenbein zierlich geschnitzten Kruzifix auf den Betschemel niedergesunken und legte in stürmischer Angst den Kummer ihrer jungfräulichen Seele dem Schöpfer ans Herz, während die reinsten Perlen des Grames statt der Korallen des Rosenkranzes die Ave Marias der schuldlosen Büßerin abzählten.

„Es ist ein eigener Zufall," begann Olearius, „daß wir uns nach so langer Trennung gerade am Fronleichnamsfeste wieder begegnen müssen. Dieser Tag, heilig der Kirche und ihren Gesetzen, ist für mich der entsetzlichste, den ich unter allen am meisten hasse. Es ist so schwer, Priester zu sein, Mensch und auch fromm! Der Leib hat so viele Bedürfnisse, die dem geistigen Teile unseres zwiegespaltenen Wesens widerstehen, wenn dem Walten der Natur nicht die vollste Freiheit gegeben ist."

Hier verdeckte der Pater die Augen mit den Händen und schöpfte in einem schweren Seufzer Kraft zur Fortsetzung seiner Rede.

„Du wirst Aufschluß wünschen über mein Leben," sprach er nach einer Pause, „und ich bin ihn dir schuldig, damit du nicht auf den Gedanken kommst, in Klöstern und Kirchen halte der Priester seine verschwiegenen Bacchanalien. Es ist nicht so arg, als die Welt es sich denkt, wenn sie zurückblickt in die Vergangenheit. Sünden springen am hellen Tage heraus aus dem Schoße des Lebens und verzehren seine heiligsten Kräfte. Keine Stunde ist frei von ihnen, kein Tag so geweiht durch Alter und Menschengeschick, daß er nicht in sündiger Lust entheiligt werden könnte. Dies wird dauern bis ans Ende der Welt! Aber wisse, daß auch hinter Klostermauern seit Jahren schon die Gerechtigkeit wieder laute Worte spricht und die Natur mit ihrem unbestechlichen Urteile heimliche Gottesgerichte hält. Wir Geistliche sind nicht schlechter als ihr andern, aber wir sind unglücklicher. Euch steht

der Weg offen, um hinzuwandern, wo Licht und Freiheit sich umschlingen, wir sind gebannt in die Stille der Zelle und in das mysteriöse Dunkel der Sakristeien. Das Unheimliche alter Erinnerungen springt wie das rächende Gewissen früherer Übeltaten unablässig um den bessern Willen unserer heller gewordenen Einsichten und hindert uns nicht selten, den Forderungen der Zeit ein volles Genüge zu leisten."

„Du hast mich," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „anscheinend in sündiger Gemeinschaft getroffen, und dafür bin ich es mir und meinem Stande schuldig, rechtfertigend zu dir zu sprechen. Ein kurzer Abriß meines Lebens, seit wir uns gegenseitig aus den Augen verloren haben, wird dies leichter vermögen, als beteuernde Worte. So höre mich denn und richte alsdann, wie es dir die Menschlichkeit befiehlt.

Es ist bei katholischen Eltern ein alter Brauch, der im Verlauf der Zeit fast Gesetzeskraft gewonnen hat, daß sie bei mehreren Kindern und glücklich dabei überstandenen Gefahren eins derselben aus Dankbarkeit der Kirche oder dem Herrn widmen. Die Gewohnheit läßt sie dabei nur selten auf Anlage und Fähigkeiten des für solchen Zweck zu Bestimmenden Rücksicht nehmen; man verspricht entweder willkürlich eins oder das andere dem Dienst der Kirche gleich von Geburt an oder läßt später das Los darüber entscheiden; beides mit einer Hingebung, die an Apathie und Gefühllosigkeit grenzt. In unserer Familie schritt man ebenfalls zu dem letzteren Auskunftsmittel, und ich weiß mich noch dunkel des Tages zu erinnern, wo ich das Papier mit dem darauf gemalten Priester zur großen Freude meiner Eltern zog. Es ward ein Familienfest veranstaltet, an dem selbst die fernsten Verwandten teilnahmen. Man brachte mir, dem Kinde, Huldigungen dar, die der jugendlichen Eitelkeit schmeichelten. Ich ward von jedem „der kleine Pater" genannt, mit einer Art Ehrfurcht behandelt als ein künftiger Mann von hohem Gewicht und war sehr zufrieden mit meinem Glücke.

Nachdem der erste Freudentaumel vorüber war, gedachte man nicht weiter des Vorgefallenen. Ich selbst blieb meinen Geschwistern und Gespielen, was ich ihnen früher gewesen. Fremde, die späterhin Schule und Bildungstrieb in unsere Kreise zogen, erfuhren gar nichts davon, und es ward des Geschehenen bloß Erwähnung getan etwa bei Geburtstagen, hohen Festen und namentlich am Fronleichnamsfeste. Auch erfuhr ich zufällig, daß jene seltsame Losung ebenfalls an diesem Tage stattgehabt. — Mich für ein klösterliches Leben bestimmen zu wollen, lag nicht in der Absicht meiner Eltern. Sie hatten bemerkt, daß die Klöster größtenteils als unzeitgemäße Anstalten zu betrachten seien. Darum ward ich nur der Kirche geweiht, die ja Macht genug besaß, den armen Knaben dereinst wohl gar in einen Bischof zu verwandeln.

Die Benennung „kleiner Pater" ward zuletzt so allgemein unter meinen Bekannten, daß durch ihren öfteren Gebrauch für mich deren Wert und Reiz ganz verloren ging. Die Zukunft machte mir wenig Skrupel. Ich hielt mich an die Freuden der Welt, wie jeder Tag sie mir darbot. Selbst späterhin, als bereits die Entscheidung näher heranrückte, erwuchs mir keine Sorge aus dem Spalt, der nun bald Leben und Kirche voneinander trennen sollte. — Ich bezog das Seminar, ich lernte die Gesetze der Kirche kennen, ich hörte, der Geistliche müsse den Freuden des ehelichen Lebens entsagen, aber niemand sagte mir, daß er auch die Regungen der Liebe in seinem Herzen abtöten sollte. —

An dieser Klippe zerbrach der Kahn, auf dem ich das Kleinod meines Lebens, die heiligsten Gefühle des Menschen, gesichert glaubte. Ich liebte bereits, als jenes verschwiegene Gebot wie der Henker der irdischen Glückseligkeit an mein Herz klopfte. — Es war an einem Fronleichnamsfeste, wo ich als Dienender am Altar Magdalena zum ersten Male in dem Zauber der Jungfräulichkeit erblickte. Wir feierten das Fest der Grablegung von des Herrn Leichnam, ich beging die Auferstehung meines mit Liebe und Hoffnung getauften urewigen Menschen. Jene

unablässige Opferung, die unblutig mit der Hostie an Christi Statt in der Konsekration durch den fungierenden Priester vollzogen wird, ward für mich zur blutigsten. Oh, ich möchte wohl wissen, wie viele Männerherzen schon im Frühling ihres Hoffens und Lebens zu Grabe getragen wurden bei der Grablegung von des Herrn Leichnam!

Magdalena ward das Bild meiner Träume, die Jungfrau, zu der ich betete im Zimmer, in der Sakristei, an den Stufen des Hochaltars. Ich kannte keine Heilige außer ihr. Aber meine Verehrung blieb die eines Liebenden, der noch nicht ahnt, wie gefährlich die Leidenschaft wird, sobald sie Besitz genommen hat von dem kleinsten Teil unseres Herzens. Wir liebten uns wie die Kinder, nur in begegnenden Blicken, in der Freude des Sehens, des Kommens und Gehens. Die Zeit, wo Liebe elend macht, hielten die Jahre noch fern.

Unter solchen Verhältnissen konnte ich mich über meine Lage nicht beschweren. Solange dem werdenden Jünglinge der Umgang mit der Welt gestattet war, blieb sich jede Verbindung mit den außer der Kirche Lebenden gleich. Schule und Lehre nahmen mich nicht so gefangen, daß ich vor Gram über die zukünftige Gestaltung meines Daseins unglücklich geworden wäre. Als aber mit den lebhafteren Gefühlen die Gebote eine strengere Form annahmen, die stille Wohnung fast zur ausschließlichen Heimat meines Seins und Strebens mir angewiesen ward und ich in der Leidenschaftlichkeit meiner dämmernden Hoffnungen fühlte, daß ich mich an ein glänzendes Traumbild festgeklammert habe, da wußte ich, woran es unserm Leben gebricht.

Du und ihr andern, denen ein der Natur angemessener entworfenes religiöses Bekenntnis die Freiheit des Gedankens und zum Teil auch des Handelns gestattet, ihr könnt nicht begreifen, wie verzweiflungsvoll die Lage eines katholischen Jünglings ist, der die erste Weihe empfangen hat und von leidenschaftlichen Wünschen zerrissen wird. Ich war unwiderruflich der Kirche ver-

fallen, als ich fühlte, daß die ideale Liebe zu Magdalenen keine zureichende Gewährung für mich gebe. Ich war zu streng, zu gewissenhaft, um als Priester den Rock zu vergessen und das Öl, womit ich gesalbt worden. So liebte ich still, liebte mit Raserei und gebändigten Sinnen, aber blieb unglücklich!

Magdalena erfuhr durch mich, wie elend sie geworden. Ihr Herz hing ebenso treu an mir, als das meinige ein Opfer ihrer holden Anmut geworden war. Um uns zu sehen und zu sprechen, bedangen wir aus, daß sie wöchentlich bei mir beichten solle. Der Beichtstuhl, an dem die Sünde kniet und die feuchte Stirn im Schweiß der Gewissensangst lehnt, ward für uns zum Ruhekissen der entsagenden Liebe. Wir sprachen und sahen uns nur; aber ich sühnte allwöchentlich die große Sünde der allgemeinen Kirche durch den segnenden Friedenskuß, den mein gebrochenes Herz auf den Mund meiner Jungfrau Maria in Magdalenens Gestalt drückte.

Es hat uns niemand seit Jahr und Tag in diesem aufreibenden Glücke gestört. Öfters zu beichten ist nicht auffallend bei uns Katholiken. Es versetzt eher in den Geruch der Heiligkeit, als daß es Anlaß zu seltsamen Gerüchten gäbe. Indes auch diese Beichte, wo nur die Liebe Gericht hielt über Sünden, die Tugenden sein würden, wären Freiheit und Vernunft nicht durch das Gesetz und den kirchlichen Egoismus verpönt, konnte auf die Dauer nicht den Ungestüm des heftigeren Verlangens niederhalten. Magdalena litt mehr als ich. Die Weiblichkeit regte sich, und aus den Bahnen der Natur gewaltsam herausgerissen durch eine sündige Neigung zu einem Diener der Kirche, stand ihr ein bejammernswertes Los bevor.

Meine Brüder gingen oft aus und ein in dem Hause von Magdalenens Vater. Sie fühlten wie ich, ohne die gleiche Kraft zu besitzen, die zu einem großen Glück oder Unglück erforderlich ist. Mein älterer Bruder, von der Ironie des Zufalls dem Leben gelassen, warb um Magdalena. Außer sich kam sie vor einigen

Wochen in den Beichtstuhl, mir das Entsetzliche zu melden, das aus jeder ihrer Mienen mich anstierte. Ich hörte ruhig zu und entschied als Priester, zum Heil der Kirche, zu meinem Frieden, zum Leben Magdalenas. Ich begehrte, Magdalena solle meinem Bruder die Hand reichen und seine Gattin werden. Es ist genug, daß die Kirche sich an einem Opfer sättigt. Unsere Beichtübungen gestattete ich ihr fortzusetzen.

Der heutige Fronleichnamstag hat mich gelehrt, von nun an gänzlich meinen inneren Menschen in der Stille des heiligen Glaubens zu vergraben. Ich habe heute den geopferten Leichnam des Herrn getragen und während dieser heiligen Augenblicke mir gelobt, all mein Sinnen und Denken in das unblutige Opfer zu versenken. Es ist mir gelungen, ich bin ruhig geworden. —

Siehst du," fuhr er fort, und zeigte auf das verschleierte Bild über dem Schreibtische, „dort hängt meine Magdalena in Trauer gehüllt. Sobald ich sie entschleiere, wird sie in die Jungfrau Maria verwandelt sein. Magdalena aber wird nur eine kurze Zeit büßen und dann glücklich werden. Sobald ein blühendes Kind lächelnd an ihrem Busen sein Auge zu dem ihrigen aufschlägt, wird der Friede der beglückten Mutter auf immer jede alte Erinnerung verwischen." —

Der Kaplan schien nach diesem Geständnis allein bleiben zu wollen. Magdalena hatte sich völlig leidend verhalten. Sie kniete noch immer vor dem Christusbilde und war bereit, auf einen Wink des Paters das Zimmer mit mir zu verlassen. Auf dunkeln Gängen führte uns Olearius zurück in die Kirche und verfolgte uns, an einen Betstuhl gelehnt, mit den Augen, bis die auf den Gassen umherwogende Menschenmenge uns seinen Blicken entzog.

Im Gasthause traf ich wieder auf meine Begleiter. Die Mittagsstunde war längst vorüber, und der heilige Festeseifer begann dem weltlichen Vergnügen zu weichen. Zwar blieben die im Freien vor den Häusern errichteten Altäre an ihren Plätzen, einzelne Prozessionen bewegten sich noch singend und betend durch

die Straßen, wurden aber wenig beachtet und von niemandem außer den unmittelbar daran Teilnehmenden begleitet. Mir war das Fest, dem ich gern eine wahrhaft religiöse Weihe zugestand und dessen poetische Heiligkeit mich ergriff, von Stund' an verleidet. Nur die Profanation des irdisch Erhabenen konnte ich in ihm noch entdecken, Glanz und Färbung des wahrhaft Religiösen verschwand mit dem Zerflattern der mysteriösen Hülle, die es bisher einer unparteiischen Forschung entzogen hatte. Das Bild Emanuels schritt wie ein warnendes Gespenst vor mir her. —

Meine Landsleute empfanden anders oder fühlten überhaupt nicht das Niederschlagende eines Festes, dessen ganze Erhebung großenteils in einer raffinierten Ostentation der Heiligkeit besteht. Sie fanden die Feier „grausam prächtig", so wenig teil sie an der Art und Weise einer derartigen Gottesverehrung nehmen mochten. „Die böhmische Religion," sagten sie, „macht lustig, und es wird einem bei allem ihrem Singen und Summen ganz tanzerlich, die sächsische aber, das ist die rechte. Denn sie verbannt alle Gedanken an Freude und Scherz und macht den Menschen so recht geschickt zu einer vernünftigen Traurigkeit."

Ich glaube, beiden Bekenntnissen war mit diesen treuherzigen Worten das strengste Urteil gesprochen.

Magdalena ward einige Wochen später die Gattin von Emanuels Bruder. Der Kaplan segnete sie selbst ein und erteilte vor wie nach der Jugendgeliebten die Absolution im Beichtstuhle. Magdalenas Ehe aber blieb kinderlos. Sie ward krank und siech, während die Strenge des Kaplans diesen bald zum Dechant beförderte. Nach zwei Jahren begrub man am Fronleichnamsfeste den toten Leib Magdalenas. Der Dechant hielt das Totenamt. Er war noch bleicher geworden, sein Gesicht glich einer Mumie. Die glänzende Amtstracht stach grell ab von der Totenfarbe, die auf seinen Mienen lag. Dennoch blieb er am Leben. Das Vorurteil und die heilige Gewöhnung hatten endlich den Menschen mit seinen unveräußerlichen, ewig heiligen Rechten be-

siegt. Als ich ihn wiedersah, war er Bischof geworden, und in dem Ernste seines Mumienantlitzes stand ununterbrochen ein widerliches Lächeln. Seitdem mochte ich ihn nicht mehr sehen, weil ich fürchtete, später ein völliges Vergessen dessen in ihm zu erblicken, was er früher mit menschlich-heiligem Entzücken umfaßte. Auch dem Fronleichnamsfeste wohnte ich nicht mehr bei. Die Erinnerung an die Bedeutsamkeit dieses hehren Festes blieb für mich getrübt, und so oft mir späterhin eine Prozession begegnete, mußte ich unwillkürlich an den Priester Emanuel, an die arme Magdalena und an die Trübsal denken, die sowohl dieses Fest als ein unverantwortlicher Gebrauch über zwei fühlende Menschenherzen gebracht hatten.

Die Lichtengänger

1842

Wie man beim Herannahen des Winters in Städten sich abends gesellschaftlich zu unterhalten pflegt, entweder an öffentlichen Orten oder in Familienzirkeln, so ist es auch auf dem Lande und vorzüglich in gebirgigen Gegenden Sitte, hier oder dort zusammenzukommen. Bierhäuser und Schenken werden zwar in der Regel vermieden, wenn es auch einzelne gibt, die sich an ein Leben außer dem Hause gewöhnt haben. Sitte und Herkommen gebieten vielmehr, dem Hange nach gesellschaftlichem Verkehr in einer eigentümlichen, idyllischen Treuherzigkeit sich hinzugeben, die gerade in den abgelegensten Gebirgstälern am liebenswürdigsten erscheint.

Diese Abendbesuche in den Dörfern gebirgiger Gegenden, die gewöhnlich nach gänzlicher Beendigung der Erntezeit ihren Anfang nehmen, nennt man in einigen Provinzen den Lichtengang. „Geht Ihr heut abend zu Lichten?“ ist eine tägliche Frage, womit die Nachbarin des Morgens den Nachbar begrüßt, und man freut sich der Dämmerung, wenn die Antwort bejahend ausfällt und das Haus bezeichnet wird, wo man sich treffen will. Oft finden sich viele ungerufen, unverhofft zusammen, und es gibt die heitersten Kränzchen. Frauen und Mädchen eröffnen immer zuerst diese ländlichen Soireen. Mit dem Spinnrocken am Gürtel, das Rädchen in der Hand, verlassen sie mit Einbruch der Dämmerung ihre Wohnungen, um bei irgendeinem Bekann-

ten den Lichtengang zu halten. Man setzt sich zusammen auf die rings um die Bolkenwände laufenden Bänke und läßt die Räder lustig schnurren, indem man dies oder jenes Volkslied singt. Die älteren Frauen drehen die Spindel, nur selten sieht man hier oder dort eines der jüngeren Mädchen mit Nadel oder Strickstrumpf umgehen. Die Pausen füllen Gespräche, dem Kreise ihres Lebens entnommen, aus; dann schweigen wohl auch einmal die eintönig schnurrenden Rädchen und es wird gemeinschaftlich geweift. Auch an artigen Wetten fehlt es nicht. Um ein Busen- oder Kopftuch unterfängt man sich, in Zeit von zwei oder drei Stunden eine gewisse Menge Garn von einer solchen Feinheit zu spinnen, daß sich ein voller Strähn durch den silbernen Fingerring eines Mädchens ohne Anstrengung ziehen läßt. Hie und da wird das Gelingen dieses Kunststückchens für das Zeichen einer baldigen, glücklichen Heirat gehalten.

Es liegt in dieser harmlosen Weise, sich das Leben zu versüßen, eine so rührende Einfalt, daß der an rauschendere Genüsse Gewöhnte sich schwerlich einen Begriff davon machen kann. Nichts Idyllischeres und Anheimelnderes, als ein prunkloses Zimmer voll solcher Lichtengängerinnen, die unbefangen heiter sich bewegen, immer gemütlich und zufrieden sind, dabei aber freilich wenig von dem sogenannten Weltleben wissen. Ihr Gesichtskreis ist beengt, über die nächsten Berge hinaus liegt für sie das Land der Märchen und Wunder. In ihrem engen Kreise wirken sie aber auch gewissenhaft, stehen sich gegenseitig mit Rat und Tat bei, und das Unglück ist ihnen nur bekannt in den Täuschungen der Liebe, einer etwaigen Zänkerei, die mit einem Prozesse endigt, oder aus den Verheerungen tosender Wetter.

Mit Einbruch der Nacht finden sich auch junge und bejahrte Männer ein. Denn der Lichtengang schließt hergebrachterweise die meisten Ehen. Hier sieht der Jüngling die blühenden Schönheiten seines Dorfes, hier kann er wählen, sich mit ihnen unterhalten, sie nach Hause begleiten. Mit dem Eintritt der Männer ändert

sich aber auch die Szene. Die Arbeit wird für beendet erklärt, dafür erzählen die Männer die neuesten Weltbegebenheiten, soweit sie selbst damit bekannt geworden, und hat sich auch dieser Stoff erschöpft, so wird das Wunderbare hervorgesucht, und Märchenglanz und Elfentänze schimmern und schwanken durch die vom lodernden Kienspan dunkel erhellte Stube.

Es gibt an manchen Orten Erzähler, die man privilegiert nennen könnte. Die Gabe, seltsame Begebenheiten einfach und doch ergreifend vorzutragen, ist einzelnen im hohen Grade eigen. Sie haben meist ihren bestimmten Platz am umfangreichen Kachelofen, und man kann sie immerhin, die Umgebungen abgerechnet, mit den alten Barden, den Minstrels der Schotten, vergleichen. Ihre Zuhörer sind im höchsten Grade aufmerksam; man lauscht jedem Wort, der Kienspan brennt immer düsterer, die Gebärden des Erzählers bilden phantastische, gespensterhafte Figuren an dem grauen Getäfel der Wand oder Decke. Die ganze Umgebung erhält etwas Märchenhaftes und, will man den vollen, ergreifenden Eindruck einer Volkssage durchfühlen, so muß man sie von einem solchen Erzähler in der bangen, lauschenden Andacht des Aberglaubens gehört haben, wie nur die Versammlung eines Lichtenganges sie besitzt.

Auch ist nötig, daß man der üblichen Mundart mächtig sei. In dieser Rauheit des Idioms liegt die halbe Märchenwahrheit der mitgeteilten Geschichte. Dieses pathetische Phlegma steigert die Erwartung, der Erzähler hält oft inne, als fürchte er sich, den Ausgang mitzuteilen; ein Schauer überläuft ihn kalt, die Stimme zittert, die rauhe Sprache gewinnt in der Bewegung seiner Seele an Wohllaut, und so schließen dergleichen Märchenbilder sich wundersam befriedigend zu einer Art Kunstwerk ab. Märchen darf man eigentlich nie lesen, man muß sie erzählen hören und in der Erzählung entstehen sehen. Es ist wie mit einem Volksliede, um es ganz in sich aufzunehmen, muß es gesungen werden.

In manchen Gebirgsgegenden, wie in den lausitzisch-böhmi-

schen, auch wohl den nach Schlesien hineinreichenden, werden diese Lichtengänge häufiger, je mehr die Weihnachtszeit heranrückt. Es vergeht selten ein Abend, wo nicht an mehreren Orten die gemischteste Gesellschaft zusammenkäme. Alte Gewohnheiten, auf abergläubische Gebräuche gestützt, tragen nicht wenig dazu bei, diese Zusammenkünfte anziehend zu machen. Die letzten Wochen kurz vor dem Geburtsfeste Christi werden für ungemein einflußreich erachtet, und man kann durch Beobachtung gewisser Zeremonien alle Geheimnisse der Zukunft, insofern sie das eigene Leben betreffen, während dieser Zeit erfahren. Freilich gibt es dabei immer auch einige Bedenken, und die geringste Nachlässigkeit in Beobachtung der vorgeschriebenen Formalitäten hat die trübseligsten Folgen. Ebenso bedeutungsvoll sind die heiligen zwölf Nächte, die Zwölften, und es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß in jenen Gebirgsgegenden das ganze Jahr hindurch schwerlich so viele fromme Wünsche ausgesprochen werden als in der Zeit vom Sankt Thomastage bis nach dem Fest der heiligen drei Könige. In diesem Zeitraume werden noch immer die tollsten Dinge angegeben, von denen vielleicht kaum die Hälfte zu einer allgemeineren Kenntnis kommen, weil das Geheimhalten die erste Bedingung des Gelingens ist. —

Dicht an den böhmischen Grenzgebirgen hatte sich zur Feier der Neujahrsnacht auf einem Meierhofe, der, etwas abgelegen von den übrigen Häusern der Ortschaft, ein Berggelände berührte, eine gemischte Gesellschaft zum Lichtengange eingefunden. Der heilige Tag ließ es nicht zu, die gewohnten Beschäftigungen vorzunehmen, man suchte sich deshalb auf andere Art zu unterhalten. Die jungen Mädchen hatten dies und jenes gehört, wie man erfahren könne, ob sich bald ein Liebster einfinden, ob man im Laufe des Jahres noch heiraten werde, ob die Zukunft mit Reichtümern gesegnet sei, und was dergleichen mehr ist. Neugier und Mutwillen gleichen sich allerorten, und so währte es nicht gar lange, und sämtliche junge Mädchen entfernten sich,

gingen nach dem größeren Raume im ersten Stock des Hauses, gewöhnlich die Vorbühne geheißen, und schickten sich an, den Pantoffel zu werfen. Zu diesem wichtigen Akt setzten sich alle an den Boden, den Rücken der Tür zugewendet. Denn die abergläubische Zeremonie verlangt, daß der verhängnisvolle Pantoffel von dem fragenden Mädchen hinterrücks nach der Tür zu geworfen werde. Fällt er so zur Erde, daß die vordere Spitze nach der Tür hinweist, so verkündigt dies eine Heirat noch im Laufe des Jahres, ist sie aber nach dem Gemache gerichtet, so muß man sich noch ein Jahr länger in Geduld fassen.

Der Pantoffelwurf ging unter Scherzen und lautem Gelächter vor sich, und die zehn bis fünfzehn jungen Mädchen freuten sich selbst über die drollige Konfusion, in der sich das geworfene Schuhwerk berührte. Der Zufall hatte gewollt, daß nicht ein einziger bestimmtes Glück verhieß; die meisten lagen sogar quer auf der Bühne, und so ließ auch hier, wie immer, der Doppelsinn der Prophezeiung eine trügerische Deutung zu. Indes hatten die frohen Kinder Lust bekommen, auch noch andere Schicksalsfragen zu tun; denn, obwohl alle die Maske des Scherzes festzuhalten bemüht waren, im Herzen glaubten sie doch alle mehr oder minder an die Wahrheit der Aussage, und man wünschte sich nur eine glückverheißende, um recht der schönsten Hoffnungen voll die Zukunft erwarten zu können.

So goß man Blei in Wasser, um aus der wunderlichen Formbildung des plötzlich erkaltenden Metalles die Gestalt des Geliebten zu erkennen. Da gab es denn die lächerlichsten Karikaturen, wahre Mißgeburten des Zufalls, Menschen mit einem Beine, Körper ohne Köpfe, abschreckende Tierbildungen, Schlangen mit Stachelkämmen und anderes phantastisches Getier. Indes amüsierten sich die ländlichen Schönen, und als zuletzt eine gefällige Menschenfigur im Gusse entstand, hatte man wenigstens Stoff, sich in Vermutungen zu erschöpfen, wem unter den bekannten jungen Männern wohl die Verheißung gelten dürfe.

Man war des fruchtlosen Prüfens endlich müde, längst war es Nacht geworden, und die Männer traten, von Schneeflocken bestäubt, in das geräumige Zimmer. Unter diesen befand sich eine freundliche Gestalt, die mit wundergläubiger Zuversicht an all den Sagen hing, mit denen die Gegend überfüllt ist. Emmerich war einer von den seltenen Menschen, welchen auf allen Kreuzwegen etwas Ungewöhnliches begegnete, und wenn jemand darauf hindeutete, daß er wohl ein Sonntagskind sei, so kniff er pfiffig lächelnd die kleinen Augen zu und sagte weder Ja noch Nein. Er wollte viel erlebt haben in seiner Jugend und ward deshalb oft ärgerlich, wenn die Jüngeren seine Begegnisse zu bezweifeln Lust hatten. Ihm waren an nahen Berggeländen Orte bekannt, wo er wiederholt die metallische Zauberflamme gesehen hatte, die man gewöhnlich mit dem Ausdrucke „das Geldbrennen" bezeichnet. Neugier und Furcht vermochten ihn dereinst, einen neuen, noch ungebrauchten Feuerstahl in die bläuliche Lohe zu schleudern, und am andern Morgen, behauptete er, habe ihn der dankbare Erdgeist mit zwei schönen Goldstücken beschenkt von altem wundersamem Gepräge. Ein andermal führte ihn ein heftiges Schneegestöber in die trostloseste Irre. Da begegnete ihm ein vornehmer Herr mit rot ausgeschlagenem Mantel, der am linken Fuß einen gelben Schuh trug. Der fremde Herr unterhielt sich leutselig mit dem Verirrten, führte ihn mitten durch Nebel und Schneesturm, und als er sich wieder auf bekanntem Stege fand, bemerkte er erst, daß sein Führer den Kopf unterm Arme trug.

Dieser Emmerich war gern gesehen, am meisten an solchen Abenden, wo die Arbeit ruhte und man sich gern an Erzählungen ergötzt. Die Gebirgsbewohner haben ohnehin ein lebhaftes Interesse an dem Schauerlichen, wenn es nur nicht ihre Rechtgläubigkeit, ihr moralisches Gefühl verletzt. Dies kommt indes nur höchst selten vor, da alle Sagen auch die Charaktereigentümlichkeiten des Volksstammes an sich tragen, dem sie angehören. Emmerich war überdies, obwohl nicht im mindesten Kopfhänger, doch viel

zu ernsthaft religiös, als daß er irgend etwas hätte erzählen sollen, was gegen die hergebrachte Sitte verstieß.

Mit Emmerichs Eintritt setzte man sich im Meierhofe um den Tisch, der heute, als zu einem hochwichtigen Festtage, mit ein paar schönen Lichtern belastet war. Dennoch brannte im ziegelausgelegten vorderen Raume der Stube der buchene Span, um den sich die Mägde und Knechte versammelten.

„Emmerich," rief man den Alten von allen Seiten an, „heut abend müßt Ihr ganz schöne, alte Geschichten erzählen, aber solche, die wir noch nicht kennen!"

Emmerich kniff die Augen zu, lächelte, brannte sich die kurze Pfeife mit dem aus Holz zierlich geschnitzten Kopfe am Spane an und sagte: „Wenn ihr fromm seid, Kinder, sonst nicht! Es stürmt draußen, 's ist rauhe Luft, die Wolken lärmen in den alten Schluchten — das ist Geschichtenwetter, wie der alte Sebastian sagte, Gott tröst' ihn!"

Diese gemütliche Ermahnung war vielversprechend. Man putzte die Lichter und wartete ruhig auf Emmerichs Geschichte. Nach einer Weile fing der Erzähler an: „Kennt ihr das Ding vom Klappermanne? Nicht? Nun gut! Das Histörchen fällt just in die jetzige Zeit, einen Tag früher oder später, wie ihr wollt; man hört's immer gern." —

„Es hatten sich vor alters hier in der Umgegend eine Menge junger Mädchen und Burschen zu einem Lichtengange versammelt und saßen nach Beendigung ihrer Arbeit um den Tisch, geradeso wie wir. Dazumal war's noch besser und ruhiger auf der Welt als heutzutage. Nirgends gab es viel Aufwand, man lebte schlicht vor sich hin, hielt auf seine Ehre ein strenges Augenmerk, wie der Weber auf die Spule, und wollt's irgendwo reißen, da war man gleich dahinter her mit dem Nuppmesser*), schnitt die schadhafte Stelle aus und schlug einen neuen frischen Faden unter. Es

*) Nuppmesser nennt der Weber das Instrument, mit dem er die Knoten an der frisch gewobenen Leinwand abschneidet oder „nuppt".

gab eben ein wackers Stück Leben! Dennoch ging es auch nicht immer ganz musterhaft zu, schon deswegen nicht, weil unser Herrgott die Sonne aufgehen lassen muß über Gute und Böse! So mußte es räudige Schafe geben, schon unserm Herrgott zu Gefallen, und seht, junges Volk, weil's dem ein kleines war, alles zurechtzustellen, wie's in sein Regiment paßte, so ließ er da und dort einen Sündenbock heranwachsen, groß werden, verzierte ihn mit stattlichen Hörnern und führte dann das liebe Satanskind just unter seine frommen unschuldigen Schäfchen. Jetzt braucht's das gar nicht mehr, wie ihr wißt, denn unschuldige Schäfchen gibt es nur sehr wenige — still gesessen, Else! Dich nehm' ich aus. — Die Lichtengesellschaft war nun kostbarlich vergnügt, das Krummbacher Bier, oder war's Görlitzisches — das weiß ich so genau nicht mehr — ging im zinnernen Deckelkruge von Mund zu Mund, und dabei hantierten die jungen Leute gar weidlich mit Messer und Gabel auf den hölzernen Tellern und ließen sich den Weihnachtsschinken trefflich schmecken. Das hat sich nun alles geändert! Heutiger Zeit essen wir alle auf Steingut oder Porzellan, wiewohl 's nichts taugt. Holz ist besser, die Messer werden nicht so stumpf."

„Mein Urgroßvater war mit unter den Lichtengängern. Er hatte von seiner Liebsten ein paar Messer und Gabel erhalten, die mit schwerem Silbergriff gar zierlich in einer schwarzledernen Scheide staken. Dieses Geschenk wurde von allen höchlich bewundert und gelobt, denn mein Urgroßvater brauchte es an jenem Abende zum ersten Male. Das klingt euch wieder kurios, weil ihr schon seit Jahren die alberne Stadtsitte aufgebracht habt, seit welcher in jedem Hause mehr Gabeln und Messer zu finden sind, als Menschen. Daß Gott erbarm'! 's ist eine greuliche Mode, und Verschwendung obendrein. Just seit der Zeit fehlt es an Krontalern im Beikästchen!

„Die Lichtengänger aßen also, und sie hatten rechten guten

Appetit, weil sie keine Zeitungen lasen. Glaubt mir's, ihr Kinder, das viele Lesen, was da seit einer Reihe von Jahren aufgekommen ist, das verdirbt euch den Magen und den Kopf. Man wird ganz wirblich davon! — Nun war unter der lustigen Gesellschaft auch ein Brautpaar, das, wie es dazumal Brauch und Sitte erlaubten, miteinander von einem Teller aß und aus einem Glase trank. Da man lustig und das Bier festtäglich geklärt war, so trank man ein bissel mehr, als notwendig, und das Brautpaar folgte in allen Stücken dem guten alten Brauch. So geschah es, daß sich beide hoch und teuer verschworen, sich ewig treu zu bleiben, und der junge Mann, der ein feuriges Gemüt hatte, und in der ganzen Gegend als ein liebenswürdiger, aber auch ein wenig schlimmer Gesell bekannt war, vermaß sich unter wiederholten Umarmungen seiner Braut und unter wilden Beteuerungen: es solle ihn Gott strafen an seinem sterblichen Leibe, breche er sein Wort, und sterbe er zuvor, so möge sein Gebein unzertrennlich aneinander hangen bis zum jüngsten Tage! — Zu diesem Schwur veranlaßten ihn wahrscheinlich die ungläubigen Mienen seiner Bekannten, die schon wußten, daß Kaspar nicht immer ein streng musterhaftes Leben geführt hatte.

Dorothea, seine Braut, verwies ihm zwar mit ängstlichem Bitten den argen, gotteslästerlichen Schwur, auch die Gesellschaft ward stiller und redete zum Guten, allein Kaspar beharrte auf seinem Ausspruche und suchte die eigene Aufgeregtheit im Trunke zu beschwichtigen. Etwas unsicheren Schrittes ging die Gesellschaft später, als gewöhnlich, auseinander, Kaspar führte seine Braut heim und stolperte dann, erhitzt und laut mit sich selbst redend, nach seiner eigenen Wohnung, die etwas abgelegen in einer Schlucht sich versteckte. Da auch anderwärts Lichtengänge gehalten worden, so gab es noch einiges Leben. Manch junges Mädchen begegnete dem erhitzten Kaspar, er trug sich jedem zur Begleitung an, und zwang endlich einem recht schüchternen hübschen Kinde, des Richters Tochter, seine Begleitung auf. Er mußte sich lange mit

dem kleinen Röschen verweilt haben, denn die Nachbarn sahen ihn erst spät am Morgen in sein Haus schleichen.

Unterdes hatte man jenen Lichtengang und die dabei gepflogenen Gespräche bald vergessen. Kaspar und Dorothea verlebten einen glücklichen Brautstand und dachten allen Ernstes an eine eheliche Verbindung. Da kam ein Einspruch beim Pastor an, so ein Ding, was just einer Braut die Hochzeitssuppe von Grund aus versalzen kann. Des Richters Röschen behauptete, Kaspar habe ihr die Ehe versprochen, und müsse sein Wort halten, denn sie fühle sich Mutter. Der Richter schnitt zwar ein sehr schiefes Gesicht dazu, fluchte auch ein kräftig Deutsch, wodurch er weit und breit berühmt war, und verdarb sich an demselbigen Tage eine Blase Branntwein. Kein Mensch wollte den Fusel späterhin trinken. Bös Ding will aber Eile haben, wie gut Ding Weile, und so mußte der Richter still sein und mit Kaspern sich zu vergleichen suchen.

„Es gab groß Herzeleid und noch weit mehr Gezänk," fuhr Emmerich in seiner Erzählung weiter fort. „Die böse Geschichte kam vor den Magistrat, und die drei Advokaten Silberzange, Goldfink und Grobmaul rieben sich schon vor Freuden die Hände. Dennoch wurden sie allesamt geprellt, und hätten deshalb einander beinahe selber einen Prozeß zugeschnitten, ganz nach dem römischen Recht. Denn wißt, Kinder, der Kaspar war klug, und hatte so einen Pfiff vom Teufel weg. Er leugnete keck jede Gemeinschaft mit Richters Röschen, beteuerte seiner Braut von neuem, ihr treu und ergeben zu bleiben, und erinnerte sie an seinen Schwur. Das gute Kind glaubte, wie alle liebenden Mädchen, den Worten ihres Geliebten und vergab ihm schon im voraus jeden Schritt, den er zu seiner Rechtfertigung tun würde. Kaspar war rasch in seinen Handlungen; er reinigte sich durch einen Eid von Verdacht und Schuld, und kehrte leichten Sinnes zu seiner Braut heim, die den lieben Mann mit Liebkosungen überhäufte. Aber das Gottesgericht machte sich schnell bemerkbar. Am dritten Tage nach dem Schwure starb Kaspar plötzlich am Schlage, just, als er vor des Richters

Tür vorüberging, und niemand konnte mehr in Zweifel sein, daß der gottvergessene Gesell einen Meineid geschworen habe. Indes mußte ihm der Pastor doch ein ehrliches Begräbnis zugestehen, da er gerichtlich schuldlos war, eine Sache, die in unsern verdorbenen Zeiten täglich vorkommt. Denn jetzt weiß kein Mensch mehr, wie oft er falsch schwört; das Gewissen ist klug geworden und schweigt, und seht, Kinder, das heißen die vornehmen Leute draußen in der Welt Zivilisation! Ein schnurrig Ding, das mir nicht wohl gefällt, und doch lieb' ich die Aufklärung! —

„So erhielt denn Kaspar ein ehrlich Begräbnis, Richters Röschen aber grämte sich bald zu Tode, halb aus Liebe, halb vor Scham. Sie folgte ihrem Verführer in einem halben Jahre. Nur Dorothea überwand in ihrer Gottesfurcht den großen Schmerz, blieb ehrbar und sittsam, lebte aber eingezogen von ihrer Hände Arbeit und weigerte sich, ein Ehebündnis zu schließen. Endlich vergaß man die ungewöhnliche Geschichte, die jungen Mädchen verliebten sich wie früher, trauten den Männern wie vordem, tanzten, lachten, scherzten und herzten sich mit ihnen, wurden, wie das nun so hergeht, oft noch betrogen, oft auch glücklich, und das Lichtengehen dauerte fort, wie noch heut! Und ich nenn' es eine schöne Sitte, die nie aufhören sollte, wenn ich was zu befehlen hätte. — Else, gib mir den Krug. Eure Bursche rauchen jetzt so viel unechten Portoriko; ich werde heiser!“

„Es vergingen nun wieder viele Jahre, und alle, die an jenem Abende, wo Kaspar den gräßlichen Eid schwur, zugegen gewesen, starben. Da hieß es plötzlich einmal bei einem zahlreichen Lichtengange, die sittsame Jungfer Dorothea, die im ganzen Orte die stille Hauben-Dore hieß, weil sie die großen Räderhauben für die vornehmen Bauernweiber stärkte, faltete und plättete, werde heiraten! Seht, Kinder, der Fall war ungewöhnlich und gab also Stoff zu manchem Gespräche. Auch der böse Leumund blieb nicht aus, obwohl Dorchen das beste und tugendhafteste Mädchen im ganzen Dorfe war. Es ist aber einmal nicht anders, auch die besten

Menschen denken zuweilen gern Schlechtes von ihren Nebenmenschen, weil es sich dabei weit bequemer im alten Lebensgleise fortwandeln läßt. Dorchen kümmerte sich jedoch nicht um das Geschwätz und Gekicher der jungen heiratslustigen Mädchen.

Von allen, die um Dorotheas früheres Unglück wußten, lebte nur mein Urgroßvater noch und verwaltete zu damaliger Zeit das Amt eines Vizerichters, weil der Erbrichter gestorben und sein Sohn noch minderjährig war. Dorothea gab ihre Hand einem schon ältlichen Manne, einem Witwer, der einer sorgsamen Mutter für seine noch unerzognen Kinder bedurfte. So wenig Pracht und Aufwand das Brautpaar machte, zur Trauung fanden sich doch viele Menschen ein, und die Verwandtschaft war ja ausgebreitet genug, um einen stattlichen Brautzug zu halten. Nun wißt ihr, Kinder, daß wir hierzulande just auf unsere Herkommen ein scharfes Auge haben und uns nichts nehmen lassen, wenn's irgend angeht. Denn seht, Recht ist die Hauptsache, und Recht behalten ist ein schön Ding, wenn's auch Geld kostet. Ich bin zwar nicht von den Streitsüchtigen, aber mein Recht will ich haben! — Und seht, so'n Gedanken hatte auch die stille Hauben-Dore. Darum ließ sie Spielleute kommen und staffierte zwei Züchtjungfern gar kostbarlich aus mit hohen Myrtenkränzchen, voll lieblicher Gold- und Silberflitterchen, daß es gar eine Lust war, die lieben Kinder so hübsch als Bräute herumlaufen zu sehen. Um nun auch eines lustigen Tanzes gewiß zu sein, hatten sich die Brautleute gar böhmische Musikanten bestellt, und alles jubilierte vor Freuden, als die Klarinetten und Fagotte prächtige Melodien bliesen.

Nach der Trauung ward, löblicher Sitte gemäß, der Bierzug veranstaltet, den die Brautleute der Kürze halber mit dem Hochzeitsmahl vereinigen wollten, weil es ihnen in ihrer eignen Wohnung an Raum für die Gäste gebrach. So ward das Essen im Gerichte bestellt und die sämtlichen Hochzeitsgäste zogen guter Dinge in die geräumige Gaststube.

Mein Urgroßvater freute sich herzlich über Dorotheens endliches

Glück, und gab aus alter Bekanntschaft mit der Braut ein Fäßchen Doppelbier zum besten nnd sogar ein paar Flaschen Landwein. Natürlich ging es nun hoch her. Man trank, aß, schwatzte, sang nnd tanzte nach Herzenslust bis gegen Mitternacht. Die Braut nur blieb gemäßigt in ihrer Freude; sie mochte der Vergangenheit gedenken und ließ sich deshalb außer des Brantreigens nnr noch von meinem Urgroßvater zum Tanz anfziehen. Desto fröhlicher drehte sich die Jugend um die schwarze Säule, und die Musikanten spielten immer schneller und hitziger.

Mitten in dem fröhlichen Tumult sah man ein paar der ausgelassensten Bursche miteinander flüstern und dann plötzlich das Zimmer verlassen. Doch fragte niemand, indem jedermann glaubte, sie würden in irgendeiner komischen Verkleidung wiederkommen, wie das oft geschieht. Es verging aber fast eine halbe Stunde. Auf einmal stürzten die Züchtjungfrauen totenbleich zur Türe herein und schrien: „Der Klappermann kommt! der Klappermann kommt!" Die Musikanten ließen mitten im Takt ihre Instrumente sinken, die tanzenden Paare wankten noch unsicher ein paar Schritte auf der unebnen Diele fort nnd blieben dann Arm in Arm mit keuchender Brust stehen, die Augen erwartungsvoll auf die Tür gerichtet.

Endlich ward diese Tür weit aufgerissen und ein vollständig klapperndes Totengerippe wankte in den tollen Hochzeitslärm. Die Braut sank lant aufschreiend, erbleichend in die Arme ihres Bräutigams, die meisten der Anwesenden murrten laut über den wüsten, grauenvollen Scherz, doch glaubte man immer noch allgemein, es sei bloß eine künstliche Verkleidung. Als jedoch das Totengeripp bis an die Säule vorgeschritten war, bemerkte jedermann mit Entsetzen, daß es ein wirkliches Totengeripp sei. Alle Gäste erfaßte ein banges Entsetzen — es ward totenstill, Frauen und Mädchen flüchteten schüchtern hinter die Tafeln, die Männer traten ebenfalls angstvoll zurück.

Dnrch diese außerordentliche Stille ward mein Urgroßvater, der sich in ein Nebenzimmer entfernt hatte, wieder in den Tanzsaal ge-

führt. Ihm standen die Haare zu Berge, als der bleiche Totenschädel ihn angrinste. Durch kurze, strenge Fragen erfuhr er schnell den Zusammenhang. Die jungen Burschen hatten einen bloßen Scherz machen wollen, indem sie das entsetzliche Totengeripp mitten in den Jubel hineinklappern ließen. Der Totengräber hatte es vor etwa einem Jahre aufgefunden, und da seltsamerweise alle Knochen noch fest aneinanderhingen, so war es als etwas Außerordentliches im Beinhause aufgestellt worden. Strich nun der Wind durch die zahlreichen Spalten des engen Häuschens, so rasselten die Gebeine schauerlich zusammen, weshalb die Schuljugend das Gerippe den „Klappermann" nannte.

Der Dizerichter erfaßte diesen grausamen Scherz von einer ernsten Seite. Er befahl augenblicklich, man solle den Frevel durch eine gewichtige, feierliche Handlung sühnen und jeder Gast an dem Totengebein vorübergehen, dessen rechte Knochenhand erfassen und Abbitte tun. Diesem Richterspruch wollte man sich nicht sogleich fügen, mein Urgroßvater drohte aber mit einer Anzeige an die Obrigkeit, und so unterwarf man sich dem greulichen, doch gerechten Begehr des ernsten Mannes. Die beiden Frevler reichten dem Klappermann zuerst die Hand, alle übrigen folgten, erst die Männer, dann Frauen und Mädchen. Zuletzt kam die Braut. Dorothea war so erschrocken, daß sie sich führen lassen mußte. Sie blieb sehr bewegt ein paar Sekunden vor dem Geripp stehen, dann erfaßte sie kräftig d • gelbe Knochenhand und sprach, allen Gästen vernehmlich, die Worte: „Kaspar, ich vergebe dir!" Da sah man ein rührendes Wunder; denn wie vom Blitz getroffen brachen die Gebeine zusammen und jedes kleinste Glied löste sich leicht von dem andern. Zu den Füßen der Braut lag ein Häufchen brauner Knochen, aber oben darauf, wie von Reue niedergebeugt, der hohle Schädel. — Der Klappermann war das Geripp des treulos und meineidig gewordenen Kaspar, Dorotheas erstem Geliebten. Gott hatte seinen Schwur gehört; das fromme Hauben-Dorchen ward aber glücklich und lebte lange geehrt und geachtet im Dorfe. Die

Gebeine des Toten wurden wieder begraben, und das, ihr Kinder, ist nun die Geschichte vom Klappermann." —

Inhalt, Art und Weise dieser Erzählung stimmten so ganz mit dem Geschmack der Lichtengänger überein, daß Emmerich von allen Seiten angegangen wurde, noch eine Geschichte vorzutragen.

„Ei, Kinder," sagte der Alte, „ihr müßt mir auch Ruhe lassen. Solche Erzählungen strengen an, und eh' ich mir die alten Historien wieder zurechtlege im Kopfe, vergeht eine Weile. Inzwischen will ich meine Pfeife vollends ausrauchen."

Und das hat Euer Urgroßvater alles selbst erlebt?" fragte ein junges, flinkes Mädchen.

„Punkt für Punkt, just wie ich's vorgetragen. Ja, damals! — da gab es noch eine Zeit für Historien, jetzt machen sie nur Weltgeschichte, wie sie's nennen, und darüber werden unsere schönen Dorfgeschichten vergessen. Aber ich behalt' mir sie alle im Kopfe, und wenn's ja etwas gar zu lange dauern sollte, ehe wir wieder zum Leben erwachen, so will ich mich im Grabe damit unterhalten. An Zeit wird's da nicht fehlen. He, Suschen, was drückst du dich denn so in die Ecke? Du wirst dir die Senkenadel*) in den Kopf stoßen."

„Ach, Vater Emmerich, wenn Ihr so prächtig erzählt, fürchte ich mich vor lauter Freude. Und nun ist ja heut' eine so gespensterliche Geschichten-Nacht! Wir haben schon die Pantoffeln nach dem Liebsten geworfen, aber's wird nichts — in diesem Jahre nicht!"

„Das ist euch schon recht, ihr neugieriges Volk!" versetzte Emmerich. „Ein andermal müßt ihr nach dem Liebsten rufen."

„Wie macht man das?" riefen wohl sechs oder acht Mädchen

*) Ehedem trugen die Dorfmädchen die Haare in einen Knoten zusammengebunden, durch den sie als einzigen Schmuck eine breite, an beiden Enden abgerundete, gegen die Mitte hin etwas schmäler zulaufende starke messingene oder silberne Nadel zogen. Diese trug den Namen „Senkenadel".

auf einmal und fuhren mit den Köpfchen, wie muntere Fischchen, über den Tisch.

„Gerade so, wie eben jetzt," sagte der Jungbauer Friedrich, „und darauf antwortet der Liebste in dieser Weise," indem er auf Suschens frischen Mund einen Kuß drückte.

„Du bist mir!" sagte das Mädchen und drohte dem Jüngling mit ihrem Rocken.

„Nee," versetzte Emmerich, „man ruft zum Fenster hinaus mit dem Schlage zwölf, und da schreit's den Namen desjenigen ganz deutlich aus der Luft herunter, den so ein neugieriges Mädel zum Liebsten oder Manne kriegt. Deswegen kann's aber Streit genug geben in der Ehe, das ist eine Sache aparte, und seht, Kinder, das heißen die Modemenschen draußen in der Welt romantisch. Just, wo's Unglück so dicht übereinander sitzt, wie die Gelbhühnchen, die hübschen Pilze, an Erlen und Fichtenstämmen, just da ist euch die schönste Romantik. Und darnach rennen die vornehmen Leute herum wie toll. Sie sind euch ganz darauf versessen, wenn's auch eine ehrliche Christenseele nicht begreifen kann! Indes hat es sein Gutes, denn es gibt kostbarliche Geschichten — und da fällt mir eben wieder ein solch' Ding auf die Zunge. Ich spinn's euch ab, wie'n frischen Rocken, wenn ihr still sitzen und euch nicht fürchten wollt; denn seht, Kinder, die Historie wiederholt sich just heut nacht und spektakelt gerade hier vorbei!"

„Ach, das wird hübsch sein!" sprach Else und klatschte in die Hände.

„Wenn ich nur zuhören darf, so mag der Himmel einfallen, mich rührt es nicht," meinte Suschen.

„Ich aber rufe um zwölf nach meinem Liebsten," sagte die übermütige Marie; „denn ich muß wissen, ob das wahr ist. Ich weiß den Namen dessen, den ich liebe, und da wollen wir die Geschichten-Nacht einmal recht beim Worte halten."

„Nicht vorwitzig, Kind!" sprach Emmerich bedeutsam. „Wenn

du meine Geschichte wirst gehört haben, vergeht dir die Lust zum Rufen."

„Dann gerade nicht! dann werde ich Euch zum Possen rufen!"

„Still, unkluger Trotzkopf! Gieße mir lieber den Krug wieder voll, daß es doch aussieht, wie ein Lichtengang. Und höre, Marie, zünde zwei neue Späne an, denn zu der Historie ist's immer gut, so hell als möglich zu sitzen."

Marie tat dem Erzähler seinen Willen und Emmerich nahm wieder das Wort.

„Den Frauenkirchhof in der ‚alten Sitte', oder, um vornehm zu reden, in Zittau, kennt ihr doch? — Die Lichtengänger antworteten durch eine bejahende Kopfbewegung. — „Nun gut, dort werdet ihr vielleicht einen alten verwitterten Grabstein gesehen haben, der mit Moos und Flechten bedeckt ist. Unleserliche Namenszüge sind noch mühsam darauf zu entdecken, deutlicher dagegen sieht man grade unter dem Namen eine Vertiefung in dem Steine, fast in Gestalt eines Pferdehufes oder einer ähnlichen Tatze. Und das, seht, ist des Teufels Siegel."

„Des Teufels!" riefen die Mädchen.

„Sapperment, das wird hübsch," sagte Friedrich, und alle horchten mit Aufmerksamkeit.

„Ja, des Teufels Siegel," bekräftigte nochmals der alte Emmerich. „Ihr müßt nämlich wissen, daß der Teufel seinen Siegelring am Fuße trägt, und das ist auch der alleinige Grund, weshalb er hinkt. Vom Pferdefuß ist nichts zu spüren, das sind nur dumme Erfindungen von den Dichtern oder Poeten, die mein Tage zu nichts taugen, als um den vernünftigen Menschen die Köpfe zu verdrehen. — Mit jenem Siegelabdruck des Teufels aber, wodurch das Grab mitsamt seinem Inhalte ihm am Tage des Gerichts verfällt, hat es nun folgende Bewandtnis.

Es gab vor ein paar hundert Jahren in ‚der Sitte' einen sehr bösen Steuereinnehmer. Der Mann hieß Mai, und hätte doch besser November heißen sollen. Dieser Mensch war sehr wohl

bewandert in allen Kniffen und Pfiffen der Rechtsgelahrtheit, und ein Advokat und Teufelsbraten, gar appetitlich zugericht' für die Hölle schon von Jugend auf. Mit den Steuern, Kinder, hat's immer seine Not gehabt. Wer sie geben soll, dem kommt's sauer an, und wer sie von alters her zu erheben hat, dem wird's auch ein Plack. Nun seht, das wissen wir alle. Es ist viel hin und her gestritten worden, mancher Advokat hat deshalb fette Gänse in die Küche gekriegt und sich einen guten Tag gemacht, und die Steuern sind doch geblieben. Das läßt sich nun auf einmal nicht ändern, und hat der Plack nur eine Art und einen Schick, so ist ein vernünftiger Mann auch nicht von Stroh.

„Dazumal war's aber zu arg. Der Steuereinnehmer hatte den leibhaften Satan im Leibe und machte sich eine Freude daraus, arme Leute recht zu quälen. Konnten sie nicht zur gehörigen Zeit das bißchen Silbergeld zusammenbringen, so schickte er den Zirkelmeister (Exekutor), oder ließ gar sechs Mann Stadtsoldaten, dazumal Kerls wie Goliathe, fürchterliche Kreaturen, auf Exekution abgehen. Nun gab's Geschrei, Wehklage, Händeringen. Die armen Menschen wußten sich weder zu raten, noch zu helfen, gegen die Obrigkeit wagte man nichts zu tun, weil die Leute noch fromm waren und die Franzosen das Wort Revolution noch nicht aufgebracht hatten; und zuletzt steckte der lachende Steuereinnehmer das Geld immer in die Tasche.

Der böse Mann ward auf diese Weise der Stadt und ihrem Magistrate unentbehrlich. Die Kassen waren immer voll, die Ratsherren lebten prächtig, Handel und Wandel blühte, rings um ‚die alte Sitte' glänzten die frischen Wiesen von bleichendem Garn und Leinwand. Man war lustig und guter Dinge, die Tuchmacher und Leinweber aßen noch als Ratsfreunde*) bei dem Bürgermeister, und von dem Wehegeschrei der Armen draußen auf den Dörfern

*) Einer alten Sitte gemäß wurden bei dem jedesmaligen Bürgermeisterwechsel, die Kür geheißen, aus den Innungen der Tuchmacher und Schuster, wenn ich nicht irre, vier Individuen in den Rat gewählt oder doch ihr Sitz im Rate aufs Neue be-

hörte man nichts. Das war eine goldene Zeit für Zittau, jetzt ist es auch anders geworden. Das Geld und die Macht ist ausgewandert, die Dörfer sind reich, die Bürger arm, und wenn's eine Weile so gedauert hat, wird es wieder einmal umschlagen. Denn das Glück will immer Bewegung haben, es ist just der ungeduldigste Geist auf dem ganzen Erdboden.

Zuweilen wurden die armen Dorfbewohner aber doch auch verdrießlich und aufsässig. Denn Not kennt kein Gebot, und die Gesetze waren hart. Da gab der Teufel dem Steuereinnehmer einen recht höllenmäßigen Gedanken ein. Er setzte sich nämlich an Sonn- und Feiertagen in seinen Wagen, Kutscher und Bediente in prächtigen Livreen auf Bock und Tritt. So fuhr er hinaus auf die Dörfer und nahm, während die armen Menschen in den Kirchen sangen und beteten, Besitz von ihren Häusern. Da brachte nun den gefürchteten Mann keine Seele mehr fort, bis die fälligen Abgaben von Heller zu Pfennig bezahlt waren.

Lange, lange Jahre trieb der schändliche Steuereinnehmer, oder was er nun durch sein ungerechtes Leben geworden sein mochte, dies arge Spiel. Endlich aber hatte es unser Herrgott satt. Er trat an die Himmelstür und sah 'nunter auf die Sitte, die schönen ihr gehörigen Dorfschaften und hörte das Weinen und Klagen der geängstigten Menschen. „Das gute Volk," sprach er, „kann sich nicht selber helfen, da muß ich doch ein Einsehen haben," und somit schickte er einen seiner dienstbaren Geister an die Pforten der Hölle, ließ dem Teufel ein Kompliment sagen, und er solle ihm doch einmal den Gefallen tun und den Sitt'schen Steuereinnehmer Mai mit allem Glanze und richtiger Pracht in sein flammendes Reich abholen. — „Großen Dank," sprach der Teufel, „mir ist jede Seele recht, und die Maische erst ganz. In zweimal vierundzwanzig Stunden soll er die Schwerenot kriegen."

stätigt. Diese hießen „Ratsfreunde", hatten aber jahraus, jahrein nichts bei den Ratssitzungen zu tun. Nur an der Kür nahmen sie teil, saßen in der Ratsloge und aßen mit an der Ratstafel.

So ward der böse Mann denn krank und immer kränker, gerade zwei Wochen vor Weihnachten. Das war nun just die Zeit, wo's am meisten Steuern einzutreiben gab, weil die armen Leute alle für Feuerung sorgen mußten. Da hättet ihr sehen sollen, wie der böse Mann wütete im Schmerz auf seinem Lager, weil er die Menschen nicht mehr schinden und plagen konnte. Wohl hundertmal schrie er in der Fieberhitze, er wolle noch im Tode die Runde auf den Dörfern machen und sich Vorspann aus der Hölle bestellen, um nur rasch vorwärts zu kommen; ja der Teufel selber solle ihn kutschieren! So dauerte die Raserei fort bis in die Silvesternacht. Da legte sich der Tod schwer und kalt auf den bösen Mann; er konnte nur seufzen und nach seinem Wagen rufen. Endlich um Mitternacht, just, wo altes und neues Jahr sich trennen und verbinden, fuhr er wild auf vom Lager, schrie: „Ja, her damit!" und krach! knickte das Genick zusammen, und das Gesicht rückwärts gedreht, sank er tot in die weichen Seidenpfühle. Auf dem Ratsturme läutete aber das Glöckchen grade zum Schlage der letzten Jahresstunde, und die Mordbrenner in Gesellschaft des Todes machten die Runde um den Turm — denn damals war das grausige Uhrwerk noch im Gange. Auf dem Markte aber hörte man ein Wagengerassel, furchtbares Pferdegewieher, Peitschengeknall und ein wildes Brausen in der Luft. Viele Menschen, die der heiligen Zeit wegen noch wachten, öffneten erschrocken die Fenster und sahen, wie ein schwarzer Wagen mit vier schwarzen Hengsten bespannt, von denen die vordersten feurige Nüstern und brennende Hufe hatten, und vom lachenden Satan selber geleitet wurden, in rasender Eile durch die Gassen flog. Am Webertore ging das Fuhrwerk hoch in die Luft, über das Tor hinweg und fort auf die Dörfer. Im Wagen selber saß der böse Steuereinnehmer mit umgedrehtem Halse. Und so mußte er innerhalb einer Stunde das ganze weitläuftige Revier bereisen, denn Schlag ein Uhr brauste das satanische Fuhrwerk wieder über das Tor in die Stadt hinein, und wenn die Glocke aus-

gesummt, flog die Haustür des Steuereinnehmers wieder ins Schloß.

Seit jener Zeit, meine lieben Kinder, muß nun der Verdammte alle Jahre von der Silvesternacht an bis zum Ende der heiligen zwölf Nächte die fürchterliche Inspektionsreise durch die Dörfer machen. Alle Menschen hören ihn dann um Mitternacht vorbeikutschieren, doch darf ihn niemand sehen wollen; denn weil er doch kein Geld mehr erpressen kann, so rächt er sich dadurch, daß er jedem Neugierigen ritsch! den Hals umdreht.

Und das ist eine ganz wahrhaftige Historie," schloß Emmerich. „Jetzt aber ist es schon tief in der zwölften Stunde; habt ihr Lust, so wollen wir noch beisammen bleiben und den Höllenspektakel vorbeilassen, denn gerade hier an dem Hause muß er zuerst vorüber."

„Na, das muß wahr sein, alter Emmerich," sprach Friedrich, „die Geschichte habt Ihr ganz prächtig erzählt. Auch ist sie, wie ich's gern habe, ein bißchen Moral, ein Stück Unzufriedenheit, für acht Groschen 'nen Hieb aufs Juristenvolk, den Gesetzen ein paar haltbare Nasenstüber, aber alles in gehörigem Respekt, Himmel und Hölle hineingemischt und sofort — das ist Geschichte, das ist eine Lichtengangserzählung. Tröst' Euch Gott, Emmerich, Ihr sollt leben!"

Die Mädchen hatten wieder die Köpfchen zusammengesteckt, und Marie sprach vor allen sehr eifrig.

„He, was gibt's da?" rief Emmerich. „Was zuschelt das junge Volk. Hat's Furcht vor dem Steuereinnehmer?"

„Gott bewahre!" versetzte Marie, „ich habe keine Furcht, aber die beiden ängstlichen Dinger da, Else und Suschen, wollen es nicht zugeben, daß ich um zwölf nach meinem Liebsten rufe."

„Sollst's auch bleiben lassen, vorwitziges Mädel!" entgegnete der Erzähler. „Wenn der Teufelsspuk vorbeikommt, wär's nur schade um deinen hübschen weißen Hals."

„Was geht Euch mein Hals an," sagte Marie und verließ

schmollend das Zimmer. Indes rückte die Mitternachtsstunde immer näher heran, die buchenen Späne brannten düster, lange glimmende Kohlen auf den Estrich streuend. Die Talglichter waren schon herabgebrannt, man wollte keine neuen erst aufstecken. Die Lichtengänger erwarteten stillschweigend die unheimliche Stunde, nur die Mädchen wisperten manchmal ganz leise, und der alte Emmerich ließ von Zeit zu Zeit ein einzelnes Wort hören, dabei rauchte er in gemütlicher Ruhe seine böhmische Holzpfeife.

„Wo bleibt denn die Marie?" fragte er nach einer längeren Pause.

„Ich hörte sie auf die Vorbühne gehen," sprach Suschen. Sie hat wahrscheinlich den Fallladen am Futtererker geschlossen, denn es klappte."

„Da könnte sie auch wieder herunterkommen, das halsstarrige Kind," erwiderte Emmerich. „Gebt acht, wenn die heiratet, so setzt es Tänze. Sapperment, so ein Eigensinn! Ich wollte dich — Still! es schlägt zwölf!" — Augenblicklich hörte man kaum noch einen Atemzug in der Lichtengangstube. Alles lauschte gespannt, der Wind spielte um die lockeren Fenster, ein bleicher Mondstrahl dämmerte durch die Ritze der geschlossenen Läden. Da erhob sich von fern ein dumpfes Brausen, das schnell anwuchs zu einem donnernden Rollen. „Er kommt!" sprach der Erzähler, „seid nur ganz ruhig." — Und gleich einem plötzlich entstehenden furchtbaren Windstoß brauste es an dem Hause vorüber, daß die Fensterscheiben klirrten, die Balken des Zimmers zusammenschütterten und die spärlichen Flammen der Späne verloschen. Der Tumult währte nur ein paar Sekunden, dann verlor er sich schnell in der Ferne. Mitten im Brausen des Sturmes, oder, wie Emmerich behauptete, unter dem Schnauben der Höllenrosse, hörte man einen Ruf, dem ein Fall und gellender Schrei folgte.

„Das war Marie!" rief Suschen. „Gott, sie fiel auf der Treppe!"

Alles stand auf, man zündete frische Späne in möglichster

Eile an und leuchtete nach der Vorbühne. Hier lag das arme Mädchen am Boden dicht am Abfall des Erkers. Die Neugier hatte sie die Falltür aufheben lassen, wahrscheinlich mochte sie im Dunkeln die Haken nicht fest eingeklemmt haben, bei dem orkanähnlichen Toben war sie mit dem Kopfe vorwärts gefahren, ein heftiger Ruck an der losen Türe stürzte diese herab und zerschmetterte dem armen Kinde das Genick.

Erschrocken, jammernd hob man die Tote auf. Emmerich schüttelte den Kopf. „Da habt ihr's!" sprach er, „so kommt's, wenn der Mensch keinen Glauben mehr hat. Dem unglücklichen Mädel hat just der Steuereinnehmer das Genick gebrochen; die Falltüre ist nur eine Spiegelfechterei."

Die Lichtengänger gingen betrübt nach Hause, und so geflissentlich man auch die Natürlichkeit von Mariens Todesart bekannt machte, das Volk hielt fest an der Sage, und noch heutzutage wird niemand ein Fenster öffnen, wenn zur Mitternachtszeit in den zwölf Nächten der verdammte Steuereinnehmer seine Inspektionsreise durch die Dörfer hält. —



Bauernleben

Ein Sittenbild

Es war tiefer Herbst. Auf der Schattenseite der mit feinem grünen Moos übersponnenen Strohdächer glitzerte noch der Reif, und von den nahen Buchen und Aspen rieselten in den stillen Abendluft leicht raschelnd die dürren Blätter auf die gefrorene Erde herab. Aus dem sauber aufgeräumten Gehöft des Großbauers David schollen kräftige Axtschläge, denn der Herr des Hofes war noch der einzige Tätige. Das Gesinde hatte bereits die Arbeit eingestellt, um die übliche Vesperstunde ganz zu genießen, obwohl der Kuckuck auf der Wanduhr, ein heilig geachtetes Erbstück des Altbauers, die vierte Nachmittagsstunde noch nicht abgerufen hatte. Deshalb ruhte auch David noch nicht, denn er war ein Mann von strenger Ordnungsliebe, von pünktlichem Gehorsam. Auch hätte er wohl, wäre es nicht Sonnabend vor der Kirmes gewesen, seine buschigen Brauen finster zusammengezogen über die Lässigkeit seiner Knechte und Mägde, die ein paar Minuten vor der festgesetzten Zeit von der Arbeit gingen.

Während David noch so unter dem halboffenen Schuppen hantierte, der sowohl als Wagen- und Schlitten-, wie auch als Holzremise diente, und ununterbrochen, aber gemessen, ja langsam in seinem Holzspalten fortfuhr, trat ein robustes Mädchen, die vollen und von der Sonne gebräunten Arme bis hoch über die Ellbogen bloß tragend, aus der Haustür und schritt eiligst in ihren

Holzpantoffeln über den gepflasterten, reinlich gekehrten Hof nach dem Schuppen.

„David," rief sie ihrem Brotherrn zu, „Ihr sollt nur einmal 'nein ins Stübel kommen, Hans Christels Tobis wöllt' mit Euch reden."

„Hat der Kuckuck vier gerufen?" fragte David, einen buchenen Keil in den harten Block treibend, den er zerspalten wollte.

„I nee," versetzte die Magd zaudernd, „'s muß'n aber gleich in' Halse kitzeln."

„Dann mag er warten bis zur Vesperzeit," sagte David. „Ich liebe Ordnung," setzte er mit einem scharfen Blick auf die Magd hinzu, „dieweil es heißt: Wo der Herr Ordnung hält, sind Haus und Hof wohlbestellt!"

Die Magd klapperte langsamer, als sie gekommen war, ins Haus zurück. David zerspaltete vollends den eichenen Wurzelknollen, legte die Keile auf die nebenanstehende Schnitzelbank, zerhackte in ruhiger Gemessenheit die größeren Stücke vollends in kleinere, und warf sie zusammenraffend in einen Winkel des Schuppens, wo zwischen einigen in den Boden geschlagenen fichtenen Stangen der ordnungsliebende Hausherr das selbstgespaltene Holz auch mit eigener Hand künstlich aufschichtete, um sicher zu sein, daß ihm niemand zur Unzeit davon nehme. Indes schlug es vier, David hing Säge und Axt über den Wagenleitern auf, die aufgerichtet an der Wand lehnten, und ging nach dem Wohnhause. An der Tür rief er dem Kettenhunde, der lustig wedelnd zu ihm heran sprang. Diesen befreite er von der Kette, denn er hatte den Grundsatz, den er oft aussprach, daß, wenn der vernünftige Mensch raste und ruhe, auch das unvernünftige Tier seine Freiheit haben müsse. Erst, nachdem er die Kette an der Laufstange in einen Knoten geschürzt und noch einen prüfenden Blick über den Hofraum und die umschließenden Gebäude geworfen hatte, auf denen im matten Purpurschein die abendliche Herbstsonne lag, trat er ins Haus.

„Guten Abend, Tobias," redete David seinen Gast an, indem er sich mit dem weißkattunenen, feinen Hemdärmel nach Bauernart den Schweiß von der Stirn wischte, sein etwas verschossenes Käppchen abnahm und mit dem halbmondförmigen, hörnenen Haarkamme die weißgrauen Haare von der Stirn nach dem Nacken zurückstrich, wo sie der Kamm zusammenfaßte, „was bringt Ihr mir?"

„Je nun, was wird's sein," erwiderte Tobias, ein wohlhabender Weber aus dem Orte, „besprochen muß es einmal werden, und so komm' ich in Zeiten, damit wir die Kuchen ohne Ärger und Verdruß essen können. Es ist eben wegen Eures August." —

„Halt!" fiel ihm David in die Rede. „Bevor Ihr viel Worte verliert, Tobias, laßt Euch sagen, daß es bei meiner Resolution bleibt! Wir wollen uns nicht zanken und streiten, auch nicht verprozessieren, mit meinem Willen nicht! Aber aus der Sache kann nichts werden, denn sie hat ihren Haken!"

Die Hausfrau hatte unterdes in dem kleinen Kabinett, das nur durch einen zierlichen Bretterverschlag von der Wohn- oder Gesindestube getrennt ist, über den einfachen Tisch eine kostbare, weiß damastene Serviette gebreitet, die so steif gestärkt war, daß sie sich kaum der Form des Tisches anschmiegen wollte, brachte nun eine ansehnliche zinnerne Kaffeekanne, setzte frische Butter und Brot auf und lud die Männer ein, zuzulangen.

„Kommt Tobi's," sagte David freundlich, nahm den Gast bei der Hand und führte ihn ins Kabinett, dessen Tür er hinter sich zuzog. „Eßt ein paar Bissen mit mir, Nachbar, oder wollt Ihr lieber Kuchen haben? — und laßt uns Freunde bleiben."

„An wem sonst als an Euch liegt es, wenn wir es nicht bleiben?" erwiderte der Weber, indem er die angebotene Tasse aus der Hand der Bauersfrau nahm. „Seht, lieber Nachbar David, ich begreife Euch nicht mit Eurem wunderlichen Eigensinn — vergebt mir, daß ich es so nenne" — fuhr Tobias fort. „Es paßt

alles so hübsch zusammen! Wir haben gleiche Gewohnheiten, gleiche Sitten — die Grundstücke liegen nebeneinander, und das Stück Holzung drüben am Berge, das sie noch scheidet, wird durch Geld und gute Worte mit der Zeit auch zu erwerben sein. Die Kinder, gesund, jung, lieben sich, an Gelde fehlt's auch nicht, es kommt da 'was zusammen! — David, ehrlicher alter Nachbar, warum noch Fazen machen, starrsinnig auseinanderreißen, was zueinander gehört? Warum die eigenen Kinder unglücklich machen?"

David hatte den Weber ruhig ausreden lassen, seinen Kaffee getrunken und Butter und Brot mit dem größten Appetite dazu gegessen. Jetzt stützte er das Messer mit dem Griff auf den Tisch, daß die Schneide in der Abendsonne flimmerte, und versetzte:

„Weil Ihr denn keine Räson in der Sache habt, will ich sie Euch beibringen, Nachbar Tobi's, doch bitte ich, vermenagiert Euch, denn meine Rede wird Euch nicht gefallen."

Tobias nickte mit dem Kopfe, David schenkte sich die leere Tasse wieder voll und sprach dann:

„Soweit ich das Regiment in der Welt kenne, besteht's und hat's von altersher nur in der Ordnung bestanden. Zur Ordnung aber gehört, daß jeder tut, was ihm zukommt, daß jeder vor seiner Tür kehrt und sich nicht sowohl um das kümmert, was da kommen soll und was noch hinter den Bergen liegt, sondern um das, was vergangen und wie es vergangen ist. Weiß nicht, Tobias, ob das eben Eure Art und Manier sein mag, denn, nehmt mir's nicht übel, Nachbar, ihr Webersleute seid von der neuen Welt, geht, steht, handelt und wandelt mit der neumodischen Zeit. Bei uns Bauersleuten ist das anders. Wir halten fest am Alten, weil es Grund und Boden hat, und Grund und Boden immer dauerhafter sind, als Handel und Wandel. Die Meinung, der Glaube des Menschen, ist seine Ehre, und daß wir nun so meinen und glauben, und daß wir das vom Ururvater her Ererbte immer so rein erhalten wollen, als wir es überkommen haben, seht Nachbar, das ist unsre Bauernehre!"

„Eure, David, Eure," fiel Tobias ein, „Eure übrigen Mitbauern denken anders!"

„Denken anders?" erwiderte David mit einiger Heftigkeit, die er jedoch gleich zu bemeistern wußte. „Kann sein, Tobias, daß dieser und jener angesteckt worden ist von der neuen Zeit oder durch Unglücksfälle. Seit dem Kriege hat sich die Not auf den Gehöften eingeschlichen, wie ein Dieb, saugt und raubt sie aus, und wer die Wirtschaft nicht recht aus dem Grunde versteht, kommt nicht vorwärts. Was aber geht mich der Abfall einiger Unwürdigen an? Seht, Nachbar, ein jeder Mann hat sein Stück Reputation. Diese Reputation ist sein Ehrenzeichen, das er sich bewahren muß, absonderlich der Bauer. Seht Euch um in der Welt, und Ihr findet, daß es so, wie ich's sage, unter allen Ständen ist, einen ausgenommen, von dem ich gleich sprechen werde. Der König hat seine Krone und sein Zepter, seinen Stern und seine Majestät, die Großen des Reiches ihre Orden und Würden, der Adel seinen Besitz, seine Rechte, sein Wappen, der Bürger seine Gerechtsame und Privilegien, der Bauer seinen Grund und Boden, seine Sitten, sein altes, großes oder kleines Gehöft. Das alles hat jeder von altersher, und wollt' ich's jedem arg verdenken, wenn er sich ein Splitterchen davon abreißen ließe. Darum, Nachbar, halte ich als ein Freund des Altererbten auf meine Sitten, und wer mich davon abbringen will, ist mein Freund nicht mehr."

„Das will ja niemand, David," fiel Tobias ein, „oder glaubt Ihr, eine Verheiratung Eures August mit meiner Eulalia würde diesem Eurem wunderlichen Erbteile Eintrag tun?"

„Eben weil sie es würde, soll sie nicht zustande kommen," sagte der alte Bauer trocken.

Tobias legte das Messer nieder, das er bisher redlich gehandhabt hatte. „Aber, Nachbar," rief er, „Ihr beleidigt mich, bei meiner Seele!"

„Hab's Euch gesagt, vermenagiert Euch!" versetzte David so trocken wie zuvor.

„Ist meine Tochter etwa nicht ebenso ehrlich wie Euer August?" fragte der Weber zornig. „Oder habt Ihr an ihrer Bildung, ihrem Benehmen etwas auszusetzen?"

„Ist ebenso ehrlich als mein August," entgegnete David, „aber sie ist keine Bauerstochter, und ihr Benehmen gefällt mir ebenso wenig als ihr Name; denn 's sind städtische Dinge, die nicht passen aufs Dorf und aufs Ackerland."

„Weil meine Tochter keine Bauerstochter ist!" rief Tobias und faltete die Hände.

„Soll und wird sie mein August nicht heiraten," ergänzte David.

„Nachbar, Ihr seid ein Narr!" platzte Tobias heraus. Auf dem Kirchturme ward in diesem Augenblicke nach dem üblichen Abendläuten neunmal an die Glocke geschlagen. David nahm sein Käppchen ab, faltete die Hände darüber und betete still und andächtig ein Vaterunser. Tobias tat dasselbe. Sobald der Bauer sein Gebet beendet hatte, gab er dem Weber zur Antwort:

„Und Ihr ein Krämer, Herr. Guten Abend!"

„Guten Abend!" versetzte Tobias. „Ist ein Weber, Handelsmann oder Krämer nicht ebenso viel wert als ein Bauer," fügte er hinzu, „der mit den rohesten Menschen zu tun hat, sich mit schmutzigem, unvernünftigem Vieh, mit Kot und Erde abgeben muß?"

„Ohne Zweifel," sprach David, „jedennoch, eben weil der Bauer an Erde, Vieh und rohes Volk gewiesen ist, paßt eine gebildete Weberstochter, die von alledem nichts versteht, nicht in ein Bauernhaus. Und Eulalia! Ei, ei, das klingt mir schön! Wenn der Kühr'te (Kuhhirte) die Hausfrau Eulalia ruft! Nein, nein, Herr, eine Bauersfrau heiße Anna, Marte, Liese, Dore, oder wie sie will, nur einfach, christlich, ehrsam-bäurisch! Wir Bauern, Herr, wir wollen eben bleiben, was wir sind, wollen

nicht hoch hinauf, wollen aber auch keinen Schritt rückwärts gehen. Daß wir Bauern, grobe, derbe Bauern sind, Herr, das ist unser Stolz!"

„Gut," versetzte Tobias, „jetzt aber sagt mir, Nachbar, ob Euch das alles verloren geht, wenn mein Mädel Eure Schwiegertochter wird?"

„Vor der Welt vielleicht nicht," antwortete David, der seine gewohnte Ruhe schon wieder gewonnen hatte, „vor mir selber aber ganz sicher —"

„Nachbar!"

„Nur vermenagiert!" rief David, und hielt den auffahrenden Weber fest auf seinem Stuhle. „Was ich hier von den Ständen sage, müßt Ihr nicht persönlich nehmen, es hat nur Geltung im großen und, was noch mehr ist, in meinem derben, ehrlichen Bauergewissen. Ich achte die Weberei, absonderlich die alte, die Weber aber von heut und gestern, seht, Nachbar, die sind mir recht in der Seele zuwider. Denn nicht zu erwähnen, daß sie statt gutem Leinengarn Wolle verbrauchen und auf unverzeihliche Manier ehrliche Leute betrügen, gilt ihnen auch die öffentliche Reputation nichts. Sie geizen nach Geld, wollen nur reich sein und mit der Hand in der Tasche den Großen spielen, ob's ihnen gleich justament zu Gesicht steht, als wollt' ich grober Bauer den Kirchenrat, verzeih' mir's Gott, vorstellen! Und dieses, Tobias, ist der Grund, warum ich von einer Ehe zwischen August und Eurem Mädel nichts hören mag. Von Herzen seid Ihr gut, aber der Hochmutsteufel spaziert Euch prächtig geputzt im Kopfe herum, und die Eul — Eulalia trägt ihn gar auf dem Kopfe!"

Bei diesen Worten machte der Bauer eine Handbewegung, die andeuten sollte, daß des Webers Tochter eine neumodische Haube nach Art der Städter trage, die Davids Augen ein wahrer Greuel waren. Dann schüttelte er seinem Gaste gutmütig die Hand, indem er hinzusetzte: „Nichts für ungut, Alter! Ein paar

redliche Männer können einander schon die Wahrheit grade heraus sagen, wenn sie auch grob klingt. Wollte Gott, es wäre das Sitte in der ganzen Welt, es stünde dann wahrhaftig besser um Schule, Kirche und Haus! Habt Ihr mich verstanden?"

Der Weber erhob sich seufzend und sah lange schweigend, zuweilen den Kopf bedenklich schüttelnd, vor sich hin. Dann blickte er den Bauer scharf an und fragte kurz: „Ist das Euer letztes Wort?"

„Eins so viel wie tausend. Ich gebe meine Einwilligung nicht, kann sie nicht geben!"

„Und wenn ein Unglück geschieht, David?" sagte Tobias bewegt.

„Geschieht keins, kann keins geschehen," brummte der Bauer, „wir sind menagierliche Leute und haben einen Willen."

Tobias zuckte unter mitleidig-bedenklichem Lächeln die Achseln. „Guter Nachbar, allen Respekt vor Euren Gesinnungen, aber seht Euch vor, daß Euch die Zeit nicht ganz und gar davonläuft! Ich fürchte, ich fürchte, August liebäugelt mit ihr ohne Wissen des Vaters!"

„Der Junge? Da soll ihn doch —"

„Jetzt menagiert Euch, Nachbar," unterbrach ihn Tobias. „Gute Nacht! Beschlaft es noch ein paarmal, denn gut' Ding will Weile haben, und kluger Rat kommt über Nacht. Wir scheiden doch ohne Groll?"

Davids harte Hand legte sich unverweilt in die zartere des Webers. Beide Männer blickten sich in die Augen, als wollten sie die Zukunft ihrer Kinder darin lesen, dann wandte sich Tobias zum Gehen und verließ das Gehöft. David stand noch eine geraume Zeit auf der Schwelle seines Hauses, das klare, hellblaue Auge bekümmert zum Himmel aufschlagend, an dem mit sanftem Schimmer einzelne Sterne blinkten. Dann schlug er die Hände über den Rücken zusammen, machte einen Gang durch den Hofraum, musterte dabei die einzelnen Gebäude, zog

einen im Wege stehengebliebenen Pflug unter die Durchfahrt und ging still und in sich gekehrt ins Haus zurück.

Im Kabinett nahm er auf dem uralten, mit grünem gemusterten Sammet ausgeschlagenen Lehnstuhle Platz, langte aus einem an der Holzwand befestigten Schränkchen das vielgebrauchte ebenfalls uralte Gebetbuch und rief seiner Frau Rosina zu, sie möge Licht anzünden. Die gehorsame Frau befalgte ungesäumt den Wink ihres Eheherrn, brachte das Verlangte und schab sich dem Bauer grad'über einen andern Polsterstuhl mit schräger, lederbeschlagener Lehne an den Tisch.

„Wer hat gestern den Abendsegen gelesen?" fragte David.

„Du bist an der Reihe," erwiderte die Frau, faltete die Hände und legte beide Ellbogen auf den Tisch. Der Bauer nahm darauf sein Käppchen ab, behielt es in den gefalteten Händen und las mit verständiger Stimme, mehr treuherzig-gläubig als ausdrucksvoll, das auf den Tag fallende Abendgebet. Darüber verging eine reichliche Viertelstunde, denn der alte Bauer hatte trotz seiner regelmäßigen Lektüre des altererbten Buches doch keine Fertigkeit im Lesen. Rosina hörte andächtig zu, verzog keine Miene, ja erlaubte sich kaum ab und zu einmal mit den Wimpern zu blinken. Der Bauer und seine Umgebung sind, wo noch der alten Sitte gehuldigt wird, so an Pünktlichkeit und ruhiges Ausharren gewöhnt, daß es ihm nicht schwer fällt, selbst bei hundert- und tausendmal angehörten Formularen im Äußern die ungeheucheltste Andacht zu zeigen.

Als David das Gebet geendigt, das Buch zugeschlagen und wieder an seinen Ort gelegt hatte, sprach er zu Rosina, die noch mancherlei häusliche Geschäfte abzutun hatte: „Höre, liebe Frau, das sag' ich dir, mach' kein Redens von der Sache, die ich mit Nachbar Tabias verhandelt habe. Die Geschichte ist bei mir ein- für allemal abgetan. 's läuft schnurstracks gegen mein Gewissen, weshalben denn nichts draus werden kann. August ist unser jüngstes und letztes Kind, auf ihn geht das Gut über, also muß

mir der Junge eine Schwiegertochter bringen, die ihm und uns Ehre macht."

„Ich hab's ihm schon oft genug gesagt," versetzte die Frau, „er gibt mir aber mein Tage keine Antwort, wenn ich auf das Kapitel zu sprechen komme. Jetzt mache du's mit ihm aus, vielleicht ist er dir williger als mir."

„Er wird," sagte der Bauer zuversichtlich, langte einen Buchenspan vom Ofensims, zündete ihn am Lichte an und steckte ihn in die an einem Gestelle befestigte eiserne Gabel, die des Abends in Bauernhäusern auf die Ziegeln gesetzt wird, um den großen Raum notdürftig zu erhellen. Eine Magd trat ein, um den ungeheuern viereckigen Gesindetisch mit groben Linnen zu decken, während der untergeordnetste und jüngste männliche Dienstbote ein radgroßes Brot an die Brust stemmte und ziemlich große Brocken in eine Schüssel von kolossalem Umfange schnitt. Auf dem Hofraum hörte man Pferdegetrapp, der Hund schlug an, brach aber gleich darauf in ein Freudengeschrei aus, und nach einiger Zeit trat ein junger Mann von höchstens dreiundzwanzig Jahren, eine kernige, von Gesundheit strotzende Gestalt, ins Wohnzimmer. Seine Fußbekleidung verriet, daß er eben vom Acker kam.

Er grüßte den Vater, der wieder im Kabinett am Tische saß und seine Abendpfeife rauchte, mit einem „guten Abend", der von dem Bauer ebenso erwidert wurde. Dann hing er seine kurze, dunkelgrüne Jacke an die Kabinettswand, trat auf die Ofenbank, tauchte die Hände in den auf der Ofenplatte eingemauerten Kessel, der für den Wirtschaftsbedarf jahraus jahrein in Bauernhäusern mit warmem Wasser angefüllt ist.

„Hat die Blässe heut wieder gelahmt?" fragte David, als der Sohn jetzt wieder in die Kabinettstür trat.

„In der Arbeit nicht," versetzte dieser, „erst als ich den Hohlweg herunterfuhr, fing sie an zu hinken."

„Dann magst du morgen in der Zeit zum Kurschmiede gehen,

— das heißt nach der Kirche, — denn wenn mir die Bläße verschlägt, hab' ich funfzig blanke Taler rein weggeschmissen."

„Das Tier ist sonst gesund, frißt und säuft ordentlich, und ich glaube, es liegt nur am Beschlagen. Die Schmiede geben sich jetzt keine Mühe mit den Eisen."

„Sei's wie's sei, du gehst eben zum Kurschmiede. Besser bewahrt, als beklagt."

August band sich ein buntseidenes Tuch um den Hals, zog eine neue Weste und die Sonntagsjacke an. Auch den schwersilbernen Ring mit seinem verschlungenen Namenszuge steckte er an den Zeigefinger der rechten Hand.

„Willst du noch weggehen?" fragte der Vater.

„Eine Stunde zu Lichten. Ich hab's versprochen."

„Zu wem?"

„Bloß 'nüber zu Nachbar Tobias."

„Muß das sein?"

„Ich sagte Euch ja schon, daß ich es versprochen habe."

„Du tätest mir aber einen Gefallen, wenn du nicht gingst, wenn du nie mehr hinübergingst."

„Seid Ihr immer noch nicht bekehrt?" versetzte August mit einem Anfluge von Verdruß, doch ruhig und leidenschaftslos. „Ich begreife Euch nicht, und kann nicht einsehen, warum Euch das Mädel nicht gefällt."

David legte die Pfeife weg, kreuzte seine Hände über der breiten Brust, die eine stattliche, mit mindestens zwei Dutzend großen silbernen Knöpfen verzierte Tuchweste, der sogenannte Brustlatz, bedeckte, nickte, als wolle er sich selbst im voraus Beifall zurufen, mit dem Kopfe, und forderte den Sohn auf, die Tür zu schließen und ihn ein paar Minuten anzuhören. August weigerte sich diesem Ansinnen nicht, und der Altbauer sprach, als er sich mit seinem Sohne allein sah, zu diesem:

„Lieber Sohn, du verkennst mich. Das Mädel, die Eulalia, gefällt mir recht gut und ist meinetwegen ein frisches Ding,

jedennoch sehe ich es nicht gern, daß du dich mit ihr abgibst oder gar durch verfängliche Worte mit ihr einläßt, sintemal nun und niemals eine Hochzeit mit meinem Willen zwischen Euch zustande kommen kann."

„Vater!" stammelte August erschrocken über den finstern, kalten Ernst, womit David gesprochen.

„Du bist mein jüngstes Kind, auf dich vererbt das Gut nach altem, redlichem Gebrauch, nach ehrlicher Bauernsitte. Du mußt also ein ganzer, vollkommner Bauer von Kopf und Herz sein, sonst machst du deinen Vorfahren Schande. Das kannst du aber nicht, wenn du die Eulalia frei'st, die ein hübsches Gesicht, doch kein Bauernherz hat. Sie ist ein Kind der neuen Zeit, die sich an Flitter und Kleiderprunk hängt, was sich für eine Bauersfrau nicht schicken will. Sie spielt das Klavier oder den Flügel, wie's die Musikanten heißen, singt wie eine Heidelerche, ob mir das Gewinsele, Getrillere und Gejauchze schon nicht absonderlich gefallen kann, und trägt lange Seidenkleider und spinnwebiges Gelümpel vor ihrem Gesicht, das ein ehrbares Landmädel nicht hinter solch zweideutiges Gefaser zu verstecken braucht. Glaube mir, August, das Mädel bringt, so sehr es dir jetzt gefällt, keinen Segen ins Haus. Es ist keine Frau für dich. Eulalia will gehätschelt und getätschelt sein, und dazu hat ein Bauer keine Zeit und nicht genugsam weiche Hände. Ein tugendsam Weib, das sich keiner Arbeit scheut, in dessen gesundem Leibe munteres, frisches Bauernblut rinnt, nur ein solches ist eine gute brauchbare Ehrwirtin für einen echten Bauersmann. Darum, lieber Sohn, gehe nicht 'nüber zu Lichten, laß das Mädel laufen, dem noch viele andere Burschen nachgucken, brich die Bekanntschaft ab, dieweil noch nichts versäumt ist und bereite mir eine Freude, dir ein Glück, das du leichtsinnig zu verscherzen den Anlauf nimmst!"

David sprach so eindringlich, so innig und herzlich, so bewegt, fast bittend, daß August verwirrt im Augenblicke keine Antwort zu geben wußte. Es trat eine Pause ein, während der sich Vater und

Sohn verschiedene Male mit den Blicken begegneten. Endlich nahm sich August zusammen, setzte sich die Mütze auf und sagte, dem Vater die Hand reichend:

„Ich kann nicht, Vater, bei meiner Seele nicht! Und wenn Ihr mir böse werdet, mich zwingen wolltet, ich kann nicht! Eulalia liebt mich, wir haben uns längst schon das Wort gegeben, und wenn Ihr mich hindert, so muß ich gegen meinen Willen Euch ungehorsam werden. Glaubt mir, Vater, Eulalia ist nicht so verwöhnt, wie Ihr meint, sie hat nur etwas mehr gelernt, als andre Weberstöchter, und daß sie Musik machen kann, ist auch gut für einen Bauer, der es abends gern hat, wenn ihn die Frau angenehm unterhält."

„Ja, ja, Weberstochter!" erwiderte David. „Wär's noch eine Bauerstochter, so ließen sich ihre Unarten eher beseitigen, denn Unarten, Untugenden nenn' ich das, was du Bildung heißt. Folge mir, August, oder es nimmt kein gutes Ende!"

„Vater," sprach der Sohn entrüstet, „droht nicht, wo Ihr offenbar im Unrechte seid! Niemand kann meinem Mädchen etwas Unehrbares nachsagen, Ihr habt kein Recht, mich zu einer Heirat zu zwingen, die mir nicht gefällt, mich an einer Ehe zu hindern, von der ich mir Glück und Segen verspreche. Treibt Ihr's aufs äußerste, so werde ich mich an die Geistlichkeit wenden, und dann seh't zu, wie Ihr fahrt! Und wäre Eulalia die Tochter unsers ärmsten Tagelöhners, ich würde sie doch heiraten!"

Über diese Worte erschrak David dermaßen, daß er im Augenblick dem Sohne nichts zu entgegnen wußte. August benutzte die Bestürzung des Vaters und verließ das Haus. Als sich der Bauer nach einigen Minuten allein im Kabinette sah, schüttelte er nach seiner Art den Kopf, murmelte unverständliche Worte vor sich hin, ging ein paarmal durchs Wohnzimmer und zog die Wanduhr auf. Dann zündete er noch ein Licht an und sprach zu dem eintretenden Gesinde, das sich zum Abendessen setzen wollte, sie möchten nicht auf ihn warten, er habe noch dringende Geschäfte.

David stieg nun in das zweite Gestock des Hauses, das nach der Bauart alter Bauernhäuser nur aus Kammern und Wirtschaftsräumen nebst Getreideböden bestand. Auch hier, wie überall im Hause, herrschte die beste Ordnung, obschon diese eine andere war, als sie der Nichtbauer oder gar der Städter gewohnt ist. Ganz und zum Teil gefüllte Mehl-, Kleien- und Kornsäcke lehnten an den Wänden, und darüber hingen an hölzernen Pflöcken blankgeputzte Pferdegeschirre in reicher Anzahl. Alles dies überblickte der Bauer mit einer halb ärgerlichen, halb wehmütigen Miene, klinkte eine Kammertüre auf und schloß sie sogleich hinter sich ab

Hier stand neben einem sehr breiten Himmelbette, wie sie der Bauer noch heutzutage liebt, eine große alte, mit verwittertem Schnitzwerk verzierte Lade. David stellte das Licht auf einen Schemel, hob den schweren Deckel der Lade auf und befestigte ihn an ein von der Wand herabhängendes Kettchen. Neben verschiedenem alten, durch Zeit und Nichtgebrauch geschwärzten Silberwerk lag in dieser Lade ein Konvolut vergilbter Papiere. Diese hob der Altbauer heraus, blies den Staub sorgfältig davon ab, und breitete den wunderlichen Schatz mit unverkennbarer Freude auf dem Himmelbette aus. Es waren die Verschreibungen des Gutes, von den ältesten Zeiten her, bis auf ihn herab; denn die alte Besitzung war stets in der Familie der Davide geblieben und hatte, wie dies bei den Bauern in einem großen Teile Deutschlands der Fall ist, immer auf den jüngsten Sohn fortgeerbt. Denn bei den Bauern gilt, wie bei dem Adel, der Grundsatz, das Gut stets der Familie zu erhalten, nur daß der Bauer Minorate hat, während der Adel das Majoratsrecht aufrecht erhält.

Lange blätterte David in dem für ihn so wertvollen Urkundenschatze, legte viele nach oberflächlicher Ansicht beiseite und schied die ältesten, von denen der größte Teil beinahe durch Moder und Würmer zerfressen war, sorgsam aus. Die allerältesten bestanden aus Pergamenten, an denen das Siegel der Stadt in Wachs gedrückt hing. Just diese wählte David aus, band die andern

wieder zusammen, um sie in die Lade zu verschließen und steckte die ausgesonderten in den Brustlatz.

Zufrieden und vollkommen überzeugt, daß sein Vornehmen ein ehrenwertes sei, ging er wieder in das Kabinett im Erdgeschoß. Hier barg er in dem bereits erwähnten Wandschränkchen seine Bauerndiplome, steckte den Schlüssel zu sich und sprach: „Nun mag der Junge ankommen mit seinen neumodischen Kniffen und Reden, es soll ihm doch nichts frommen. Und hat er Ehre im Leibe, alte deutsche Bauernehre, so schlägt er in sich und spricht ruhig: Vater, Ihr habt recht! Will doch sehen, ob die Jugend nicht zur Räson zu bringen ist! Bin auch jung gewesen, hab' auch Liebschaften gehabt, die nicht für meinen Stand paßten, und dank's jetzt meinem Vater noch im Grabe, daß er mir streng durch den Sinn fuhr, und sich nichts um all' mein Lamentieren, noch weniger um Weiberfaseleien bekümmerte. So soll's bleiben in meinem Hause, so lange ich Herr bin und zu befehlen habe. Besser bewahrt, als beklagt, und der erste Verdruß ist leichter zu ertragen als der letzte! Der Junge muß parieren, dient's doch zu seinem eignen Heile! Und wär's auch nicht so, wie es ist, die Eulalia taugt doch nicht für ihn. Sie ist eine Putzdocke, und hat kein Herz für Land und Landbau. Einen Garnreiter mag sie glücklich machen, einen Bauer nun und nimmermehr."

Nachdem sich David auf diese Weise gleichsam selbst zur Ruhe gesprochen hatte, rief er seine Frau, begehrte das Abendbrot und aß mit großem Appetite. Ein gewaltiger Deckelkrug schäumenden Bieres war bald bis auf den Grund geleert und mußte von der schweigsamen Hausfrau noch einmal gefüllt werden.

„Es wird alles in der Ordnung bleiben, sorge dich nicht, Rosina," sprach er zu seiner Gesponsin, da er an ihren verhaltenen Seufzern bemerken konnte, daß ihr die Geschichte mit ihrem Sohne schwer auf dem Herzen lag. „August ist zwar starrköpfig und will nicht nachgeben, jedennoch habe ich Mittel, ihn auf andre

Gedanken zu bringen. Morgenden Tages soll die Geschichte in aller Friedfertigkeit ausgeglichen und in ein Schick gebracht werden."

„Das gebe Gott!" versetzte Rosine.

„Er tut's," beteuerte David, „darum schweig und schicke dich in die Zeit!"

Das befolgte denn auch die Frau aufs pünktlichste, der Bauer rauchte seine Pfeife vollends aus, und berechnete die Zahl der Schocke, die im Lauf der Woche ausgedroschen worden waren. Damit zustande gekommen, sagte er:

„Du, Frau, wenn die Preise gegen Weihnachten nicht sinken, hat uns der Herr in diesem Jahre redlich gesegnet. Vierzig Schock mehr, als im vorigen Jahre, die Preise mäßig, zuverlässige Abnehmer und — es scheffelt!" setzte er wohlgefällig schmunzelnd hinzu, damit andeutend, daß das Getreide auch körnerreich sei. „Kommt die halbe Hufe noch unter den Hammer, so tue ich, was möglich ist, um sie mir nicht entgehen zu lassen! Das Ackerland ist gut, nur schlecht beurbart, und die Wiesengründe mit dem Waldrande gehören unter die besten der ganzen Umgegend."

Rosine nickte ihm Beifall zu, auf der Wanduhr rief der Kuckuck die neunte Stunde, die Zeit, wo der Bauer zur Ruhe zu gehen pflegt. Durch das Strauchwerk im Gartenzaune blitzte ein heller Lichtschein, und muntere Mädchenstimmen sangen ein heiteres Lied.

„Komm," sagte David verdrießlich zu seiner Frau, „wenn das wüste Volk anfängt zu johlen, vergeht mir flugs der Schlaf und ich komme um die ganze Nacht. Sag' ich's doch, die Leute haben keine Einteilung, keine Ordnung!"

„August ist noch nicht heimgekehrt," bemerkte die Frau.

„Nun so schiebe den Riegel nicht vor, der Hund ist ja ein guter Wächter."

Nach diesen Verständigungen begab sich das wackere Ehepaar zur Ruhe, die alle übrigen Hausbewohner schon früher gesucht hatten.

Sobald am Sonntag Morgen die Glocken zum dritten Male läuteten, machte sich David in Begleitung seiner Frau und seines Sohnes auf den Weg nach der Kirche, die er selbst nie, außer in Krankheitsfällen, zu besuchen versäumte. Auch einige von den Dienstboten, wie sie nach der eingeführten Bauernordnung grade die Reihe traf, folgten ihrem Brotherrn.

Unterwegs ward wenig gesprochen, da aber der Kirchweg an mehreren Äckern Davids vorüberführte, die vor einigen Tagen „gestürzt" worden waren, so blieb der Altbauer zuweilen stehen, um eine nicht ganz umgelegte Scholle durch einen gewichtigen Fußtritt in die gehörige Lage zu bringen. Dabei bemerkte er gegen August, daß er ja ein scharfes Augenmerk auf das Umiegen der Furchen haben und die Knechte dazu anhalten möge, „denn", fügte er hinzu, „es gibt einen schlechten Boden zur Saat, wenn das Kräutich und der Stoppel nicht gehörig verfaulen."

Auf dem Kirchhof angekommen, trennte sich die Frau von den Männern, um durch eine andre Tür sogleich die Kirche zu betreten. Vater und Sohn blieben dagegen noch eine geraume Zeit vor der Tür stehen, grüßten die vorüberwandelnden Frauen und Mädchen, der Sohn mit manchem verstohlenen Lächeln und Blinzeln der Augen, der Vater ernsthaft, den Kopf kaum bewegend und nur leis den alten dreikantigen Hut lüftend, den er neben wenigen andern seines Alters und seiner Gesinnung noch trug. Sein übriges Kostüm paßte dazu. Ein Rock von schwarzem groben Tuch ohne Kragen, und so ziemlich in dem Schnitte, wie die jetzigen Pariser Elegants die neuesten Fracks tragen, war vor der Brust mit drei oder vier silbernen Häkchen geschlossen und ließ die violettsammetne Sonntagsweste mit ihren blitzenden Silberknöpfen oben und unten sehen. Der Rock war mit grünem Fries gefüttert und reichte bis unter die Knie, ohne diese vorn zu bedecken. Ein Beinkleid von Manchester, unterhalb der Knie mit Silberschnallen befestigt, ließ nur einen Streif des blendend weißen Strumpfes blicken, denn die sehr geschmeidigen Stiefeln waren mit Zug-

riemchen an das Beinkleid befestigt, damit sie nicht herunterfielen, was der Bauer allenfalls wohl an Werkeltagen zuläßt, im Sonntagsstaate sich aber nie gestattet.

Eben so ruhig und gemessen gingen die Bauersleute nach der Kirche wieder heimwärts, nur daß sie jetzt nicht von der Hausfrau begleitet wurden, da diese der Wirtschaft wegen gleich nach der Predigt die Kirche verlassen hatte. Auf dem Heimwege hielten sich die älteren Männer zusammen, während die jungen Burschen sich des Abends im Kretscham zu treffen versprachen, und schon jetzt über das Vorrecht des ersten Tanzkaufes nicht einig werden konnten.

In dieser ganzen Zeit war der Verkehr des Bauers mit seinem Sohne so ruhig und in seiner Art freundlich gewesen, daß niemand den Zwist ahnen konnte, der zwischen beiden stattgehabt und sich in kurzem abermals erneuern sollte. Sie ließen sich das derbe, reichliche Mittagsmahl trefflich schmecken, sprachen dem Bierkruge herzhaft zu und rekapitulierten dies und jenes aus der Predigt, während die Mutter einige aufgeschnappte Klatschereien behutsam einzustreuen suchte. Denn David war kein Freund von Neuigkeitskrämerei, und gab überhaupt auf das „Geträtsch der Weiber", wie er sich auszudrücken pflegte, wenig. Nach beendigtem Mittagsessen mußte August zum Kurschmiede gehen, um ihn wegen der Blässe zu befragen, David hielt Mittagsruhe und die Hausfrau kramte in Laden und Schränken herum und legte den nachmittäglichen Sonntagsstaat an, der vorzugsweise in einer geglätteten Schürze und einem Oberhemd mit kurzen, noch nicht bis an die Ellbogen reichenden, Spitzenärmeln bestand.

Bevor August von seinem Geschäftsgange zurückkam, hatte David Zeit, auch noch die betreffende Sonntagspredigt im Predigtbuche nachzulesen. Reichte die Zeit nicht aus, sie zu Ende zu bringen — und David war kein Schnellleser — so grämte er sich auch nicht darüber. Er hatte seiner Pflicht genügt, seinem Ge-

wissen, sozusagen, den Willen getan, und ließ das übrige, wie billig, auf sich beruhen.

Bei seiner Rückkehr vom Kurschmiede fand August die Eltern schon beim Kaffee, wovon der Bauer eine sehr große Portion, namentlich des Sonntags, zu sich nimmt. Kuchen verschiedener Art stand appetitlich auf porzellanenem Geschirr aufgeschichtet, doch begehrte David, der in seiner Weise auch ein Feinschmecker war, noch ein anderes dünnes Kuchengebäck, das in der Bauernsprache „Plaatz" genannt wird und ein dünner, aufgetriebener Kuchen ohne Zutat von Rosinen und Mandeln ist, nur mit Zucker und Zimmet reichlich bestreut.

Die Frau brachte das verlangte Gebäck, und zwar unzerteilt, herbei. David nahm es ihr ab, legte es vor sich auf den Tisch und schlug mit der Faust darauf, daß es in mundgerechte Stücke zersprang. Niemand wunderte sich über dies sonderbare Manöver, ein Zeichen, daß der alte Bauer oft so verfahren mußte.

„Was meinte der Kurschmied?" fragte er jetzt den wacker zulangenden Sohn.

„Daß 's keine Gefahr hat," versetzte August. „Draußen steht ein Pulver, das sollt Ihr der Kreatur unters Futter mengen, und ein Kräutich um die Knoche hat er mir auch mitgegeben."

„Nimm die Blässe acht Tage lang nicht mit in den Acker," sagte David. „Sie muß geschont werden, und Pflug und Egge sind für das junge Tier zu schwer."

„Gebt sie dem Jürge mit zu den Stadtfuhren," meinte der Sohn, „da sieht niemand drauf, ob Ihr ein paar Schaufeln mehr aufladet oder nicht, wenn's nur gemacht und die Zeit eingehalten wird."

„Das trifft," erwiderte David, „schärf's also dem Jürge ein, daß er den Schutt recht locker aufwirft, und womöglich mehr Schlacke und Brack als Erdreich. In dem alten halb verbrannten Gemäuer steckt kein Kern noch Mark. 's ist nur gut, daß es von selber eingefallen ist, so macht 's Einreißen doch keine Kosten."

Um dies kurze Zwiegespräch allgemein verständlich zu machen, müssen wir bemerken, daß alle den früheren Sechs-, jetzt Vierstädten zugehörigen Bauerdörfer verpflichtet sind, im Laufe des Jahres der Obrigkeit eine gewisse Anzahl Fuhren unentgeltlich zu leisten, die sich je nach dem Ab- und Herkommen verschieden gestalten. Der Bauer nennt diese schlechtweg „Stadtfuhren", da er sie, als freier, selbsteigner Herr, nicht als Frondienste, sondern als eine der Obrigkeit gleichsam nur aus Erkenntlichkeit für ihren Schutz freiwillig gewährte Handreichung betrachtet. Und in der Tat beruhen auch diese herkömmlichen Fuhren auf einem sonderbaren Vertrage, der gewöhnlich nur beiläufig im Kaufe erwähnt, nicht als Servitut besonders beansprucht wird. Dies eigentümliche Verhältnis des freien Bauers zu seiner städtischen Obrigkeit erklärt zur Genüge die Äußerung Davids hinsichtlich der Schonung seiner Pferde. Der Bauer überarbeitet sich nie, und gibt noch weit weniger zu, daß man sein Zugvieh über die Maßen anstrengt. Er streckt sich gern nach der Decke und richtet sein ganzes Tun immer so ein, wie es ihm bequem und vorteilhaft ist. Deshalb macht er sich gar kein Gewissen daraus, seinen Dienst, wenn es sich nicht besser tun läßt, einmal nur leichthin zu verrichten, weiß er doch, daß er ein späteres Mal das Versäumte wieder einholen kann. Nur aus diesem festgewurzelten Grundsatze lassen sich die vielen Widersprüche erklären, die in den Handlungen eines Bauers aus der alten Zeit vorkommen.

Nach dem Kaffee langte August die Sonntagsjacke vom Pflock, brach ein Ästchen wohlriechenden Krautes, das in einem Scherben am Fenster grünte, ab, und steckte es zwischen die herabfallende Locke am linken Ohr.

„Wohin willst du?" fragte David.

„Zu Heinrichs Lobel'n. Ich hab's ihm heut morgen auf dem Kirchwege versprochen."

„Warte noch eine Stunde. Du kommst zurecht. Sobald die

Mutter fort sein wird, hab' ich ein Wort mit dir allein zu reden."

„Wie Ihr denkt," antwortete der Sohn, brannte sich die Pfeife an und schlenderte auf dem Hofraum herum, bald mit den Knechten ein paar Worte wechselnd, die an der Stalltür standen und nach dem Gange hinauflugten, der mehr als zur Hälfte um das Haus lief und von Zeit zu Zeit eine der rüstigen Mägde sehen ließ, die sich nun ebenfalls für den Rest des Tages in den Sonntagsstaat warfen, bald mit dem Hofhunde spielend, der, der Kette ledig, seinen jungen Herrn munter umsprang und ihn scherzend liebkoste.

Endlich klirrte der Riegel an der Hintertür. August hörte, wie der Vater der Mutter um die Dämmerung nachzukommen versprach und gleich darauf seinen Namen rief. Der Sohn antwortete und ging zurück ins Haus.

Als er in das Kabinett trat, fand er seinen Vater eben beschäftigt, einen ziemlich großen Pack alter, vergilbter Skripturen aus dem Wandschränkchen hervorzulangen. Er blieb an der Tür stehen und sah ihm verwundert zu.

„Was habt Ihr denn da für alte Käsepapiere?" fragte er.

David wandte sich schnell um, sein wetterbraunes, stets wohlwollend-ernstes Gesicht färbte sich dunkelrot, und die klaren, hellblauen Augen funkelten vor Zorn und Entrüstung. Er hatte sich indes fest vorgenommen, ruhig zu bleiben, und so faßte er sich mit aller Gewalt.

„Sollst's sehen, gleich auf der Stelle!" stotterte David, „nur schließ' zuvor die Tür ab, daß wir ungestört bleiben. So, und nun setze dich hierher und höre mich ruhig an."

David sprach dies langsam, gemessen, fast feierlich, so daß dem Sohne vor diesem stolzen Ernste seines Vaters nicht recht wohl ward. Dieser ließ sich auf seinem alten Lehnstuhle nieder, schob die Papiere vor sich hin und legte die Hände gefaltet darauf. Dann sah er den ihm gegenübersitzenden Sohn lange mit forschendem

Ange an, so daß August eine glühende Hitze in sich aufsteigen und mit flammender Röte sein Gesicht überziehen fühlte.

„Das hab' ich nicht nm dich verdient, August," sprach endlich der Vater gerührt und mit tief bewegter Stimme, „nnd ich hätte nicht geglanbt, daß dn deinem alten, es gnt meinenden Vater so trotzen würdest."

„Was meint Ihr denn, Vater? Ich kann mich hent' nicht in Euch und Euer Wesen finden."

„In der Bibei heißt es," fnhr David fort, „‚Ihr Kinder seid gehorsam euern Eltern, damit es euch wohlgeht auf Erden!'" Das hab' ich meiner Zeit in der Schuie gelernt, obgleich nnser Schuimeister nur ein armer Flickschuster war, der, weil ihm's Handwerk nicht einschlug, in die Schnlmeisterei geriet. Denn der Mann hatte einen offenen Kopf nnd war in seiner Art anstellig, also, daß er nns einen Begriff von christlichem Leben nnd Wandel beibrachte. Wir lernten daznmal nicht viel, aber was wir lernten, das lernten wir recht, nicht mit dem Manle, sondern mit dem Herzen; und ich habe gefunden, daß, obwohl ich nnr ein schlichter Bauer bin, ich doch genng Wissenschaft besitze, um das Gnte vom Bösen, das Rechte vom Unrechten unterscheiden zu können. Und mehr braucht der Baner nicht. Hat er ein wackeres Herz, ein gutes Gewissen, einen christlichen Halt — und solchen hat uns Doktor Luther in seinem Katechismus gegeben — alsdann mag er es mit der ganzen Welt aufnehmen, sie wird ihm in Ewigkeit nichts anhaben können! — Jedennoch ist dieses anders geworden in der neuen Zeit. Da lernt der Bauer mehr, denn ihm gut ist nnd zukommt — denn es ist jeder Kreatur vom Anfang der Welt ein Maß gegeben, damit man sie messen soll — wird weise und superklug, nnd versäumt darüber die Pflichten seines Standes, also, daß ihm der Acker mehr Disteln als Getreide trägt. Ich sehe wohl, daß solches jetzt allerwärts einreißt, seh's aber mit trauerndem Gemüt, dieweil es den Bauernstand herunterbringt und seine Ehre verunehrt. Darum ist es bei mir beschlossen, mich

mit aller Kraft dagegen zu stemmen, so lange ich kann. Mein Haus soll ein Bauernhaus bleiben, so lange ich lebe, und so mir jemand etwas Fremdes hereinbringen will, etwas, das gegen meinen altväterischen Bauernverstand ist, den werde ich von meiner Schwelle jagen, ohne irgend einiges Erbarmen!"

„Ihr haltet mir da eine Rede, Vater," fiel hier August ein, „als hättet Ihr Lust, mich noch heute aus dem Hause zu jagen. Denn daß Ihr Eure alte Litanei von neuem anheben werdet, des bin ich doch so sicher als —"

„Als daß du nicht darauf achten wirst!" ergänzte der alte Bauer und sah den Sohn mit durchbohrenden Blicken an. August senkte aber die Augen und schwieg. David fuhr in seiner sonderbaren Rede fort:

„Es dürfte mich dies freilich nicht wundern, denn du hast schon gestern nicht auf mich gehört, sondern bist hinüber zum Nachbar gelaufen, um dich in dem Singsang der städtischen Weberstochter zu berauschen. O, ich hab's wohl gehört, das Weiberkehlengetriller! Hat mich's doch gestört die halbe Nacht und mir beinahe die Sonntagsandacht geraubt. Nun aber soll die Sache zu einem Ende kommen und deshalb sitze ich hier und falte die Hände auf unsre uralten Gerechtsame."

„Sind diese in den vermoderten Papierfetzen enthalten?" fragte August verdrossen. „Dann wünsch' ich von Herzen, daß sie der Moder nicht angesteckt haben mag!"

„Könnte ich nur den Moder der Zeit, die du und deinesgleichen die neue nennen, fern von unsern Gerechtsamen halten; von diesem Staube da fürchte ich nichts."

„Sagt an, was soll's?"

David ließ die Hände von dem Paket herabgleiten und ergriff einige der Papiere, dann sagte er mit einem achtunggebietenden, feierlichen Ernst:

„Hier, lieber August, halte ich das, was die adligen Leute, die Fürsten, Grafen, Herren, ihre Ahnen, ihre Privilegien, ihre

Diplame nennen. Es ist unser Stammbaum, wenngleich wir nur einfache niedrige Bauersleute sind und kein Wappen führen. Seit dem Jahre des Herrn 1335 haben auf diesem Freigute nur Davide gesessen, und hat sich daselbige von dem Sohne auf den Enkel und so weiter vererbt, indem immer der jüngste des Stammes, nach altem, gutem Bauernrecht, das Erbe aus des Vaters eigner Hand erhielt. Unsere Vorfahren haben, wie dies Pergament besagt (indem er aus dem Pakete ein morsches Ding hervarzog), auf Ansuchen der hohen Geistlichkeit bereits gefuhrwerkt bei Erbauung des Oybiner Klosters, und zwar, wie hier zu lesen steht, mit vier gleichjährigen Braunen, was ein Beweis ist, daß schon dazumal unsere Varfahren angesehene Bauersleute waren. Seitdem ist dies alte Freigut sechsmal ein Raub der Flammen gewarden, ohne daß es das wilde Element hat zugrunde richten können, zum letzten Male durch die Fügung Gattes im Jahre des Herrn 1703, wo ein Blitzstrahl am zwölften Juli die kleine Scheuer entzündete und in wenig Stunden das ganze Gehöft verzehrte. Dieses, mein Sohn, führe ich dir zu Gemüte, damit du erkennest, daß ich nicht aus Eigensinn oder kleinlicher Denkungsart deinem Handeln entgegen bin, sondern zur Ehre unserer alten Familie."

Nach dieser mit einfacher Würde gehaltenen Rede, wobei dem Alten jedes Wart aus dem Herzen floß, schab er das ganze Paket Urkunden seinem Sohne zu. Dieser aber wehrte es von sich ab, indem er sprach:

„Laßt, laßt, Vater, ich glaube Euch ja, und seid versichert, daß ich Euch ehre und Eure Grundsätze gar wohl begreife! Allein bedenkt auch hinwiederum, daß sich inzwischen die Zeiten und mit ihr auch unsere Gedanken von Grund aus geändert haben. Was Ihr das gute, alte Bauernrecht nennt, ist nicht mehr in der Menschen Herz vorhanden. Die Zeit hat das begraben, wie alle die tausend Privilegien, die gegen das Recht des gesunden Menschenverstandes und gegen das allgemeine Volksglück aufgerichtet sind. Wie der Adel in Frankreich zur Zeit der Revolution seiner Rechte sich selber

beraubte, um das Land zu retten, so muß heutzutage auch der Bauer seinen harten Sinn fahren lassen, und er kann es wohl eher, als vordem der Adel, denn er gewinnt an Bildung. Darum dringt nicht weiter in mich, Vater. Laßt mir meinen freien Willen und vertraut mir ohne Bangen. Dann sollt Ihr alsbald einsehen, daß man ein ebenso guter Bauer als unsere Vorfahren sein kann, wenngleich die äußere Sitte eine andere und ich denke, bessere, geworden ist."

„Daß dich, daß dich!" sagte David, raffte die alten Papiere wieder zusammen, und legte sie zurück in den Schrank, dessen Schlüssel er zu sich steckte.

„August!" sprach er dann, beinahe bittend, „ist das dein letztes Wort?"

„Ich kann nicht anders, Vater, laßt Euch erbitten, seid nicht hart und ungerecht."

Der Jüngling war aufgestanden und hatte des Vaters rechte Hand ergriffen. Dieser stand stumm und wie vernichtet vor ihm. Er schüttelte wiederholt den grauen Kopf, als wollte er etwas Fremdes, ihn Belästigendes von sich schleudern.

„Tut es, Vater," fuhr August fort, „es wird Euch sicher nicht gereuen, und ich schwör's Euch, daß ich der beste Sohn im ganzen Kirchspiele sein will!"

„Schwören!" fuhr David auf und richtete sich in die Höhe. „Gleich ist jetzt das junge Volk mit einem Schwure bei der Hand. Sonst war das auch anders, anders, wie alles. — Nein, August, schwöre nicht! Kannst du eines alten Vaters gerechte Bitte nicht erfüllen, so gehe hin und tue, wie du mußt, wie du es für Pflicht hältst. Ich hindere dich nicht, denn ich halte jede Kreatur für frei, wie vielmehr den Menschen! Aber des sei versichert, daß dein Vater sein gutes Recht nicht aufgibt, wenn sein Herz auch schwach und nachgiebig sein sollte! Nun geh mit Gott! Ich zürne dir nicht!"

David schüttelte dem Sohne, der noch unentschieden war, was er tun sollte, die Hand, zog seine Sonntagsjacke an und verließ das

Haus, um seiner Frau zu folgen. August war verstimmt, er ärgerte sich über den Vater und seine Hartnäckigkeit, und dann tadelte er sich selbst wieder, daß er so schroff aufgetreten war, so unklug Ansichten ausgesprochen hatte, von denen er wohl ahnen, ja wissen mußte, daß sie dem eingefleischten Bauer nicht gefallen konnten. Um sich die Grillen zu vertreiben und den Ärger los zu werden, machte er sich auf den Weg, nachdem er zuvor auch noch den buntledernen Tabaksbeutel ins Knopfloch seiner frischgrünen Jacke geknöpft, und den an einem Ende in eine stumpfe Spitze auslaufenden Feuerstahl, das übliche „Schlageisen", zu sich gesteckt hatte. Er ging trällernd über den Garten, grüßte in das Nachbarfenster, wo sich Eulalia vor einem Spiegel dicke Locken vor die Schläfen band, und schlenderte weiter ins Dorf hinein, um seine Kameraden abzuholen, und mit diesen gelegentlich über die seltsamen Einfälle seines Vaters zu sprechen.

An den meisten Sonn- und Festtagen, mit Ausnahme der in die Fastenzeit fallenden, kommen die jungen Burschen und Mädchen des Abends in den Kretscham, um sich bei Bier und Tanz zu vergnügen. Diese Versammlungen heißen „Bierabende" und ersetzen bei den ländlichen Schönen die Stelle der städtischen Bälle und Konzerte vollkommen. Nicht selten geschieht es aber auch, daß gerade diese Vergnügungen Anlaß zu den schlimmsten und blutigsten Händeln geben, ja es gibt Dorfschaften längs der Grenzen hin, in denen eine tüchtige Prügelei an den besuchtesten Bierabenden zu den Hauptbelustigungen der männlichen Jugend gehört. Am häufigsten kommen sie in solchen Orten vor, deren Bevölkerung zum größten Teile aus Bauern besteht, und hier arten sie gewöhnlich in leidenschaftliche, sich stets wiederholende blutige Fehden aus.

Bauern und Weber hegen im Herzen stets einen heimlichen Groll gegeneinander, der leicht erklärlich ist. Der Bauer als Grundbesitzer und Bearbeiter des Bodens, der aller Welt Nahrung und Unterhalt gibt, hält sich für den eigentlichen Menschen nach Gottes Willen und Wohlgefallen, denn er baut die Erde im Schweiße

seines Angesichtes und ißt so auch sein tägliches Brot. Recht- und starrgläubig, wie er ist, pocht er auf dies sein gutes Recht und hat einen unerschütterlichen Halt in den untrüglichen Worten der Bibel. Aus eben diesem Grunde hat der reichere adelige Grundbesitzer in seinen Augen etwas Ehrwürdiges, das er ihm weder beneidet, noch zu schmälern sucht. Er sieht in ihm nur den Mann, der eben durch seinen Schweiß sich errungen, was er nun seit Jahrhunderten besitzt. Ihm ist er nicht ein Privilegierter, ein vor andern Begünstigter, sondern eine Person, auf welchem der Segen des uralten Wortes Gottes ruht. Man frage ihn nur und bringe ihn zum Sprechen, und man wird seinen Äußerungen volle Achtung widerfahren lassen müssen. Denkt die junge Zeit anders darüber, so kann dies ihr niemand verargen; aber den möchten wir doch sehen, der jenen altehrwürdigen Bauernglauben mit gutem Grund lächerlich finden oder nur tadeln dürfte.

Dagegen ist ihm der Weber oder vielmehr der Fabrikant recht in der Seele zuwider, einmal, weil er mit dem Boden, der des Bauers Herz ist und bleibt, sich gar nicht abgibt, ihn unverhohlen geringschätzt, und sodann, weil er leider zu häufig seine Untergebenen, die Lohnweber, drückt, um desto üppiger leben zu können. Der Handel imponiert auch dem eingefleischtesten Bauer, der Schacher aber und noch mehr der Wucher, ist ihm fürchterlich verhaßt und wird es um so mehr, je häufiger die Geschäfte des Fabrikanten, von Luxus und Mode unterstützt, blühen und ihn schnell zum reichen Manne machen, den er dann in der Regel auch äußerlich zur Schau trägt, ohne doch den Mangel wahrer Bildung durch ungeschickte Vornehmtuerei ersetzen zu können. Dem Bauer sind diese Art Menschen keine Männer nach dem Herzen Gottes, nur den schlichten Leineweber, der seine mühsam gearbeiteten Waren selbst auf dem Schiebkarren zum Bleicher fuhr, später die Märkte und Messen damit bezog, und seinen Gehilfen den Lohn nicht verkürzte, nur diesen achtet und ehrt er, nur an diesen hält er sich, da er als Erbauer des Flachses mit ihm in einiger Wechselwirkung steht.

Während nun die älteren beider Parteien da, wo sie als Bewohner ein und desselben Dorfes sich oft berühren, nur in stummer Gleichgültigkeit sich begegnen und einander, wo es die Gelegenheit erlaubt, den Rang abzulaufen suchen, wie etwa bei Besetzung der Gerichtsstellen, da sinnen die jüngeren Tag und Nacht darauf, wie sie sich aneinander reiben, sich gegenseitig verhöhnen und einen empfindlichen Possen, eine lange nachschmerzende Kränkung sich zufügen können. Kein Ort ist dazu geeigneter, als der Kretscham, und nichts gibt leichter Anlaß zu Zank und Streit, als Tanz und Mädchen; und an beiden fehlt es ebensowenig, wie an raufluſtigen Burschen, um sich einen Feiertags-Zeitvertreib zu verschaffen.

Da alle Vergnügungen dieser Art kostspielig durch die Folgen werden, die sie meistenteils nach sich ziehen, so haben die jungen Burschen ein sehr praktisches Auskunftsmittel erfunden. Beide Parteien, Bauern sowohl als Weber, besitzen oder besaßen sogenannte „Schlägerkassen", zu deren Erhaltung jeder nach Kräften beisteuern mußte. Aus diesen wurden im Fall einer ernsthaften Schlägerei, die eine Einmischung der städtischen Obrigkeit nach sich zog, die Strafgelder und etwaigen Prozeßkosten bereitwilligst bestritten. —

„Davids August", wie unser junger Freund bei alt und jung hieß, hatte sich mit seinen Gefährten verspätet und kam erst lange nach Beginn des Tanzes in den Kretscham. Die große verräucherte Gaststube war gedrängt voll Menschen, die meistens aus kurzen, mit silbernen Troddeln verzierten Pfeifen Tabak von nicht sonderlicher Qualität rauchten. Die Männer standen dicht gedrängt, die Mützen oder Hüte verwegen und keck auf einem Ohr, an den Wänden und Bänken entlang und sahen den Tanzenden zu. Heiteres Gespräch, derbe Scherzworte, mitunter auch solide Grobheiten und originelle Witze, die sich im Hochdeutschen nicht sonderlich ausnehmen möchten, bildeten die Unterhaltung. Die Mädchen, meist überputzt, mit kernig frischen Gesichtern aus den seidenen Kopftüchern hervorschauend, die dütenartig ihre Haare so bedeckten, daß nur grad'

auf der Stirn einige dünne Löckchen hervorflatterten, saßen an den langen fichtenen Tafeln und ließen sich von ihren Partnern wacker zutrinken. Ganz im Winkel, von andern Tischen gleichsam verbarrikadiert, nahm die Musik eine Tafel ein, und erweckte durch ihre Unermüdlichkeit allgemein Bewunderung. Auf Harmonie, auf Auswahl der Tänze und größere Mannigfaltigkeit derselben ward nicht gesehen. Schwieg die rüstige Musikantenbande ja einige Zeit, so trat ein wohlbesetztes Chor eigentümlicher Sänger, das hinter dem ungeheuern Kachelofen und in den Wänden Platz genommen hatte, an deren Stelle. Es waren Grillen, von den Landleuten „Heimchen", auch „Heemliche" genannt, die durch ihr schrillendes Gezirp ein ziemliches Geräusch hervorbrachten.

Die Beleuchtung dieses ländlichen Ballsaales war ärmlich genug, denn sie bestand nur aus wenigen dünnen Talglichtern, die auf verrosteten eisernen Tüllen an den wenigen geschmacklosen Säulen steckten, von denen das Deckengebälk getragen wurde.

August konnte bei seinem Eintritt in die Gaststube den dichtgedrängten Kreis der jungen Burschen nicht gleich durchbrechen, Gewalt zu brauchen war ohnehin nicht ratsam, da heut', als am Kirmesvorabende, die Gemüter noch mehr als sonst zu heftigen Händeln aufgelegt waren. Schon dies ärgerte ihn, da er bereits einige Gläser böhmisches Bier getrunken hatte. Noch mehr verdroß es den Bauer, daß die „Freiherren" gar so zahlreich waren, und sich wie die Pfingstochsen herausgeputzt hatten. Er maß sie mit finstern, herausfordernden Blicken und fühlte nach seinem Eisen.

Endlich hatte er den Kreis durchbrochen und stand, umgeben von einigen Freunden, dicht hinter der Linie der eben Tanzenden. Eulalia im rauschenden Seidenkleide mit hohem Haarputze, den künstliche Blumen noch verschönern sollten, flog achtlos an ihm vorüber.

„Stell' mir der Teufel ein Bein!" sprach er zu seinem Nachbar, „ist das nicht Mauerjahnzens Franz, der Tobis Eulalie 'rumschwenkt?"

„Versiegl' ihm 's Fußblatt mit deinem Stiefeleisen," versetzte der Gefragte. „Der Racker ist's Treten gewohnt von seinem Großvater her. Gib acht, sein Schädel klingt wie'n Ofentopp, wenn du mit 'ner ehrlichen Bauernfaust dran klopfst."

Indem hatte sich das tanzende Paar den Freunden genähert. Schnell ergriff August sein Mädchen am Ärmel des seidnen Kleides, riß sie dem Tänzer mit einem Ruck aus dem Arm, nnd stieß ihm zugleich seinen eisenbeschlagenen Stiefel mit solcher Gewalt gegen das Schienbein, daß Franz laut aufschrie und hinkend gegen das ihm folgende Paar hart anrannte. Im Augenblick war der Reigen zerrissen, die Mädchen flüchteten sich hinter die Tische, die Bursche schrien, schimpften, lachten, jodelten nnd drängten aus purer Lust zum Skandal so heftig gegen die Vornstehenden, daß die ohnehin schon Gereizten auch noch mit den Köpfen gegeneinander prallten. Man faßte sich an den Hüften, an der Brust, und überschüttete sich anfangs mit einer Flut toller Schimpfworte, wie sie nur die Grenze kennt. Wir bedauern aufrichtig, daß wir anstandshalber nicht wagen dürfen, unsern freundlichen Lesern einige Proben dieser Kraftreden im ursprünglichen Dialekt vorzulegen.

„Spule die ‚Pferdestriegel' ab, und schlichte ihr Gespinst mit ‚roter Suppe!'" riefen die Weber ihren beleidigten Freunden zu, während die Bauerburschе ihrerseits schrien: „Stoß 'n Lumpensammler 's Schlageisen zwischen die Zähne!" „Pflüg 'n 's Schreiberhändchen auf bis an die Knochen!" „Die Füßelehden (Eggen) auf seinen Buckel, daß 'n der Garnstaub nicht juckt!"

Unter diesen freundschaftlichen Begrüßungen, die nur erhitzen, die Gemüter entflammen und die vollen Zornesausbrüche beschleunigen sollten, hatten sich die Parteien getrennt und waren einander Stirn gegen Stirn entgegengetreten. Die Falltür nach dem Vorhause ward von einem Paar der Stämmigsten besetzt, damit niemand entwischen konnte, und obwohl der Richter noch zum Guten sprach und den Frieden herzustellen suchte, mußte er doch selbst keinen rechten

Glauben an die Kraft seiner Worte haben, denn er ließ möglichst schnell alle zerbrechlichen Gegenstände, vorzüglich die gewichtigen Gläser, entfernen. Diese Vorsicht war in der Tat nötig, denn ehe man noch damit zustande gekommen war, flogen schon verschiedene Schemel krachend auf die schwarze Diele, die Beine wurden herausgerissen und deren Dauerbarkeit an den Schädeln und Knochen der Nächsten erprobt. Wer mit einem Schlageisen versehen war, handhabte dieses mit fürchterlicher Geschicklichkeit, indem er es dem Gegner grad' ins Gesicht stieß, oder ihm die Hände damit zu zerfleischen und ihn so kampfunfähig zu machen suchte.

Eine geraume Zeit war dieser Kampf wirklich eine bloße jugendliche Belustigung. Die Streitenden lachten und brüllten vor Lust, und gab es auch tüchtige Püffe, ward auch dort einem die Nase blutig geschlagen, oder der Kopf zerdroschen, daß sich alles im Kreise um ihn drehte, floß hier einem das reinste Blut von Gesicht und Händen; man gab nichts darauf; man jauchzte und knirschte die Zähne zusammen, und rammelte nur desto toller in den ringenden, keifenden, prügelnden Knäuel hinein. Erst als ein Weberbursche bewußtlos zu Boden stürzte, gewann die wilde Szene des rasendsten Übermutes ein anderes und gefährlicheres Ansehen. Viele Stimmen riefen gebieterisch: „Lichter aus!" Andere: „Mädchen fort!" „Jagt die Musikanten zum Teufel! Wir wollen uns schon selber aufspielen und uns die Fiedelbogen uff'n Köppen abgeigen."

Diesen wunderlichen Befehlen kam man bereitwilligst nach. Während einige mit ihren Bank- und Schemelbeinen die Lichter von Tischen und Wänden hieben, daß die funkelnden Schnuppen wie Irrlichter durch den dunstigen Raum zogen, hoben andere die Fenster aus und nötigten ohne viele Galanterie alle Mädchen, auf diesem ungewöhnlichen Wege den Kampfplatz zu verlassen.

Wenige Sekunden reichten hin, um das große mit wilden Menschen überfüllte Zimmer völlig zu verfinstern. Dies war das Zeichen zu einer mörderischen Schlägerei. Ohne sich Rechenschaft

abzulegen von der Grausamkeit, die notwendig mit einer im Finstern forttobenden Prügelei verbunden sein muß, folgt man nur der augenblicklichen Eingebung für die persönliche Sicherstellung. Man prügelt sich lieber im Finstern, schlägt lieber seinen besten Freund tot, nur um vor aller Angeberei sicher zu sein. Wo niemand den andern erkennt, kann natürlich auch keiner den Verräter spielen. Hier wie überall heißt es: ländlich, sittlich! — Die erhitzten Parteien sahen sich nicht sobald gesichert, als sie mit erneuter und jetzt völlig zügelloser Wut unter furchtbarem Gebrüll, ja man möchte sagen Gewieher, übereinander herfielen und sich mit den schändlichen Waffen auf das Grausamste zurichteten. Erbittert, wie sie waren, und ein jeder sicher, seinem persönlichen Feinde entweder mit eigener oder durch fremde Hand etwas versetzen zu können, überhörten sie das Zetergeschrei der armen Mädchen, die für das Leben ihrer Geliebten oder bereits Verlobten besorgt waren und aus Angst und Bekümmernis einander selbst in die Haare gerieten, da alle einander für, wenn auch absichtlose, Anstifter des Streites hielten.

Der Richter, ein entschlossener Mann, hatte bis jetzt nach Art der alten Bauern den Burschen, wie er sich ausdrückte, „ihren Willen gelassen". „'s tut nichts," sprach er zu seinen Freunden, die bei einem Glase Doppelbier in seinem gesicherten Stübchen saßen, „sie mögen einander immerhin die Pelze waschen. Was der Knüppel tut, braucht's Wasser nicht zu tun. Und ich wette, was ihr wollt, meinetwegen einen Krontaler, daß sie sich's Fell so hübsch blau gerben, als wären sie mit der Marie übers Gebirge gegangen, die Heidelbeeren zu färben!"*) Indes sollte die gutmütige Sorglosigkeit des derben Mannes nicht lange andauern. Während er nämlich noch seine Späße über die im Nebenzimmer tobende Schlägerei machte, geschah ein so gewaltiger Stoß gegen

*) Man lese: Ev. Luk. 1, 39. Diesem Bibelspruche zufolge nimmt man an, Maria habe am Tage ihrer Heimsuchung eine blaue Schürze getragen und mit dieser auf ihrem Gange übers Gebirge die Beeren gefärbt. Daher obige Redensart.

die von innen verriegelte Tür, daß sie aus dem Schlosse sprang und drei bis vier junge Burschen, die sich gleichsam wie die Hunde verbissen hatten, aus vielen Wunden blutend, kopfüber in das etwas tiefer gelegene Gemach stürzten. Zugleich erhellte der in das finstere Gastzimmer hineindringende Lichtschimmer düster die Gruppe der noch immer Fechtenden, enthüllte aber auch zugleich ein krasses Schauspiel. Denn nicht nur war der Fußboden mit reichlichen Blutflecken bespritzt, es lagen auch mehrere Bursche regungslos, ganz mit Blut besudelt, zerstochen, zerschlagen und geschunden, gleich Toten am Boden. Die andern, welche noch Kraft und Lust zum Prügeln hatten, schlugen fort und fort unermüdlich aufeinander los und kümmerten sich wenig darum, ob sie im Drängen und Rammeln ihre gestürzten Freunde oder Feinde auf das schmachvollste mit Füßen traten. Nur einen Augenblick lang war der über diesen unerwarteten Anblick er- erstaunte Mann unschlüssig, dann riß er das Fenster auf, schrie mit einer Stimme, die zu allen Nachbarn reichte: „Feuer! Feuer!" und sprang nun mitten unter die Kämpfenden, von denen er zwei mit Riesenkraft an den Schultern packte, sie mit den Köpfen wie zwei Kürbisse aneinanderschlug, daß ihnen Hören und Sehen verging, und die auf einige Augenblicke Gelähmten den Freunden zuschob. Unterdes kamen die erschrockenen Nachbarn herbei, drangen mit Gewalt in den Kretscham ein und halfen die Ruhe wieder- herstellen.

Unter den Herbeigeeilten war auch der Altbauer David, der just mit seiner Frau auf dem Heimwege begriffen, den Feuerruf vernommen hatte und diesem gefolgt war. Der alte Mann schüt- telte sehr bedenklich seinen grauen Kopf, als er die Blutpfützen und die stöhnenden jugendlich kräftigen Gestalten sah, die, viel- leicht zum Tode verwundet, sich kaum bewegen konnten.

„Herr Richter," sagte er mit zornflammendem Auge zu dem Kretschambesitzer: „wer hat diese Schlacht angezettelt? Ei, ei, ist so was noch erlebt worden! Ich bin auch jung gewesen meiner-

zeit und hab's für keine Sünde erachtet, einem, dem ich nicht grün war, ein Glas an den Kopf zu schmeißen, jedennoch hatten wir immer eine Ordnung und einen Schick auch beim Prügeln, und machten aus einem Tanzsaale keinen Schlachtplan! Das wird Euch was kosten, Herr Richter!" fuhr er fort, die Körper der regungslos Daliegenden rüttelnd und prüfend, ob noch Leben in ihnen sei. „Ihr verliert bei meiner Seligkeit die Kretschamsgerechtigkeit und das Richteramt obendrein, wenn Ihr Euch nicht reinwaschen könnt! — Hättet Ihr nicht eher Eure Kehle probieren können, als da es schon zu spät war? Kreuzsackerlot, das ist ja Mord, offenbarer Mord! Es muckst ja keiner mehr, und 's sind doch die besten Burschen im Dorfe, das älteste beste Bauernblut weit und breit im Lande. „O, o, das wird ein Aufsehn geben, das wird uns einen schönen Ruf bringen bei den Nachbargemeinden!"

„Hört auf zu räsonnieren, David," versetzte der Richter, „ich fürchte, es schneit Euch diesmal in Eure eigne Scheune!"

„Was!" fuhr der alte Bauer auf und ließ Franzens zerschlagenen Körper, der die unschuldige Ursache zu dem traurigen Vorfall gewesen war, wieder auf die blutigen Dielen sinken. „Wer kann mir oder den Meinigen was Unreputierliches nachsagen? Wer!"

„Ich kann's, alter David, und werd's wohl auch müssen," sagte mit bewegter Stimme der Richter. „Euer Sohn August, mögt Ihr noch viel Freude an ihm erleben, tat den ersten Schlag. Gott tröst' Eure alten Augen!"

„Mein August?" wiederholte der alte David matt, und ein heftiges Zittern fuhr durch seinen ganzen Körper. Die Brust arbeitete, als wollte sie eine ungeheure Last abwerfen, der Atem ging ihm aus, er stotterte und stammelte: „Wo ist er? Wo habt Ihr ihn hingesteckt? Gebt ihn raus, daß er sich vor mir hinstelle und meinem Blicke Antwort gebe!"

„Beruhigt Euch, Alter," fiel wieder begütigend der Richter

ein, „es wird ja so arg nicht werden. Geschehenes ist freilich nicht ungeschehen zu machen, aber ein Faustschlag ist auch noch kein Todschlag!"

„Gebt mir meinen August heraus!" stammelte, noch immer seiner selbst nicht ganz mächtig, der gekränkte Bauer.

Der Richter zuckte die Achseln. „David," sprach er, „Ihr müßt heut schon einen Pflock zurückstecken von wegen der Strafpredigt, die Ihr dem August zugedacht habt. Er ist drin im Stübel, aber ich sag's Euch gleich, mit dem Reden und Reformandieren wird's heut nicht viel werden."

Der Altbauer holte tief Atem, ließ seine Blicke noch einmal mißbilligend über die blutbefleckte Stube wandern, raffte sich dann zusammen und ging festen Schrittes ins „Stübel". An der Tür blieb er ein paar Sekunden zaudernd stehen, dann stieß er sie mit dem Fuße auf und trat ein. Auf dem niedrigen Sofa, das mehr einer mit buntem Zeuge überzogenen Pritsche glich, lag August, bleich, mit gebrochenen Augen, blutigem Haar, zerrissenen Kleidern. Aus einer tiefen Wunde, mitten auf der Stirn, rieselte ein blutiger Bach über sein Gesicht herab. Auch die Hände waren ihm zerschnitten, der eine Arm gebrochen. Eulalia kniete jammernd neben dem Bewußtlosen und ließ ihre Tränen auf die entstellten Züge des Geliebten fallen.

David wechselte die Farbe, ging zum Lager seines unglücklichen Sohnes und streckte seinen muskelkräftigen Arm gegen das Mädchen aus, indem er sprach: „Fort, Kreatur! Wenn er ein Mörder ist und gemordet ward, so bist du schuld daran! Fort!"

Ein Stoß seiner Hand drängte die Machtlose zurück. Dann aber sank der Altbauer wie eine morsche Eiche auf seine Knie, Tränen entstürzten seinen Augen, und schluchzend ließ er sein Haupt auf die Brust des blutigen Sohnes herabsinken. Dann verließen auch ihn die Sinne. Gegen Mitternacht brachten die

Knechte des Richters Vater und Sohn, beide bewußtlos, in ihr altererbtes Gehöft.

Es war tief im November, das Land weit und breit mit Schnee bedeckt, der gegen die Gebirge hin so hoch lag, daß man sich schon der Schlitten bedienen mußte. Diese Zeit benutzt der Grenzbauer zur Herbeischaffung von Holz, Kohlen und Kalk, je nachdem er des einen oder des anderen bedürftig ist. Die Felder sind bestellt, an Zeit hat er also keinen Mangel, denn das Ausdreschen des Getreides ist auch ohne Mitwirkung von zwei oder drei Knechten zu bewerkstelligen. David hatte an diesem Tage eine Holzfuhre ins Gebirge unternommen und war erst spät abends unter heftigem Schneegestöber heimgekommen. Müde und matt von den Plackereien, — die Schlitten waren einige Male umgestürzt, — freute er sich, die heimischen Lichter von fern blinken zu sehen. Allein die Sorge war unterdes in seinem Hause von neuem eingekehrt. Seine getreue Frau kam ihm mit verweinten Augen schon auf dem Hofraum entgegen und vermochte vor heftigem Schluchzen nicht einmal den stürmischen Fragen des Mannes Rede zu stehen.

„Was ist's, Rosine? Um des Himmels Barmherzigkeit willen sprich, Frau, und reiß' mich aus meiner Angst!"

„O Gott, Gott, sie haben ihn geholt, fortgeschleppt!"

„Wen, was haben sie fortgeschleppt?"

„Den unglücklichen August!"

„August? Nach der Stadt?"

Die Frau nickte bejahend mit dem Kopfe, indem sie sich mit der kattunenen Schürze die Augen trocknete.

„Um die dritte Stunde nachmittags kamen vier Mann und nahmen ihn mit sich, trotz allen Bittens und Beschwörens. Ach, war das ein Auflauf im Dorfe! Die Nachbarn sahen neugierig aus den Fenstern, lamentierten und heulten, aber die Gerichtsdiener kümmerten sich nicht um all das Lärmen und Flennen. Sechs

oder acht junge Bursche haben sie arretiert. Gewiß kommen sie lebenslang auf die Festung oder gar ins Zuchthaus, und uns allen kostet's noch obendrein Haus und Hof!"

„Also arretiert!" sprach David dumpf vor sich hin, dann brach er in ein lautes, bitteres Lachen aus, vor dem sich selbst Rosine entsetzte. „Nun da haben wir die Bescherung! Von heut an können wir in guten Gott's Namen mit verhängten Gesichtern in die Kirche gehen, wie spitzbübische Bankerottierer. Mit dem ehrlichen, guten Namen ist's vorbei, der ist — heidi — mit dem Abendwinde auf Reisen gegangen! Sieh nun zu, wie du den liederlichen Burschen wieder einfängst! Ha, ha, ha!"

Der entrüstete Altbauer ging, ohne auf Rosine zu achten, in sein Kabinett, zog sich schweigend seinen Pelz aus, las ein paar Sätze in der Postille, wie er stets zu tun pflegte, und legte sich dann, die Hände unter den Kopf kreuzend, der Länge nach auf das alte zersessene Kanapee. Nur sein schweres Atemholen und tiefes Seufzen verrieten den Kummer, der in seinem Herzen wohnte, der seine ganze Seele erfüllte.

Aus diesem stillen Hinbrüten weckte ihn seine Frau mit der Meldung, daß die Knechte und Mägde versammelt wären. David stand unverweilt auf, trat in die gemeinsame Wohnstube, nahm sein Käppchen ab und begann das übliche Tischgebet, das aus verschiedenen Bibelsprüchen, dem Vaterunser, einigen Liederversen und anderen passenden Gebeten zusammengesetzt ist, und von der ganzen Tischgesellschaft, bald von einzelnen, bald von mehreren, bald auch von allen zugleich taktmäßig hergesagt wird. Der Herr des Hauses hebt jedesmal dieses Gebet allein an, und erst später fallen die übrigen bei ihrem Stichwort ein und hören ebenso wieder auf. Ist der Herr nicht gegenwärtig, so beginnt der Sohn des Bauers, fehlt auch dieser, der Großknecht, selbst dann, wenn die Hausfrau zugegen ist. Erst bei Abwesenheit auch dieses ersten Dienstboten hat die letztere die Verpflichtung über sich, die Stelle der Männer zu vertreten. Dieses Gebet

dauert, je nachdem nun die Einrichtung ist, von fünf bis zehn Minuten. Je fester der Bauer mit der alten Zeit verwachsen ist, desto mehr dehnt er das Tischgebet aus. In Davids Behausung währte es demnach sehr lange. —

Nach Beendigung desselben trat er wieder in sein Kabinett, denn obwohl der echte alte Bauer mit seinem Dienstboten betet, mit ihm zu essen pflegt er nicht, selbst dann nicht, wenn seine Kost dieselbe ist, was übrigens selten vorkommt. Rosine folgte, breitete Linnenzeug über den Tisch und stellte zwei hölzerne Teller darauf nebst einem tüchtigen Stück geräucherten Schweinefleisches. Frische Butter und ein großes Brot fehlten nicht, dagegen gab es weder Messer noch Gabel, da der Altbauer diese zwei unentbehrlichen Instrumente in einer Lederkapsel stets bei sich führte. David gebrauchte bei jeder Mahlzeit, mochte er sie nun in oder außer dem Hause einnehmen, ein paar sehr alte, deren Griffe von ziseliertem Silber waren und mehr als ein Jahrhundert gesehen haben mochten.

Ungeachtet des Kummers, der ihn drückte, aß David doch eine kräftige Portion und trank dazu sechs bis acht Tassen Kaffee. Dies darf niemand wundern, da der Bauer alles geschäftsartig betreibt und Essen und Trinken bei ihm eben das Geschäft ist, das zur Mittags-, Vesper- und Abendzeit vernünftigerweise vorgenommen und abgemacht werden muß.

„Also arretiert!“ sagte er nochmals, als er den letzten fetten Bissen hinuntergeschwemmt hatte. „Und wer sind die andern?“

Rosine nannte die Namen der unglücklichen Jünglinge, und bei jedem nickte David mit dem Kopfe und stieß einige „Hms“ aus. Es trat wieder eine lange Pause ein, die nur durch das Schnurren der Spinnräder, womit die Mägde in der Gesindestube zu hantieren begannen, ihr Unheimliches einigermaßen verlor. Wir benutzen diese Pause, um unsere Leser mit den Folgen der erzählten Schlägerei bekannt zu machen.

Außer August waren noch zehn gefährlich verwundet worden, von denen Franz, dessen Tanz mit Eulalia den Lärm hervorgerufen hatte, nach drei Wochen an den erhaltenen Wunden starb. Die übrigen, auch August, genasen langsam. Letzterer erst spät, da der gebrochene Arm schlecht eingerichtet worden war und etwas krumm blieb. Franzens Tod, nach der Aussage des Wundarztes unabhaltbar, zwang die Behörde, die sonst nicht gar streng bei solchen Schlägereien zu verfahren pflegte und sich in der Regel mit der Eintreibung eines ansehnlichen Strafgeldes abfinden ließ, diesmal ernstlichere Maßregeln zu ergreifen. Zwar konnte niemand den wahren Mörder ermitteln, denn der tödliche Schlag war im Finstern geführt worden, deshalb hielt man sich an die gleichfalls übel Zugerichteten, annehmend, daß sie wahrscheinlicherweise Knüttel und Eisen weidlich gehandhabt haben müßten. Ein Umstand lastete dabei schwer auf August und dessen Vater. Die Kopfwunde nämlich, die der Arzt bei Franz für mittelbar todbringend erklärte, rührte offenbar von einem jener mehrmals erwähnten Schlageisen her, und als man das einzige im Kretscham aufgefundene daran probierte, paßte es genau in die Wunde. Bei näherer Nachfrage erwies sich durch den auf dem Griffe eingeschlagenen Namenszug das Korpusdelikti als Augusts Eigentum, wodurch er denn allen Wahrscheinlichkeitsgründen nach für Franzens Mörder gehalten werden mußte.

Ungeachtet des ungeheuren Aufsehens, den dieser Vorfall rings in der Umgegend machte, geschah den mutmaßlich Beteiligten doch nichts, und die besorgten Eltern hofften schon, die Richter würden in Ermangelung hinlänglich beschwerender Beweisgründe auch diesmal ein Auge zudrücken und sich, wie schon so oft, mit Geld abfinden lassen. Desto größer war nun die Bestürzung des ganzen Ortes, als plötzlich die Verhaftung so vieler junger Bursche vorgenommen wurde. Man hatte, wie sich jetzt wohl leicht erraten ließ, nur die Genesung aller erst abwarten wollen.

„Der Gerichtsdiener meinte," sagte Frau Rosine schüchtern,

„auf Handgelöbnis und Kaution würde August wohl loskommen können."

„Meinte er?" fiel David ein. „Nun der Mann hat doch Reputation. Je, je, ist das eine Freiheit, aus der mich der Zirkelschmied alle Tage, wie der Fleischer einen Schöps, zur Schlachtbank führen kann!"

„Wenn du nun mit den gestrengen Herren Rücksprache nähmst?"

„Ich? Frau, rappelt's bei dir im Oberstübel? Soll ich, der alte, ehrliche Freibauer, wie ein Schuljunge bettelnd, vor die übermütigen Stadtleute treten? Das sei fern! Das verdient der Junge nicht, der mir meinen ehrlichen Namen verunehrt hat! Jedennoch wird und muß etwas geschehen, daß das üble Ding wieder in eine Ordnung gebracht wird. Aber stör' mich nicht, Frau, laß mir Zeit in meinen Gedanken! Über Nacht kommt guter Rat! Und dem Schlingel kann's nicht schaden, wenn er für das Herzeleid, das er uns zugefügt hat, auch sein „Hückel" Qual und Pein mit herumschleppen muß. Das Gefängnis tut ihm noch nichts, das hab' ich, weil ich jung war, auch genassen, mehr denn einmal. Das bringt ihm und uns keine Schande. Nur eine Kriminaluntersuchung verschimpfiert den Menschen vor seinesgleichen, weshalben man den tollköpfigen Jungen vor einer solchen zu bewahren suchen muß. Ich bin ein Freund des Rechts und will nur immer mein und anderer Recht; es gibt aber der Rechte verschiedene, krumme und gerade, starke und schwache, eiserne und lederne, und da woll'n wir denn sehen, ob die da drinnen das ihrige vom Waffenschmiede oder vom Sattler gekauft haben."

Sobald David auf die Darlegung von Rechtszuständen kam oder auf das, was er so nannte, wurde er immer beredt, und quälte ihn ein Kummer, drückten ihn Sorgen, ja sprach er sie damit zur Ruhe oder vergaß sie doch einigermaßen. Auch jetzt gewann er seine Herrschaft, seinen Gleichmut wieder, den er seinen Untergebenen gegenüber stets zu behaupten wußte, und ging wie sanft in glücklichen Tagen mit seiner Ehehälfte zur Ruhe. —

Am nächsten Morgen stand der Altbauer wohlgemut auf, frühstückte mit gutem Appetit und ging dann mit seinen Knechten und Arbeitern in die Scheune, um Weizen „aufzuheben". Diese Frucht war diesmal vorzüglich geraten und verhieß dem Landmann guten Gewinn. Die Knechte des Bauers hatten am vorigen Tage auf zwei sehr großen hölzernen Tennen geworfelt, so daß die goldgelben, halbmondförmigen Haufen der schönen Frucht das Herz des Eigentümers erfreuen mußten. David ergriff nun die Schaufel, sonderte den sogenannten „Mittelweizen" von dem feinern und reineren Getreide und machte den Abstich gegen seine sonstige Gewohnheit diesmal ungemein groß.

„'s soll wohl zu Samen?" fragte der Großknecht, der dem Gebaren des Herrn verwundert zusah. David antwortete aber nicht, sondern fuhr fort, das Mittelgetreide mit eigener Hand rundum abzustechen. Damit fertig, sprach er die Schaufel in den schwellenden Haufen stoßend: „Das soll mal war Apartes geben! Zwar bin ich kein Freund von Neuerungen, jedennoch — Ulrich, hol' die Doppelfeie vom Oberboden, wir wollen's Getreide zweimal durchlaufen lassen — jedennoch gibt's in allen Dingen Ausnahmen, und das soll heuer eine solche sein."

„Du, Gottfried," sagte der Kleinknecht, „der Alte lebt nicht lange mehr! Das ist vor seinem Ende, daß er ein sechs Scheffel guten Weizen unter die Mittelsorte schmeißt. Oder hat ihm die Geschichte mit dem August den Verstand verdreht?"

„Halt' die Brotleier*), Schwatzteufel! Wenn er ein Wort hört, so bist du aus dem Dienst. Uns kann's recht sein, 's gibt um so bessere Christbrote."

Ulrich stellte die Doppelfeie an den Anewandbalken, band sie fest, und David gab ihr diejenige schiefe Richtung, die erforderlich ist, um Trespe oder Rade und anderes Unkraut hindurchfallen zu lassen.

---

*) Humoristischer Ausdruck für: Mund.

„Nun drauf mit der Frucht!“ sagte er, „nur macht mir die Spalte am Salzbrette nicht zu groß!“

Die Knechte waren nun tätig. Während der eine aufschüttete, der andere das gereinigte Getreide wegschaufelte, ein dritter es auf die zweite Feie brachte und so fort, hatte David sein scharfes Auge überall und beschäftigte sich mit Einmessen, wobei er nicht vergaß, sehr reichliches Maß zu halten, um, wenn das Getreide sich längere Zeit eingelegen haben würde, nicht weniger auf dem Boden zu haben, als er hinauf hatte tragen lassen.

Über diesem Geschäfte vergingen ein paar Stunden, denn der Bauer hob ein paar Malter auf. Als man endlich damit zustande gekommen war, auch die Spreu und das Durchgefeite sorgfältig eingesackt hatte, sagte David:

„Jetzt drescht das Erdbirnkorn. Es ist heuer meine beste Frucht, und ich brauche sie noch Ende dieser Woche. Haltet euch also wacker dazu, streicht aber nicht bloß mit dem Flegel drüber hin. Ich verlange reines Stroh, denn ich gebe gut Geld. Wenn ihr fleißig seid, könnt ihr bis Sonnabend die paar Schocke ausdreschen. Ich geb' euch auch dafür noch eine Nachährenmahlzeit.“

Mit diesem Befehl verließ David die Scheune, durchmusterte seinen Getreideboden, um zu sehen, ob auch alles in erwünschter Ordnung sei und zog alsdann sein Sonntagsröck'l an. Auch einen langen Stecken von Weißdorn, den er nur höchst selten gebrauchte, langte er vom Himmelbette herunter und setzte seine feine, fast dreiviertel Ellen hohe Krimmermütze auf. So gerüstet, dachte er noch eine geraume Zeit über sein Vorhaben nach, nickte sich selbst Beifall zu und sagte: „Ja, ja, so wird's gehn! Das ist ein Recht, eins von der Sorte, die sich von selber biegen lassen. Ich mag den Grenzstein nicht verrücken, ich nicht, aber das Gras, das ihn verdeckt, will ich benutzen. Geschieht's doch nur, um meine Reputation vor der Welt aufrechtzuerhalten.“

Fest entschlossen, seinen über Nacht ersonnenen Plan auszuführen, trat er zu seiner Frau. „Rosine,“ sagte er, „ich komme

vor Abend schwerlich wieder, hebe mir das Essen auf. Ich habe einen Gang zu tun, der mir schwer wird, jedennoch soll ein redlicher Vater tun, was er vermag, um seine und seiner Kinder Ehre zu retten."

„Wo gehst du hin?"

„'nein in die Stadt, vielleicht auch noch woanders hin, wie mir's nun der Herr eingeben wird."

„Und was hast du vor? Wirst du den August besuchen?"

„Glaub's nicht! Ein Stockhaus ist kein Bethaus, und was ich vorhab' brauchst du nicht zu wissen. Ein Ding gelingt, wenn man nicht davon singt! — Hab' ein Aug' auf die Knechte, Frau, ich trau' dem Gottfried nicht! Er hat 's Maul immer vornweg und die Augen auf beiden Seiten. Gott behüt' dich!"

„In Gott's Namen, und viel Glück auf den Weg!"

Wir lassen einstweilen den Altbauer seine Wege gehen, um uns nach der unfreiwilligen Anstifterin des Unheils umzusehen, von der wir bis jetzt noch wenig mehr als den Namen kennen. Eulalia war eine ländliche Schönheit, das will sagen: ein derbes, gesundes, untersetztes Kernmädchen, dem alle das Weib schmückende Zartheit, alle feinere Grazie, alle eigentlich höhere Anmut abging. Sie hatte ein paar Jahre in städtischer Umgebung, in städtischen Zirkeln gelebt, und so viel äußere Bildung dabei gewonnen, als nötig war, um sich notdürftig in Gesellschaft Vornehmerer einigermaßen benehmen zu können. Innerlich war sie durch und durch ein unverdorbenes Landmädchen geblieben, und David hatte unrecht, wenn er sie der Verbildung bezichtigte. Er machte es aber wie fast leider die halbe Welt: er sah auf die Schale, auf die Kleider Eulalias, die denn freilich den städtischen Schnitt hatten. Daß sich in dieser kleidsameren Tracht Eulalia besser gefiel, als in der ganz geschmacklosen ihrer Schwestern im Dorfe, konnte ihr nur ein so eingefleischter Bauer wie David zum Verbrechen machen.

Ein galanter Städter würde schwerlich ein Auge auf dieses Mädchen geworfen haben, denn ihre Schönheit bestand nur in ihrem blühenden Aussehen, und danach geht die moderne Bildung bei der Wahl einer Gattin bekanntermaßen am seltensten. Eben diese hochrote Frische aber, diese derbe Gesundheit, das Handfeste, Körperliche fesselte August, der in dieser Hinsicht Zoll für Zoll ein Bauer war. Der Kleidertand, die neumodische seidne Haube, die großen Ohrringe, das geborgte Lockengekräusel zogen ihn nur als ungewohnte Äußerlichkeiten an und machten ihn Eulalien begehrenswerter als andere Mädchen, weil sie ihm in dieser Tracht als etwas Fremdartiges doppelt reizend erschien. Übrigens war die Tochter des Webers nichts weniger als geistreich. Sie hatte bloß gesunden Menschenverstand, der der bäurischen Unbeholfenheit der übrigen Dorfmädchen gegenüber von etwas feinerer Schärfe sein mochte.

Seit Eulalia aus der Pension zurückgekehrt war, hatte sie sich in alle häuslichen Gewohnheiten wieder eingelebt, so daß sie sich nur durch eine gebildetere Sprache von ihren Umgebungen unterschied, sich über diese emporhob. Sie spulte, weifte, scherte wieder wie andere, nur des Abends setzte sie sich an den etwas verstimmten Flügel, um ein veraltetes Lied mit unklarer Stimme zu singen. So war Eulalia, und eben weil sie so war, weil sie nur den rohen Firnis städtischer Bildung auf ihre kräftige Bauernnatur gesetzt hatte, liebte sie August.

Nach dem unglücklichen Kirmesabende hatte es verschiedene heftige Auftritte im Hause des reichen Webers gegeben. Tobias machte der Tochter die heftigsten Vorwürfe über ihr leichtsinniges Betragen, denn er wünschte und hoffte noch immer auf eine Sinnesänderung des starrköpfigen Bauers. Eulalia ließ die wiederholten Scheltworte ruhig über sich ergehen, sie weinte und beklagte im stillen das Los beider Verehrer. Denn daß Franz ihr unverhohlen seine Huldigungen dargebracht, ihr sogar einen Heiratsantrag gemacht habe, stellte sie nicht in Abrede. Mit dem Tode

des Unglücklichen änderte sich die Stimmung im Weberhause. Eulalia ward still, nachdenklich, leidend, Tobias runzelte die Stirn, zankte mehr als gewöhnlich mit seinen Lohnwebern, schimpfte auf das „Zubieregehen", auf Bauernflegelei, und sprach oft von Mördern und Totschlägern. Den Nachbar besuchte er nie mehr, auch ließ er sich nicht nach des Jungbauers Befinden erkundigen. Wollte dies Eulalia erfahren, so mußte sie es heimlich durch den jüngsten Treibeburschen abends in der Dunkelheit tun lassen.

Als nun aber die Gefangennehmung Augusts und der übrigen des Totschlages verdächtigen Jünglinge erfolgte, befahl Tobias kurz und gut, sie solle sich den Kerl aus dem Sinne schlagen, denn einen vermeintlichen Totschläger möge er nicht zum Schwiegersohn haben, wenn auch der hochmütige Bauer es jetzt wünschen sollte, da schwerlich ein ehrbares Mädchen dem ungeratenen Rangen die Hand werde reichen wollen. Eulalia mußte auch dies über sich ergehen lassen, hatte aber nach Mädchenart ihre eigenen Gedanken, die nie mehr als jetzt den Plänen und Absichten ihres Vaters entgegen waren.

Wenn David den Weg nach der unfern gelegenen Stadt einschlug, mußte er den angrenzenden Garten des Nachbars kreuzen. An dem erwähnten Vormittage bemerkte Eulalia den Bauer, wie er eben über die Stieglitz*) stieg. Das Feierliche und Festentschlossene in des alten Bauers Miene ergriff das Mädchen so heftig, daß es die Gegenwart des brummenden Vaters ganz vergaß, den Strähn gebleichten Garnes, bei dessen Sortierung sie dem Vater half, aus der Hand fallen ließ und ausrief:

„Ach Vater! Da geht der alte David im Sonntagsrocke und mit dem Stecken recht stramm über den Garten! Was den wohl so frühzeitig aus dem Hofe treibt?"

„Was anders als die schöne Aufführung seines nichtsnutzigen Jungen," versetzte Tobias, warf aber doch auch einen neugierigen

*) „Stieglitz", ist ein quer über einem Fußsteige angebrachter Holzbock, etwa eine Elle hoch über der Erde, um das Befahren desselben mit Schubkarren zu verhindern.

Blick durchs Fenster. Eulalia griff wieder nach dem Garne und seufzte. Ihre Hände zitterten, daß sie nichts Gescheidtes zusammenbrachte, feines und mittleres, gleichmäßig gesponnenes und sogenanntes „messeldrehiges“ Garn untereinander mischte und dem in solchen Dingen äußerst akkuraten Weber die Arbeit nur erschwerte.

Der Eintritt eines Webers, der eine fertige Webe ablieferte und sich neue Werfte holen wollte, leitete den Sturm ab, der sonst unaufhaltsam über das erschrockene Mädchen losgebrochen wäre.

„Geh,“ sagte Tobias, „so wird nichts, ich will schon selber zustande kommen. Nimm's Scherbrett, daß ich Hans Micheln neue Arbeit geben kann. — Nun, wie steht's, Michel?“ fuhr er zu dem Weber fort. „Ist's Euch diesmal mehr von der Hand gegangen? Was zieht Ihr vor, englisches Maschinen- oder deutsches Spillengarn?“

„In der Arbeit, Herr Tobias, wär's nicht zu tadeln, mir schwindelt nur, daß es die Kunden auf die Dauer loben werden!“

„Wieso?“

„I nun, dem Faden fehlt eben die „Netze“; 's bricht wie 'ne ausgebrannte Tonpfeife; hol' mich dieser und jener!“

„Dummes Zeug, Michel! Seit Ihr auch wie alle anderen Toren, daß Ihr Euch gegen jede neue Erfindung auflehnt, bloß weil's Euch unbequem ist und aus dem alten Schlendrian heraustreibt?“

„I Gott behüte, Herr Tobias! Meinethalben können noch tausend neue Maschinen erfunden werden, ich hab' nichts dagegen. Wenn sie nur auch den menschlichen Speichel mit dazu erfinden könnten bei der neumodischen Spinnerei! Aber da geigt ihnen der Teufel was, und solange sie den nicht ersetzen, wird eben nichts draus und kriegt 's Zeug keeren Halt nich, hol mich dieser und jener!“

Tobias hatte unterdessen die Arbeit seines Lohnwebers genau

durchgemustert. Jetzt stellte er sie beiseite und sprach: „Nun, Michel, ich muß Euch loben. Da ist ein Faden wie der andere zusammengeschlagen und alles so egal gearbeitet, daß einem Kenner 's Herz im Leibe lacht. Wißt Ihr was, Michel? Ich werde diese drei Dutzend Servietten nach Dresden auf die Ausstellung schicken."

„Nach Belieben, Herr Tobias! Wenn Ihr's verantworten zu können glaubt, so tut's in Gottes Namen. Mit dem Halten wird's aber doch seine rechtschaffene Not haben."

„Wir wollen's abwarten. Michel! Was gibt's Neues?"

„I nu, nicht viel Gut's, wie Ihr ja auch wissen werdet. Mer red't nich gern davon, und der Jungfer wird's am Ende auch nicht sehr angenehm im Ohre klingen."

„Immer raus, Michel! Meine Tochter hat mit der ganzen Geschichte nichts mehr zu schaffen. Wir sind quitt miteinander, — das Stockhaus löst alle Verbindungen auf."

„I ja doch, ja," versetzte der Lohnweber, „aber da hat ja der David 'ne ganz verzwunsene Raupe in seinem alten Koppe! Hätt' ihn nich für so sackerlot'sch klug gehalten, obwohl ich ihn immer für 'n richt'gen Schleicher angesehn habe."

„Nun, was denn?" fragte Tobias, während Eulalia im Scheren innehielt.

„I nu, wie ich da durch's Hopfengassel zottelte, rannte mich der David gradeswegs wie'n Ochs an, so grimmig war er in seine Gedanken vertieft. „Nischt für ungut," sagt' er, „und Michel, wenn du zum Tobi's gehst, sag's ihm, 's käm' anders, als er dächte, jetzt wollte ich einmal eine Neuerung machen. Und wie ich nun so frage und meine Worte gar zierlich und bedachtsamlich stelle, natürlich von wegen seiner Hitze, und um ihn nicht zu beleidigen, und wie ich ihn nur so von weitem ganz erbärmlich bedaure, daß er so 'nen Schreck und grausames Unglück an seinem Sohne habe erleben müssen, und vor Gericht werde zeugen und schwören sollen, seht, da stellte er sich herzengerade vor mich hin, legte beide Hände auf seinen Stecken, sah mich mit seinen

heilblauen Augen an, als wollt' er mir die Seele herausziehen und sagte: „Jedennoch, dummer Michel, soll und wird und muß es ganz anders kommen, als du und die ganze Webersippschaft glaubt. Wie ich hier gehe und stehe, trete ich vor den hohen Magistrat, und da werde ich ihm eins vorerzählen von Ordnung und Recht, von Schick und Reputation, und werde ihm sagen, daß ich, obwohl nur ein schlichter Bauer, doch ein ehrbarer Mann von uralter Redlichkeit und Gradheit bin, und daß meine Vorfahren schon vor alters als brauberechtigte Bürger mitgesessen haben zu Gerichte, wie irgendeiner von ihnen. Und wenn ich ihnen das gesagt und auseinandergelegt haben werde, wie es geschrieben steht in unsern Urkunden und Käufen, dann will ich still schweigen und aufmerken, ob ihnen die Ohren nicht gellen werden von meiner Rede!" — Und damit ging der alte Trotzkopf, stolz wie ein König, von dannen, und machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: „Blas mir 'n Staub weg, du armer Wicht von 'nem erbärmlichen Lohnweber!"

„Und das ist alles?" fragte Tobias.

„Alles, Herr, justement alles, und ich meine, es ist eben grade genug!"

„Wir wollen's abwarten, Michel," entgegnete Tobias wiederum, „es wäre möglich, daß sich der gute Nachbar David verrechnet hätte mit seinen Marotten über alte Rechte und Herkommen. Die Zeiten sind anders geworden, und mit dem uralten Bauernrechte wird's bald ganz ein Ende haben zum Nutzen und Frommen des allgemeinen Besten! Sei versichert, sein Sohn muß daran glauben, und, wenn's ihm sonst keine Buße trägt, doch wenigstens ein paar Monate lang die Karre schieben. Ich bin nicht schadenfroh, weiß Gott nicht, aber dem alten Isegrimm mit seinem verruchten Bauernhochmute, der doch nur auf dem Miste gewachsen ist, gönne ich die kleine Demütigung von Herzen!"

„Vater!" flehte Eulalia.

„Was gibt's?"

„Es tut mir wehe, daß Sie Ihrem ältesten und getreuesten Nachbar etwas so Böses wünschen können. Das ist nicht recht, Vater, das kann Ihnen selbst Unglück bringen!"

„Ich wünsche ihm ja nichts Böses, ich möchte nur seinen unausstehlichen Stolz gebrochen sehen. Rückt er einem doch auf jedes Wort sein hohes Alter vor, ja er hat es sogar ausgeklügelt, daß schon zur Zeit Karls IV. seine Ururvväter Steine zum Klosterbau gefahren haben. Und darauf ist der Narr stolz! Weil seine Väter Fronfuhren haben tun müssen, wie er selbst noch heutzutage, deshalb sieht er verächtlich auf einen Weber herab, der bis nach Rio Janeiro handelt und mit allen Weltteilen korrespondiert, der die goldene Verdienstmedaille bekommen und den Jacquardstuhl eigenhändig verbessert hat! Daß ihm der Teufel das Licht hielte!"

„Mit Verlaub, Herr Tobias," fiel Michel ein, „den Jacquardstuhl hab' ich verbessert, nicht Ihr!"

„Du oder ich, es kommt auf eins heraus."

„Ja, ja freilich! Die Reichen haben immer die Ehre und den Profit weg, ehe der Arme sich besinnen kann, die Hand auszustrecken. 's ist schon recht, steht's doch so geschrieben in der Bibel!"

„In der Bibel?"

„I ja doch! Kennt Ihr denn den schönen Vers nicht: „Wer da hat, dem wird gegeben, und wer da nicht hat, dem wird auch noch genommen das, was er hat?" Und trifft's nicht justement zu von Wort zu Wort? Ich mache das bissel Änderung an dem Jacquardstuhle und Ihr kriegt die Knopflochklingel. Euch kauft mans Zeug zu hohen Preisen ab und unsereiner hat zu klappern und zu treten die ganze Woche, um die anderthalb Taler zusammenzuhaspeln. Und da muß einer noch froh sein, wenn's 'nen leichten Dukaten setzt, 's Ding zu sechs guten Groschen gerechnet. Sag ich's doch, die Juden waren die pfiffigsten Kerle von Erschaffung der Welt an, sonst hätten sie mein' Seel' 'nen so grausam richtigen Bibelspruch nicht ausgesonnen! Das macht euch kein Christ nach, drauf will ich meine drei Patenbriefel verwetten."

Tobias war von dieser, unter stetem gutmütig pfiffigen Lächeln gehaltener Strafpredigt, gegen die sich doch nichts sagen ließ, wenig erbaut. Er machte indes gute Miene zum bösen Spiele, lachte über Michels Bemerkungen, und packte ihm die neue Werfte zusammen, die unter Eulalias Händen inzwischen fertig geworden war.

„Du bist und bleibst einmal ein Spaßvogel, Alter," sagte Tobias, „und weil du wenig in die Welt gekommen bist, muß man dir manches zugute halten. Hier! Die feinste Arbeit, die ich habe. Gib sie nicht den Gehilfen, Michel, nimm sie selber vor. Wenn ich Ehre damit einlege, sollst du keine Ursache mehr haben, deinen gut angewendeten Bibelvers nochmals anzuführen."

„Großen Dank, Herr Tobias, 's war nur mein Spaß, und ich denke, wir bleiben deswegen gute Freunde, auch für die Zukunft." Damit schob er die neue Werfte in seinen Leinwandsack, und empfahl sich. Auf der Flur begegnete er Eulalia. Er blinzelte freundlich mit seinen kleinen Augen und reichte ihr die Hand. „Jungfer," sprach er leise, „nehm' Sie mir's nicht übel, daß ich Ihrem Herrn Vater die Leviten gelesen habe in meiner Weise. 's verdroß mich ganz grausam sehr, daß er Ihr den August so schlecht machte, der Ihr doch ans Herz gebacken ist und auch ein ganz tüchtiger Bursche. Mein Gott, so 'nen Hieb im Dunkeln kann 'ne jede ehrliche Haut wegkriegen und ausgeben. Das sind Schicksäler, die 'ne richtige Hutkappe voll Zwanziger schon wieder ausgleicht. Und der Alte da drüben hat Knöppe! Also sei Sie mir nicht böse! Ein ehrlicher armer Weber muß die Spule drehen, so lange Garn darauf ist, und da hab' ich mir eben mit der Manier ein paar Groschen Lohn mehr erredet. Ha, ha, ha, ha! Adjes, Jungfer, und will's der Herr, einen frischen Regen in den Kranz."

Der Lohnweber trabte fürbaß, Eulalia fühlte sich um vieles leichter. Die Worte des schlichten Mannes, der einen sichern, praktischen Blick hatte, obwohl er sich meistenteils sehr einfältig

stellte, hatten sie beruhigt. Sie trat erheitert in die Stube und hoffte mit Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang.

Es war ein heller, klingender Frosttag. Aus den großen Ortschaften, die sich in den Tälern und an den romantischen Berggegenden hinziehen, erscholl der muntere Takt der Drescher. Hie und da stieg senkrecht eine dunkle Rauchsäule aus einem mit Ziegeln gedeckten Hause, dessen Giebelenden Wetterableiter schmückten. Dies waren Fabrikantenwohnungen, und der emporwirbelnde Rauch verkündigte, daß die Besitzer rohes Garn kochten. Davids Blick ruhte mit Wohlgefallen auf dem Gemälde allgemeinen Wohlstandes, wenn er schon wußte, daß viele der stattlichen Bauernhöfe tief verschuldet waren und von Jahr zu Jahr ihrem Untergange näherrückten. Denn der Krieg mit seinen zahllosen Einquartierungen, den häufigen Durchzügen der verschiedensten Truppen, die unablässigen Lieferungen, das Requirieren kräftiger Pferde, die den meisten Bauern nicht wiedergegeben wurden, äußerte erst jetzt seine tiefverheerenden Folgen. Dazu kam, daß neuerdings die Industrie immer mehr aufblühte, von der Regierung vielleicht über Gebühr unterstützt wurde, während dem Bauer keinerlei Handreichung, kein Vorschub geleistet ward, und daß der unbändige Freiheitssinn der ungebildeten Jugend, den leichtsinnige Handelsreisende durch ihr albernes, aber leichtbestechendes Geschwätz, ihre Erzählungen von dem unabhängigen Leben der Handeltreibenden und Manufakturisten in größeren Städten unklugerweise nährten, den größten Teil der heranwachsenden jungen Leute, selbst auf den eigentlichen Bauerndörfern, der ackertreibenden Klasse entzogen. Um frei zu sein, nicht gehorchen, sich nicht der strengen Ordnung in Bauernhöfen fügen zu müssen, wandten sich die meisten nach überstandener Schulzeit der Weberei zu, wo jeder alle Sonn- und Feiertage ganz für sich hatte, was denn dem Weberburschen von seiten der Bauernknechte den Spottnamen „Freiherrn" zuzog. Nur wenige, und dies waren dann immer die ärmsten, nahmen Dienste

bei den Bauern. Ihre Zahl war zu gering, um auszureichen, so daß sich die Gutsbesitzer genötigt sahen, um nur ihre Felder gehörig bestellen zu können, in der Fremde Dienstboten zu suchen. Diese kosteten nun nicht allein mehr Lohn, als die Einheimischen, sie erzeugten auch einen Widerwillen bei den Eingebornen, der bald in entschiedenen Haß ausartete. Dabei kam es wohl auch vor, daß mancher Einheimische von dem Bauer seines Dienstes entlassen wurde, weil er weniger fügsam, als die fremden Knechte sich zeigte, nicht gern tätig war, und seinen Lohn mit leichtsinnigen Weberburschen vergeudete. Dies alles rief nach und nach eine vollkommene Revolution hervor, die wie ein heimlicher Schaden unter sich fraß und einen höchst gefährlichen Giftstoff in allen Dorfschaften absetzte. Die Folgen davon waren plötzlich und häufig entstehende Feuersbrünste, die eine sehr große Menge Güter, und zwar immer kurz nach eingebrachter Ernte, verheerten. Zuvor geworfene Brandbriefe hatten als Grund zu diesem gräßlichen Verfahren das Bevorzugen fremder Knechte vor den Einheimischen angegeben, und drohten mit dem Niederbrennen aller der Güter, die nicht sogleich die fremden Dienstboten entfernen würden. Viele, durch das Beispiel anderer eingeschüchtert, folgten den unbekannten Drohern, andere kümmerten sich nicht darum und mußten nach wenigen, meist nach neun Tagen, ihr Hab und Gut in Flammen aufgehen sehen.

Diese scheußliche Anarchie dauerte mit geringen Unterbrechungen mehrere Jahre, und wenn sie auch durch die ernstesten Maßregeln nach und nach unterdrückt wurde, so vermochte doch niemand den vielen abgebrannten Bauern ihre großen Verluste wieder zu ersetzen. Auch besaß die versteckte Bosheit stets Mittel, die einmal so hart Darniedergeworfenen immer in Schach zu erhalten, den Lohn heraufzuschrauben und dem bedrängten Bauer Bedingungen zu stellen, die ihn, wenn er sie notgedrungen eingehen mußte, zuletzt an den Bettelstab, oder doch um Haus und Hof brachten.

Hätte der Staat diese Lage der Bauernschaft genau gekannt, so wäre durch energische Mittel vielleicht zu helfen gewesen. So aber wurden nur oberflächliche Schutzmaßregeln ergriffen, die höchstens dazu dienten, den bedrängten Ackerbauern ihr sich täglich häufendes Unglück erst recht fühlbar zu machen. Dazu kam noch, daß gerade um diese Zeit die Getreidepreise heruntergingen und das nahe gelegene kornreiche Böhmen, das nicht minder fruchtbare Schlesien, eine Menge trefflichen Getreides auf den Markt brachten, was insofern dem heimatlichen Grenzbauer unendlich schadete, als er seine mit größerer Mühe gebaute Frucht nur bei billig gestellten Preisen absetzen konnte.

Es gab freilich noch eine hübsche Anzahl wohlhabender, sogar reicher Bauern, allein diese konnten ihren herabgekommenen Mitbauern nicht wieder aufhelfen, ohne sich selbst bloßzustellen. Manche von egoistischerer Denkart benutzten auch die leidige Bedrängnis ihrer Nächsten, redeten ihnen zu, die Güter zu verkaufen, sich ein gutes „Gedinge" auszumachen und erhandelten auf solche Weise große Grundstücke um wahre Spottpreise. Vorteilhafter Tausch und wohlfeiler Erwerb von Grundbesitz ist für umsichtige Köpfe höchst verführerisch und verlockt wohl auch den besten Mann zu Schritten, die sich mit strenger Gewissenhaftigkeit nicht immer vereinbaren lassen. Unser Altbauer David war wenigstens von dieser kleinen Sünde nicht ganz freizusprechen, obwohl er Güterverkauf nie zum Nachteile des Nächsten, am wenigsten eines Bauern, betrieb. Dies ließ schon seine Ansicht vom Recht nicht zu.

Was wir hier angeführt haben, nährte und schürte zusammengenommen die glimmende Flamme der Zwietracht zwischen Bauer und Weber, und würde, wäre der auf schwere Arbeit angewiesene Mann zum Kampfe geneigt, ohne Zweifel zu weit ernstlicheren Fehden geführt haben, als wirklich vorfielen. So blieb es entweder bei fortgesetzten Raufereien unter dem jungen Volk, oder bei bloßen, wenn schon sehr empfindlichen, Begrüßungen der älteren, wenn sie sich etwa des Winters zu Schlitten begegneten. Denn hier pflegt

der Bauer sein Recht auf eine pedantische Weise geltend zu machen, wie wir im Verlauf dieser Erzählung noch später sehen werden. —

Als Davids Blicke über die Dorfschaften mit ihren lang sich ausdehnenden, jetzt beschneiten Fluren schweiften, spielte ein selbstzufriedenes Lächeln um seinen trotzigen Mund und um das kurze breite Lutherkinn, auf das er nicht wenig stolz war. Ein gut Teil der Feldmarken, die vor ihm lagen, gehörten ihm zu, und sie waren in der Tat musterhaft bestellt. Jedes Stückchen Land, das Frucht tragen konnte, war benutzt, das steinige Erdreich zur Hutung umpfählt und ein schöner Wald umsäumte ganz in der Ferne wie ein schirmender Wall die prächtige Besitzung.

„Hm, hm!" murmelte David vor sich hin; „'s wäre doch ewig schade, wenn das Grundstück so 'ner Lumperei wegen um die Ecke gehen sollte! Nein, dahin darf's nicht kommen, so lange ich reden kann. Der Junge muß parieren, muß ohne Widerrede parieren, und die Herren werden ein Einsehen haben. Ich selbst will's ihnen erzählen, was es auf sich hat mit diesen Schlägereien, und will dem hochweisen Rat ein Licht aufstecken, daß es ihnen brühheiß über den Buckel laufen soll. Woll'n seh'n, wie weit des alten Davids Stimme reicht, wenn sie laut und ehrlich aus dem Herzen herausspricht."

Er sah sich nochmals um, musterte die kümmerlichen Bauernhöfe, von denen einige keinen ganzen First mehr hatten, deren Scheuern windschief dastanden und bei jedem heftigen Windstoß den Einsturz drohten, und ein Zug bittren Ingrimms prägte sich seinen rauhen Mienen ein, wenn er diese zerfallenden Schobendächer mit den im Sonnenlicht blitzenden schloßartigen Gebäuden der reichen Weber verglich, auf deren Arbeiten die Regierung Prämien setzte, die zur Einführung neuer Maschinen bedeutende Geldvorschüsse erhielten, die man in aller Weise ehrte, achtete, beförderte.

„'s will nicht in meinen alten Kopf," brummte er fort, und schritt wacker fürbaß, „daß die Weberei, daß Handel und Schacher und Spekulieren und Machinieren besser sein sollen, als der Acker-

bau. Und die Regierung läuft in der Irre 'rum, wenn sie denkt, das Gewerbe fülle ihren Schatz. Das ist alles eitel Dunst und Plunder, das kommt und verläuft sich, wie's Wiesenwasser. Landbau ist und bleibt der Reichtum, die Stütze eines Landes, und der Bauer, das lasse ich mir nicht nehmen, ist der erste, wenn auch der niedrigste, Stand. Dem muß die Regierung in schlechten Zeiten unter die Arme greifen, und tut sie's nicht, so muß unsereiner sein Maul auftun und die Wahrheit reden. Das Zurechtlegen und Ordnen solcher Bauernwahrheit ist die Sache Höherer und Erleuchteterer. Und das will ich jetzt tun, damit ich meine Mitbauern und, so Gott will, auch meinen unglücklichen Sohn rette."

David dachte, was wir hier gesagt haben, mehr, als daß er es aussprach, und näherte sich währenddem der Stadt mit starken Schritten, die ihn mit den heitern, blitzenden Türmen in der schönen Talweitung gar freundlich und einladend anlachte.

„Wer ist da?" fragte der Stadtrichter den meldenden Diener.

„Der Altbauer David aus ***"

„David! David! Es wird der Vater des jungen Tunichtgut sein, der gestern arretiert worden ist. Ein braver Mann, soviel ich gehört habe. Laß Er ihn ein."

Unser Freund trat fest und aufgerichtet in das Arbeitszimmer des Juristen, beugte nur den Kopf unmerklich und sagte: „Einen guten Tag, hochedler Herr Stadtrichter."

„Guten Tag, lieber Mann, was bringt Ihr mir Gutes?"

„Bringen tu' ich nichts, weder Gutes noch Schlechtes, aber holen, hochedler Herr Stadtrichter, holen möcht' und will ich mir viel, so mich der Herr lieb hat."

Der Jurist maß den Bauer vom Kopf bis zu den Füßen. Er konnte sich nur mit Mühe eines Lächelns über die treuherzige, naive Gradheit, die in der Antwort des Alten zutage kam, enthalten, und doch flößte ihm das würdevolle, entschlossene, ja eiserne Gesicht des Bauers Achtung ein.

„Nun, laßt nur hören, lieber Mann, und setzt Euch," sagte er, selbst wieder in seinem bequemen Arbeitsstuhle Platz nehmend.

„Mit Verlaub," entgegnete David, schob seine Pelzmütze unter einen Stuhl und folgte dem Beispiele des Stadtrichters.

„Jetzt tragt mir vor, was Ihr mir zu sagen habt."

„Ich komme, hochedler Herr Richter, um nachzufragen, was Sie mit meinem Sohne vornehmen wollen."

„Ja, lieber Mann, es tut mir leid, daß ich Euch darüber keinen Bescheid geben kann."

„Keinen Bescheid und sind doch der Richter?" fragte der Bauer stirnrunzelnd.

„Dennoch steht es nicht in meiner Macht. Euer Sohn ist des Totschlags verdächtig, und bleibt es so lange, bis die Untersuchung das Gegenteil beweist."

„Und wenn sie das nun nicht tut, was geschieht dann mit meinem August?"

Der Stadtrichter zuckte die Achseln. „Als überführter Verbrecher kann er dem Zuchthause nicht entgehen."

„Und das heißt ein Rechtsspruch?" fragte David ungewöhnlich scharf, stemmte beide Hände, die Ellbogen nach außen gekehrt, auf seine Schenkel und schoß auf den Juristen aus seinen grauen buschigen Brauen dolchartige Blicke.

„Wie denn sonst? Habt Ihr etwas dagegen?"

„Ich bin bloß ein Bauersmann, hochedler Herr Stadtrichter," versetzte David darauf gemessen und mit entschiedenem Tone, „weshalben ich mich keines Urteils über solche Dinge anmaßen will. Jedennoch habe ich auch meinen Verstand und meine fünf Sinne und bin Gottlob gesund an Leib und Seele, also, daß ich mir nicht leichtlich ein X für ein U machen lasse, und würde selbiges auch versucht von Hohen und Mächtigen. Darum erlaub' ich mir zu fragen, ob bei einem zu fällenden Urteilsspruche nicht auf den Grund und Ursprung Rücksicht genommen wird, aus dem ein Verbrechen entstanden ist oder entstehen kann?"

„Gewiß, lieber Mann."

„Nun, da bitt' ich mir meinen August wieder aus, Herr Stadtrichter, denn ich brauch' ihn jetzunder grade notwendig in der Arbeit."

„Herzlich gern wollt' ich Euch Euern Wunsch erfüllen, wenn es in meiner Macht stünde, da aber das Gericht nicht nach dem Dafürhalten eines besorgten Vaters urteilen kann, so werdet Ihr Euch wohl bis nach Austrag der Sache gedulden müssen. Habt Ihr sonst noch etwas vorzubringen?"

David stand auf, das Ohr immer noch etwas gegen den Juristen neigend, als habe er dessen Rede nicht recht verstanden. „Wie!" sagte er, „das wäre Ihr ganzer Bescheid?"

„Vorderhand kann Euch weder ich noch ein anderer einen besseren geben."

„Hm! Hm! Und wann ist Sitzung und Verhör?"

„Übermorgen über acht Tage."

„Darf ich da zugegen sein und ein Wort mit dreinreden?"

„Letzteres gerade nicht, indes, wenn Ihr etwas vorzubringen habt, so kommt nur und sprecht, sobald man Euch fragt."

„Viel Dank, mein Herr Stadtrichter," erwiderte der Bauer mit großem Selbstbewußtsein, „ich werde kommen und sprechen; denn ich habe einem hochweisen Rate gar Wichtiges zu offenbaren. Gott behüte Sie!"

Eines solchen Besuches wußte sich der sonst erfahrene Jurist nicht zu entsinnen. Bisher war er zwar schon mehrmals mit David zusammengekommen, doch waren dies nur immer gleichgültige, formelle Verhandlungen, Käufe und ähnliche Sachen betreffend, gewesen. Bei solchen Gelegenheiten hatte er den reichen Bauer bloß für einen trotzigen, unbeugsamen Mann ohne besondere Befähigung gehalten, nach dem eben geführten Gespräch aber mußte er in ihm entweder einen mit allen Rechtsbegriffen im Widerstreit lebenden Mann, oder einen halb blödsinnigen, oder endlich einen nicht leicht zu durchschauenden Schlaukopf erblicken. Er unterließ

nicht, seinen Kollegen in der nächsten Sitzung die vorgefallene Szene zu erzählen, ihnen das Begehren des Bauers mitzuteilen und ihren Rat zu erbitten. Die Neuheit des Vorfalles bestimmte sie den alten Bauer anzuhören, da man sich jedenfalls ein eigentümliches Vergnügen oder doch eine originelle Unterhaltung davon versprach.

David, mit seiner Erkundigung noch nicht zufrieden, ging jetzt zum Kämmereiverwalter, meldete diesem, daß er Sonnabends das fällige Zinsgetreide abliefern wolle und ersuchte den Verwalter, selbst dabei zu erscheinen, da er ihm eine absonderliche Mitteilung zu machen habe. Auch hier seiner Sache gewiß, trat er in den späteren Nachmittagsstunden den Heimweg an, ohne sich nur mit einem Worte nach dem Befinden seines Sohnes erkundigt zu haben.

Auf die Fragen seiner Frau gab er die kurze Antwort: er habe getan, was Rechtens sei, werde dies auch ferner tun und dadurch ohne weiteres zu seinem Privatrechte gelangen. „Da es denn einmal so gekommen ist," fügte er hinzu, „so will ich mich ernsthaft hineinmischen, und das Eisen schmieden, solange es sich biegt. Wenn einer, so trete ich nicht zurück. Denn ich habe meine Hand einmal an den Pflug gelegt."

In den nächsten Tagen war nicht weiter die Rede von dem Angeklagten. David besorgte wie immer seine Arbeiten, ohne Hast, aber unermüdlich, kümmerte sich auch nicht im mindesten um das heimliche Geflüster der Mägde oder um das Geklatsch der Nachbarn und neugieriger Freunde, die sich den Kopf zerbrachen über den geheimnisreichen Gang des Altbauers nach der Stadt.

Freitag abends stellte David den Wecker eine halbe Stunde früher als gewöhnlich und ermahnte nach dem Abendessen seine Knechte, sich am Morgen dazuzuhalten, zeitig zu füttern und alles instand zu setzen. „Ich will der erste sein auf dem Schüttboden," sagte er, „denn ich hab' eine Wichtigkeit vor mit dem

Kämmereiverwalter, die nicht vor aller Augen und Ohren paßt, obschon 's die ganze Welt wissen kann, sobald es in unumstößliche Richtigkeit gebracht ist."

Schon darüber wunderten sich die Dienstleute, noch mehr aber, als der Bauer frühmorgens das sogenannte Zinsgetreide, sowohl Weizen als Roggen und Hafer, von der besten Frucht einmaß, während es doch bei jedermann üblich ist, diese unbequeme und den Landmann oft ärgernde bedeutende Abgabe von seinem Feldertrage dem mittelmäßigsten Zuwachse zu entnehmen. Das schlaue Lächeln und die selbstzufriedene listige Miene, die dabei des Alten Gesicht wunderlich belebte, deutete auf irgendeinen ersonnenen feinen Anschlag, den er im Schilde führte.

„Nun haltet euch dazu, Kerls," sprach er, als die Säcke gefüllt und drei Wagen damit beladen waren. „Schont die Pferde nicht, das Vieh kann's schon einmal aushalten. Sind wir die ersten, so sollt ihr abends eine fette Semmelmilch und morgen, wie ich euch versprochen, eine Nacherntemahlzeit haben."

Diese Verheißung trug gute Früchte; denn kaum nach Verlauf einer Stunde hielten die Wagen vor dem Torwege des Schüttbodens, wo sie David mit dem Kämmereiverwalter, den Abmessern und einem Protokollanten erwartete.

„Ihr seid ein wahres Muster für Eure Mitbauern, David," sagte der Verwalter, „man sieht es doch gleich an Zeug und Zug, wer die Wirtschaft aus dem Grunde versteht, auf Recht, Herkommen und Ordnung hält."

„Das ist eines jeden Christenmenschen absonderliche Pflicht, Herr Verwalter," erwiderte der Großbauer. „Eine Hand wäscht die andere, und wo kein Verzug, da gibt's Segen genug! Jetzt, wenn's gefällig ist, will ich schütten!"

Üblicherweise wurden die Säcke von den verpflichteten Abmessern geöffnet und der Inhalt eines jeden in ein breites hölzernes Scheffelmaß geschüttet, um sich des richtigen Maßes zu versichern. An diesem war, wie immer bei David, nichts aus-

zusetzen, dagegen machte der Verwalter und seine Beiständе große Augen, als sie die ausgezeichnete Güte der Frucht erkannten.

„Ei tausend," sagte dieser, „Ihr habt ja kostbares Getreide in diesem Jahre! Das ist unter Brüdern ein Achtel mehr wert als jedes andere! Wie kommt Ihr denn zu solcher Frucht, David? Ich glaube, Ihr könnt hexen!"

„Wenn Sorge, Mühe und Arbeit Hexerei sind, so kann ich's. Aber wie gesagt, eine Hand wäscht die andere."

Als das Getreide geschüttet war und dem Bauer darüber ein Lieferungsschein ausgestellt werden sollte, ergriff dieser des Verwalters Hand. „Herr Verwalter," sprach er, „Sie haben gesehen, daß ich ein Mann der Ordnung bin, der ohne Widerrede auf ein Herkommen hält. Sie wissen auch, daß ich was liefern kann, wenn ich will, sowie daß bei mir ein Wort ein Mann gilt. Jedennoch tritt heuer ein Fall ein, der mir's Herz schwer macht und das Leben verbittert. Das Gesetz hält seine scharfen Pfeile auf mich und will mich darniederstrecken samt meiner altererbten Ehre und Reputation. Mein August sitzt im Stockhause wegen einer Dummheit, die er in der Hitze begangen hat. Den äußeren Hergang der Sache kennen Sie so gut wie ich. Nun weiß ich aber, Herr Verwalter, daß Sie ein billiger Herr sind, wenn man Ihnen zum Herzen spricht, und daß Sie als Schwiegersohn des Herrn Bürgermeisters ein Wort zur rechten Zeit fallen lassen können. Nicht minder ist mir bewußt worden, wie es von Ihnen abhängt, was von diesen tausenden von Scheffeln Getreide verkauft, was an Deputat vergeben und an wen es vergeben werden soll. Es gibt ein Sprichwort, das heißt: ‚Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe', und so vermeine ich, werden Sie als ein Mann, der der Bauern Brot ißt, auch einmal der Bauern Lied singen."

Der Verwalter, der bisher dem ruhig fortsprechenden David aufmerksam zugehört hatte, unterbrach ihn hier und fragte, wie er dies verstehe.

„Das sollen Sie also gleich hören," fuhr der Bauer fort.

„Sie wissen, daß ich ein vermögender Mann bin, dessen Rede in der Gemeinde etwas gilt. Nun kostet es mich ein einziges Wort, und Sie haben, solange ich lebe, von allen Bauern unseres Dorfes Getreide, wie ich es Ihnen heute aufgeschüttet, oder, so Sie sich meiner Bitte entgegenstellen, schütten wir Ihnen von heute an in jedem Jahre Schundzeug, denn ‚Rade, Tresp' und Vogelwicken sollt 'n Rat zum Zinse schicken!' Und daß selbige drei ein sehr schlechtes Brot geben, ist eine alt ausgemachte Sache!"

Hier pausierte David abermals und sah dem staunenden Verwalter offen ins Auge. Es lag so viel unerschütterliches Vertrauen in des Bauers Blick, eine so wunderbare naive Treuherzigkeit in seiner sonderbaren Drohung, daß dem Verwalter das Wort auf der Zunge ersterben wollte.

„Nun, wie steht's?" fragte David nach einer Pause gegenseitigen Schweigens, ohne alle Aufregung. Haben Sie Lust mit samt allen Ratsherrn von heute an schliefiges elendes Schwarzbrot zu essen, oder soll es bei nährendem Weißbrote verbleiben, das, will's Gott, noch weit besser werden kann? Denn Sie wissen, unsere Dorfschaft schüttet immer das beste Getreide, und ihr Zins beträgt ungefähr das, was der Rat nebst Anhängsel ein Jahr über verbraucht. Bitte also um gütige Antwort und schnelle Resolution, denn meine Zeit ist mir kurz zugemessen."

„Habt Ihr auch bedacht, David, daß Euer Vorschlag Euch dem Verdachte eines unredlichen Verfahrens aussetzt, und daß Ihr mich zu einer widerrechtlichen Handlung verleiten wollt?"

„Herr, dem ist nicht also!" fiel der Bauer mit gewichtiger Stimme ein, während sein gebräuntes Gesicht sich etwas stärker rötete. „Ich laufe und renne nie gegen die wohltätigen Schranken des Rechts, weil sie das Gerippe des Staates bilden, und eben weil ich vorbedenke und nachher handle, hab' ich Ihnen meine Herzensmeinung gesagt. Aufdringen mag ich mich aber niemandem, sintemal es mein Grundsatz ist, daß wie sich einer das Bett zuricht't, so schläft er gut oder auch nicht."

Damit kehrte er dem Verwalter den Rücken zu, stülpte sich die Pelzmütze auf und wandte sich zum Gehen.

„Seltsamer Mann, so laßt doch mit Euch reden und fahrt nicht gleich oben hinaus!“ rief ihm der Verwalter zu und hielt ihn auf.

„Bin nie oben hinaus,“ antwortete David, „denn ich bin ein gesetzter und geprüfter Mann, mein Recht aber will ich schnell haben, und viel reden ist nicht des Bauers Sache.“

„Und doch dringt Ihr in mich, daß ich gegen Recht und Gewissen mir einen scheinbaren Vorteil sichern soll?“

„Wer sagt das, Herr? Ich nicht, so wahr mir Gott gnädig sein wolle in meiner letzten Stunde! Was ich verlange, können Sie tun mit gutem Gewissen, ebenso wie wir, ich und die gesamte Bauernschaft, dem hochedlen Rate das schlechteste Getreide zu schütten ein unumstößliches Recht haben.“

„Das müßte doch wunderlich zugehen,“ meinte der Kämmereiverwalter.

„Mit nichten, sondern es hat vielmehr seinen guten versiegelten und verbrieften Grund.“ David nahm seine Mütze wieder ab und trat mit dem Verwalter in eine Fensterbrüstung. „Lieber Herr, dazumal, als die Sitte aufkam,“ fuhr er fort, „daß die freie Bauernschaft dem Rate Getreide schütten solle, war das ein bloßes Abkommen, keine Steuer. Der Bauer gab, was er besaß, damit ihn die Stadt schütze und schirme in Drangsalen und Not. Im Laufe der Zeiten erst ward eine Forderung daraus, die sich geschrieben in die Güterkäufe einschlich. Seitdem ist's nicht mehr auszulöschen, denn ein geschrieben Wort bleibt dem Bauer ein Tort. Jedennoch hat die Last ihr Gutes, wie jedes Ding auf Erden. Denn es steht geschrieben“ — hier zog David aus der Brusttasche den Kauf seines Gehöftes — „‚Besitzer dieses dreihufigen Gutes ist gehalten an jährlichem Zinsgetreide zu schütten: zwölf Scheffel Roggen, acht Scheffel Weizen und achtzehn Scheffel Hafer, alles, wie er es auf seiner Tenne aus-

drischt.' — Wenn ich nun, mein guter Herr Verwalter, mein allerschlechtestes Getreide auf die Tenne schmeiße und Ihnen diese Frucht als Zins schütte, so handle ich nach Schrift und Recht, denn ich habe sie genau so, wie ich sie liefere, ausgedroschen. Auch steht hier nicht geschrieben, was für Weizen und Korn ich schütten soll. Nun gibt es aber, wie Sie wissen, Winter- und Sommerfrucht, und letztere ist die schlechtere, wertlosere, zumal der Weizen; denn der Brand kommt gern hinein. Den Rechtsmann möchte ich aber doch sehen, der mir in meinen Kauf die Bedingungen hineinklausulieren wollte, daß ich nur Wintergetreide schütten sollte. Das geht nicht, Herr Verwalter! So unverschämt läßt sich das Recht nicht beugen, obwohl's schmiegsam genug ist. Und so kann ich, so können alle Bauern, wenn sie justement wollen, ihren Zins bloß in Sommergetreide abliefern, in brandigem Weizen, in verkümmertem Korn und in schwarzem Rispenhafer, und der Rat, sehen Sie, der darf nicht das Maul verziehen. Und das, Herr, ist eben wieder das Gute bei dem geschriebenen Herkommen! Haben Sie nun aber ein Einsehen, wie ich Sie für einen klugen Mann halte, so reichen Sie mir die Hand, und ich und alle Bauern aus unserm Dorfe, wir schütten Ihnen von Stund' an Getreide, wie's da vor Ihnen liegt, welches ein Anblick ist, wobei einem Landbauer das Herz im Leibe lacht. 's reißt uns in' Beutel, Herr Verwalter, glauben Sie mir's, aber es hat seinen triftigen Grund. Denn wo der Bauer macht ein Geschenk, da ist er seines Vorteils eingedenk! Und somit hab' ich Ihnen dargetan, wie die Bauernschaft dem Rate wohl will, und nicht gegen Recht und Herkommen zu handeln gesonnen ist. Und nunmehr, wenn's gefällig, geben Sie mir einen Bescheid."

Der Verwalter konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. Er schüttelte dem alten Bauern, dessen verschmitztes Pochen auf sein gutes Recht ihn offenbar ergötzte, kräftig die Hand. „Wenn es so gemeint ist, alter David," versetzte er, „so kann ich Euch, denk' ich, mit Fug und Recht meinen Beistand, soweit er reicht,

versprechen. Ich will mit den Herren reden nnd ihnen vorstellen, was Ihr mir mit so vieler Sachkenntnis auseinandergesetzt habt. Kommt jetzt, der Protokollant mag Euer Gntachten und getanes Versprechen zu Papiere bringen."

„Aufschreiben?" erwiderte der Baner, und seine Stirn zog sich in krause Falten. „Aufschreiben, was ich Ihnen als eines freien Mannes Wort gesagt? Das sei ferne. Hier wird nichts anfgeschrieben, oder es bleibt beim Alten!"

„Aber lieber Himmel, ich kann doch nicht zu den hochweisen Herren laufen und sprechen: Der Großbauer David aus *** ist da gewesen nnd hat das nnd das gesprochen, nnd so fort!"

„Wenn die Herren hochweise sind, so werden sie's begreifen auch ohne die Schreiberei."

„Seid klng, David, es geht einmal nicht, wie Ihr denkt."

„I nu, eben weil ich klng bin, mag ich nichts wissen von dem Protokollieren. Denn eines Schreibers Protokoll ist des Teufels Akzis nnd Zoll! Und kurz und gut, geschrieben wird nichts, oder es bleibt beim alten!"

„Aber David, Ihr tansendsapperlot'scher Starrkopf, so sagt doch, warnm nicht?" eiferte der Kämmereiverwalter.

„Weil ein gesprochenes Wort nicht gesehen, sondern nur gehört werden kann," erwiderte der Bauer mit unerschütterlicher Ruhe. „Wenn aber ein Schreiber so ein Wort zu Papiere bringt, so kann's kein Wolkenbruch mehr anslöschen. Und nun liegt der Fetzen ein, zwei, auch drei Jahre, dann wird er mürbe, und eben weil er mürbe wird, so läßt man ihn frisch abschreiben, drückt ein Siegel darunter, oder kleckst einen Namen dazu. Alsobald sieht das Ding aus wie eine Klanfel, aus der Klausel wird ein förmlicher Kontrakt, in zehn Jahren ein Gesetz, in dreißig Jahren ist's verjährt, nnd nun, dummer Baner, schüttle das Fell, 's wird dir vorm Auge nimmermehr hell! Gott bewahre nns vor aller Schreiberei! Ein Wort ein Mann! Sein Sie

damit zufrieden, so haben Sie von Stund' an das schönste Brot zu verzehren, oder 's bleibt beim alten!"

„Hat jemand noch einen solchen Starrkopf gesehen wie Euch!" rief der Verwalter aus; „Ihr seid ja toller als der schlimmste Advokat."

„Zu viel Ehre, Herr Verwalter! Ich bin nur ein schlichter Bauer, auf unser altes Recht aber hab' ich Obacht. Oft geschunden, oft gedrückt, sich eine Falte ins Ohrläppchen knickt."

„Und dennoch geht es nicht so," fiel der Verwalter nochmals ein. „Die Herren glauben mir nun und nimmermehr. Ihr müßt schreiben lassen."

„Muß ich?" sagte David nach kurzem Bedenken. „Gut, so schreibt, aber schreibt mir einen Zettel, daß ich verspreche, bei meinen Lebzeiten von dem besten Getreide den Zins zu schütten und so fort. Diesen Zettel geben Sie mir, ohne ihn in den Akten abmalen zu lassen, und wenn ich sterbe, wird er mir mit in den Sarg gegeben, und allen, die gleich mir zu tun geloben, ebenso. Denn ich will, daß mit meinem Tode die freie Belastung erlischt, und zwar deshalb, weil ich meine Nachkommen nicht bedrücken will und ich in dieser Zeit der Neuerungen auf das Alte halte, das mir gefrommt hat bis jetzt, und mir lieb und wert geworden ist in guten und bösen Tagen."

Der Kämmereiverwalter sah mit jeder Minute mehr ein, daß mit diesem haarscharfen Bauernverstande nicht länger zu streiten sei. Er zuckte die Achseln, schrieb dem Alten den verlangten Zettel und versprach nochmals mit Hand und Mund, für ihn wirksam zu sein.

„So ist's gut," sagte David, das Papier sorgsam zusammenfaltend. „Das ist ein bloßer Zettel, keine Verschreibung; daraus wird auch kein Gesetz und keine Last. Und wie ich sage: eine Hand wäscht die andere. Gott befohlen, Herr Verwalter."

Zufrieden, seinen Plan durchgesetzt zu haben, verließ David den Schüttboden, und der Verwalter versäumte nicht, den sonder-

baren Auftritt den einflußreichsten Mitgliedern des Rates mitzuteilen und sich ihrer Genehmigung zu vergewissern.

Das Stadtgericht hatte schon seit ein paar Stunden die eingezogenen jungen Burschen verhört, sie konfrontiert und ihre Aussagen zu Protokoll genommen. Aus allem war so viel zu ersehen, daß entweder jeder einzelne verdächtig sei, die tödliche Wunde dem Verstorbenen beigebracht zu haben, oder daß man alle für unschuldig erklären müsse. Der Fall war schwer zu entscheiden, und die gelehrten Herren stritten sich untereinander, ob man des Beispiels wegen eine an Ungerechtigkeit grenzende Strenge, oder vielleicht eine unpraktische Milde sollte walten lassen.

„Ist der alte Bauer da?" fragte der Stadtrichter den Gerichtsdiener.

„Der wartet schon seit zwei Stunden im Vorzimmer," versetzte dieser.

„Laß Er ihn eintreten, ich bin doch neugierig, was der wunderliche Mann vorzubringen hat."

Die übrigen Herren gaben ihre Zustimmung, und David trat ein. Nach einer ehrerbietigen Verbeugung trat er einige Schritte näher und blieb dann, auf seinen Stecken gelehnt, stehen, einen ruhigen, beobachtenden Blick über die Versammlung gleiten lassend.

„Nehmt Platz, David," sprach der Stadtrichter ermunternd, „und tragt uns dann ohne Scheu vor, was Ihr zu sagen habt."

„Mit Verlaub, meine hochedlen und hochweisen Herren," versetzte David, „ich bitte gehorsamlichst, daß ich stehen darf. Zu meiner Zeit war es Brauch, daß der Schüler vor dem Lehrer, der Knecht vor dem Herrn, der Untertan vor seiner Obrigkeit stand, wenn er mit ihr zu sprechen hatte; und ich halte dafür, daß es eine löbliche Sitte war, weil sie die Kreatur, die immer einen Trieb und schlimmen Hang hat, sich zu überheben, an ihre Schwachheit erinnerte und ihr sagte, was sich schicke. Ist das jetzt anders geworden, so hab' ich nichts dreinzureden, obschon es mir nicht ge-

fallen will. Jedennoch bleibe ich gern bei meiner Manier, weil sie mir bequem ist, und ich besser reden kann, sobald ich in meiner eigenen Jacke stecke."

David hielt inne, der Stadtrichter winkte ihm fortzufahren, und gab zugleich dem Protokollanten ein Zeichen, sich in Bereitschaft zu setzen.

„Sie können's dem Herrn Gerichtsaktuarius laut sagen, hochedler Herr Stadtrichter," sprach David, dessen scharfem und umsichtigem Auge kein Blick, keine Bewegung der ganzen Versammlung entging. „Ich bin's wohl zufrieden, daß man meine Worte zu den Akten nimmt, ich brauch's dann nicht selber aufzuschreiben, was für einen schlichten Mann in meinem Stande und meinem Alter ein hart Stück Arbeit wäre, da mir die Feder schwerer wiegt als der Flegel. Aber es ist mein ernster Wunsch und Wille, daß alle Welt erfahre, was ich sage, und daß man meine Rede hinschicke zu dem Könige, damit er sie prüfe mit seinen erleuchteten Räten und Recht spreche auf seinem Throne als ein König von Gottes Gnaden, welches nach meinem Verstande der einzig wahrhaftige Herrscher ist, dem zu gehorchen den redlichen Bürger und Bauer erfreut, erlabt und ehrt."

„Ihr hattet einige Mitteilungen über den unglücklichen Vorfall in Eurer Gemeinde zu machen, bei dem auch Euer Sohn beteiligt ist?" unterbrach ihn der Stadtrichter.

„Die werde ich einem hochedlen Stadtgerichte machen, aber alles mit der Manier, und wie ich es mir zurechtgelegt in meinem Verstande," erwiderte David. „Deshalben bitte ich untertänig, mich geruhig anzuhören und mir zu verzeihn, wenn meine Rede nicht glatt und sauber dahinfließt, sondern rauh klingt und ungeschliffen, wie meine Beschäftigung auf Erden."

Nach dieser Einleitung richtete sich die muskulöse, breitschulterige Figur zu ihrer ganzen Größe empor, worauf er langsam, nachdrücklich und durchaus würdig folgenden Sermon hielt:

„Mein hochedles Stadtgericht! Es ist von altersher eine Ge-

wohnheit, daß sich alles junge Volk nicht reputierlich aufführt, sondern über die Stränge schlägt, und halte ich dafür, daß solches ein Zeichen sei von innerlicher, natürlicher Gesundheit, und bin demnach gar nicht dawider, wenn die jungen Kerle, wie wir Bauern insgemein sagen, einander von Zeit zu Zeit durchgerben. Solches tut ihnen in keiner Weise schaden, es stärkt vielmehr die Glieder und macht sie rüstig und tüchtig zu den Mühen und Strapazen des täglichen Lebens. Nur muß dies mit der Manier geschehen, das heißt: das junge Volk kann sich immer mit der Faust ein bissel ‚herumrabatzen', welches wir einen gesunden Zeitvertreib nennen; dahingegen ergreift es Pfähle und Eisen und schlägt sich die Augen aus oder die Knochen entzwei, so wird ein Krieg daraus, Mord und Totschlägerei, welches einem Christen nicht geziemen will nach den Worten der Bibel. — Jedennoch gibt es zuzeiten Fälle, wo eine solche von mir gehaßte und vermaledeite Schlägerei ein Ding der Notwendigkeit sein kann und also zu entschuldigen ist vor dem klaren Auge des Herzens, das die Gerechtigkeit sich leihen soll, wenn sie Urteil sprechen will. Und ein solcher Fall, dünkt mich in meinem schlichten Verstande, ist derjenige, der unser betrübtes Dorf in dieses Malheur und schweres Unglück gebracht hat. Und warum ich so und nicht anders meine, will ich anjetzo aussprechen.

Vor alter Zeit gab es auf den Dorfschaften drei Klassen von Menschen, den Bauer, den Weber und den Handwerker. Diese lebten zusammen in Fried' und Eintracht, wie es Christenpflicht ist und wohllautet, und kam dies daher, daß keiner sich überhob, sondern ein jeder streng vor sich hinlebte, nicht sehend zur Rechten noch zur Linken. Damals gab es Zufriedenheit und ein wohlanständiges Leben, und hat solches angehalten bis in meine männlichen Jahre. Da geschah ein Umschwung, ein gar plötzlicher und schlimmer Umschwung, der von den Franzosen ausging. Und es geschah in der Tiefe der Gemüter und in den verschwiegenen Falten des Herzens ein heimlicher Aufruhr, der um sich griff wie

eine böse Seuche und ein verheerender Brand, und von Stund' an kam Unzufriedenheit unter das Volk, der Wohlstand sank, und die Not und der Ärger und der Neid schritten wie schreiende Bettelweiber durch das Land, und niemand mochte den andern mehr achten noch gehorchen. Solches habe ich mit erlebt, geruhig mit angesehen, ohne mich verführen zu lassen, und da bin ich geblieben, was ich war, ein wohlhabender, grober, ehrlicher Bauer, und bin selbiger noch bis auf diese Stunde.

Andere aber dachten, es käme eine neue Zeit, die sie benutzen müßten, um groß und reich und frei zu werden, absonderlich waren dieser Meinung alle diejenigen, welche keinen Grund und Boden besaßen, mithin auf den Dörfern die Weber. Sie hatten ein scharfes Augenmerk auf alles Fremde und suchten es nachzuahmen, um den Leuten zu gefallen. So wurden sie aus Webern Fabrikanten, wie sie sich jetzt nennen, der Teufel des Hochmuts fuhr in sie, also daß sie dem weniger gewandten Bauersmann, der überdies durch das Kriegswesen gar hart bedrückt worden war und viel gelitten hatte, mit Verachtung begegnen und die Herren spielen wollten, während sie doch nur über Nacht aufgeschossene Glückspilze waren. Aber, mein hochedles Stadtgericht, der Bauer, versteht er auch wenig von den Freiheiten der neumodischen Lebensweise, von Handelspfiffen und andern verdienstlichen Winkelzügen, der Bauer hat ebenfalls seinen Stolz und seine Ehre, und so fuhr ihm das patzige Auftreten der Weber in die Krone. Daraus entstand ein heimlicher Unfrieden, dann ein gegenseitiges Reiben und Hetzen, nachher ein lautes Schimpfen und endlich ein offenbarer Streit und Kampf, und hat selbiger verwunderliche Krieg zwischen Bauer und Weber fortgedauert bis auf den heutigen Tag. Absonderlich sind es die jungen Burschen von beiden Seiten, die einander öfters die Halskrausen zerreißen, was auch ganz nach der Manier ist, sintemal es der Jugend besser ansteht, sich zu raufen und zu schlagen, als dem gesetzten Alter. Wollte dies eine hohe Regierung verhindern, so müßte sie

zuvor die Menschen ändern und die Leidenschaften abschaffen. Weil dies nun aber gegen alle Natur läuft, so vermeine ich, es sei besser, daß man ein Unglück als ein Unglück und nicht als ein Verbrechen betrachte!"

„Ein solches Unglück ist nach meinem Dafürhalten die betrübte Geschichte, derohalben ich vor Ihnen stehe, und ich behaupte und bekenne, daß, wenn hier irgend jemand die Schuld trägt, ich derjenige bin, dem sie zur Last gelegt werden muß."

„Ihr, David?" rief unwillkürlich der Stadtrichter aus.

„So habe ich gesagt, und so ist es," fuhr der Bauer in seiner unerschütterlichen Ruhe fort. „Und weil ich doch einmal vor Ihnen stehe, um ein Bekenntnis zu tun, so will ich auch mein ganzes Herz jetzund vor Ihnen ausschütten, vermutend, daß Sie einem alten Bauersmann verzeihen werden, selbst dann, wenn Sie manches an ihm zu tadeln haben sollten."

David trocknete sich den Schweiß von der Stirn, denn das ungewohnte, zusammenhängende Reden und die Ordnung, die er sichtlich in seinen Vortrag zu bringen suchte, strengten ihn über die Maßen an. „Ich bin," fing er von neuem an, „wie Sie mich da sehen, ein richtiger Widersacher der Weber, sofern sie uns, wie dies alltäglich geschieht, über die Achseln ansehen. Habe das auch nie verheimlicht, sondern als ein ehrlicher Mann es stets offen ausgesprochen. Denn, mein hochedles Stadtgericht, ein Bauer von so altem Blut, wie ich, hat etwas zu bedeuten, sollt' ich meinen. Ich und meine Vorfahren haben zusammen an die sechshundert Jahre gebauert, welches eine schöne Zeit ist, und in derselben ein und dieselbe Scholle bearbeitet, gepflegt und gehegt, daß sie uns lieb und teuer geworden. Sie hat uns ehrlich ernährt, wie wir dafür dem König und unserer Obrigkeit auch redlich alle Steuern und Gaben ohne Widerrede abgeführt haben. Und nun kommt so ein Weber von gestern und meint, weil ihm ein Zufall die Geldkatze gemästet hat, sei er einen Quark besser als unsereins, während doch seine nächsten Vorfahren den Schiebebock noch handhabten und

den Bettelleuten das Brot abkauften! Das, meine Herrn, rappelt auch den geruhigsten Menschen auf und macht ihn ingrimmig. Und so hat es auch mich aufgerappelt und ingrimmig gemacht und mich verleitet, einen Schwur zu tun, daß mein Fleisch und Bein niemalen eine Gemeinschaft haben solle mit einem Weber. Es ist ein Unrecht, was ich getan, jedennoch kann ein Mann von reinem Gewissen nicht gegen seinen Schwur handeln. Und daraus ist nun das ganze Malheur entstanden!"

„Wenn ein verständiger Mann durch Sinnen und Denken etwas Rechtes zustande gebracht hat, so sind's gewöhnlich die Weiber, die's wieder einreißen. Bitte mir zu vergeben, meine Herrn, wenn ich unmanierlich bin. Mein August war immer ein guter Junge, der mir flink zur Hand ging und anstellig sich bei jeder Arbeit zeigte. Er schlug auch sonst gut ein, in Manieren, Sitten und Gedanken, wie ich sie ererbt habe und gern weiter vererben möchte, so mich der Herr lieb hat. Da sieht er des Nachbars Tochter, ein rundes, glattes Mädel, und — so wahr ich selig zu werden hoffe — meine Worte sind ihm aus dem Herzen hinweggebeizt! Ja, ja, die Weiber, die Weiber! — Wie ich denn nun das saubere Gespinst merke, da stemme ich mich dagegen, doch alles mit der Manier und doucement. Allein die blauen Augen eines Mädels haben über das Herz eines jungen Burschen mehr Gewalt, als die Bitten eines bekümmerten Vaters! Was sollt' ich tun? Ich halte und halte, ich drohe und drohe, ich lege mich aufs Bitten und Vorstellen; kurz, ich handle, wie ein Vater handeln soll; allein alles umsonst! Der Junge wird aufsätzig und die Liebelei geht ihren Gang fort. Da lege ich die schwere Hand drauf und drohe mit Enterbung! — So war nun mein August auch in die Angst und den Verdruß hineingejagt; so kommt er in den Kretscham, so erblickt er sein Mädel in eines Webers Arm, die er wie die Spinnen haßt, wenn sie eben keine hübschen Töchter haben, und 's geht an ein Loshauen! So wird denn ein Schuppen und Rammeln und Schlagen draus, das seit Jahren seinesgleichen nicht gesehen hat und das Ende vom Liede ist eben das Malheur.

Es freut mich nur, daß die Weber tüchtige Prügel gekriegt haben und das alte Bauernblut Herr über sie geworden ist!"

„Da haben Sie nun mein Bekenntnis, hochedle Herrn. Ist einer zu bestrafen, so bin ich's allein, sintemalen mein sündlicher Schwur den Jungen in das Unglück gebracht hat. Jedennoch bin ich entschlossen ein Auge zuzudrücken und, weil wir doch alle unvollkommene Menschen sind, das Webermädel als meine Schwiegertochter aufzunehmen, sofern mich ein hochedles Stadtgericht meines geleisteten Eides entbinden und mich auf sein gutes und ehrliches Gewissen versichern kann, daß ich keine Sünde daran tue. Geschieht solches und ist das Gericht gnädig, wie es mein König sein wird, wenn er den Hergang der Sache hört, wie ich ihn der Wahrheit gemäß erzählt habe, so will ich nicht allein meine Zusage in betreff des Zinsgetreides halten, sondern auch redlich darauf achten, daß fortan wieder ein friedlicher Sinn unter die Leute kommt! Dies ist mein Wunsch und Wille, worauf ich um gnädige Entscheidung bitte und gehorsamst meinen Abtritt nehme!"

Ruhig und gemessen, wie er gekommen, entfernte sich der alte Bauer wieder und ließ die Ratsherrn in einer Stimmung zurück, der sie selbst keinen Namen zu geben wußten. Der unbescholtene grade Mann hatte bei mancher beschränkten Lebensansicht doch so viele unumstößliche Wahrheiten ausgesprochen, daß alle eine unbedingte Hochachtung vor ihm fühlten. Freimütig wie ein Held, hatte er gesprochen, edelsinnig sich selbst angeklagt. Dies war, das mußten sich die Herren gestehen, die wahre, achtung- ja ehrfurchtgebietende Loyalität, ruhend auf einem sittlich-festen Grunde, auf religiöser Überzeugung und auf einem zarten, sinnigen Gefühl für das Ehrwürdige der Vergangenheit. Sie mußten dem Bauer rechtgeben und faßten den Beschluß, sowohl die Ergebnisse der Untersuchung, als auch die originelle Rede Davids an die höchste Behörde und durch diese an den König selbst gelangen zu lassen.

Ehe dies geschah, ergab sich durch eine Besichtignng der Schlageisen, daß alle von ganz gleicher Größe waren, und so fiel

in einem gewissen Sinne auch die letzte und schwerste Beschuldigung Augusts von selbst hinweg, man hätte denn wirklich das außerordentlichste Mittel, eine gleiche harte Gesamtbestrafung aller, anwenden müssen.

Der Entscheid der obersten Instanz blieb nicht lange aus. Auf Ansuchen des Stadtgerichtes hatte man die Akten unverweilt dem Könige eingereicht, nach deren eifriger Durchlesung dieser das Urteil des Gerichtshofes bestätigte. Es lautete dahin, den neun jungen Burschen ihr bisheriges Gefängnis als Strafe anzurechnen, sie in die Kosten und noch außerdem zu einer ansehnlichen Geldbuße zu verurteilen, sie derb und ernstlich zu vermahnen, und die bestehenden Schlägerkassen zu konfiszieren. An den alten Bauer David aber kam zugleich mit dem Urteil ein Handschreiben des Königs an, dem die Verdienstmedaille in Gold beigefügt war. In dem Schreiben ermahnte ihn der König, er solle auch ferner ein Bauer mit solchen Gesinnungen bleiben, wie er sie ausgesprochen. Könnte er überzeugt sein, daß nur der hundertste Teil seiner Bauern ihm gleiche, so werde die Wohlfahrt seines Landes sich niemals verringern. —

Als David mit Mühe den Inhalt des königlichen Schreibens entziffert hatte, traten ihm die Tränen in die Augen. Tief erschüttert, wie man ihn noch nie gesehen, drückte er die goldne Münze mit dem Brustbilde des Königs an seine Lippen, fiel seiner erstaunten Gattin um den Hals und rief mit zum Himmel erhobenem Blicke aus: „Rosina, es ist nicht das goldne Ding da, was mich so angreift; ich werd's schwerlich auf meinen Bauernrock hängen, sintemal ich fürchte, daß mir die Jungen nachlaufen möchten; es ist die Freude über die Wahrheit meines alten guten Grundsatzes: Daß auch ein Fürst vergnügt ist, wenn man ihm grad' offen seine Meinung ins Gesicht sagt! Ein gutes Wort findet eine gute Statt!"

Drei Tage vor Weihnachten gab es ein unerhörtes Leben im Dorfe***. Vor dem Gehöfte Davids hielten an die fünfzig Schlitten, deren Sitze aus Strohbündeln mit darüber gebreiteten Matratzen

bestanden. Es war die versammelte Bauernschaft, die sich mit dem besten Zeug und Zuge hier versammelt hatte, um den glücklichen Großbauer David abzuholen. Denn heut wurden die jungen Burschen ihrer Haft entlassen. Die Bauern hatten die wohlgenährtesten Pferde aus den Ställen gezogen, die Kumte mit neuen roten Tuchlappen behangen und die Messingringe, womit das Riemzeug geschmückt war, glänzend geputzt. Diese Scheiben und Ringe ersetzen bei den Bauern die Schellen, deren sich damals nur Städter und reiche Weber bedienten. Die Schlittenreihe bot einen sonderbaren Anblick; denn in jedem saßen zwei Figuren in einer Tracht, wie sie damals einem mit den Bauernsitten Unbekannten höchst kurios vorkommen mußte. Es waren der Bauer mit seiner Hausfrau. Beide trugen fast dreiviertel Ellen hohe, rauche Wintermützen, die Frau von kostbarem schwarzen Bär, der Mann von grau und weiß meliertem Grimmer. Außerdem hatte der letztere noch einen ungeheuren Pelz an, dessen Kragen und Aufschläge mit demselben Pelzwerk besetzt waren. Die Gleichförmigkeit der Tracht aller gab ihnen beinahe das Ansehen eines Regimentes. Alle waren lustig und guter Dinge und ermunterten eine den Zug eröffnende schlechte Musikbande immerfort aufzuspielen.

Das halbe Dorf, namentlich das junge Volk, war zusammengelaufen, jauchzte und spektakelte nach Herzenslust und warf einander im Übermut der Lust in die hochgetürmten Windwehen, die Zäune und Stakete überdeckten. Endlich trat der alte David aus dem mit Tannenzweigen verzierten Torwege der Durchfahrt, ihm zur Seite seine Frau und hinter ihm der ganze Troß der Kutscher, sämtliche unverheiratete Söhne der Bauern, die sich in ihren kurzen, grünen, mit reichem Pelzwerk besetzten Jacken besonders gut und kräftig zeigten. Das Hurra, das man bei seinem Erscheinen dem alten Bauer ausbrachte, begleiteten die Burschen mit einem tollen Peitschengeknall. David, in seinen stattlichen grüntuchenen Pelzrock gehüllt, zu dem er sich trotz alles Festhaltens an alten Sitten bequemt hatte, und worauf heute die goldne Medaille

prangte, nahm dankend die hohe Mütze ab, hob seine Frau in den Schlitten, vor dem zwei mutige Braunen mit künstlichem Kopfputz den Schnee stampften, und schwang sich dann rüstig selbst hinein. Da des Bauers eigener Sohn nicht zugegen war, so hatte ein naher Verwandter die Leitung der Pferde übernommen. Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung, die Musik spielte etwas unharmonisch den Zigeunermarsch aus der Preciosa auf, und die Schlitten glitten auf der spiegelglatten Bahn in einem mäßigen Trabe zwischen den in hellem Sonnenlichte funkelnden Feldgeländen über die beschneite Hochfläche fort.

Das ganze Dorf nahm teil an der Freude der Bauern, obwohl die Weber nicht so recht von Herzen dabei zu sein schienen. Vielleicht verstimmte es sie, daß gerade die Beteiligten kein eigenes Geschirr besaßen, weshalb sie lieber an dem Triumphe der Bauern gar nicht teilnehmen, als sich von diesen Pferd und Schlitten leihen mochten.

Mit nicht weniger lebhaften Beweisen der Teilnahme wurden die Bauern von den Städtern empfangen. Das Benehmen, die würdige, echt patriarchalische Haltung des alten David, verbunden mit seinen originellen Manövern, aus denen doch eine respekteinflößende Bauernlist hervorleuchtete, waren eben so bekannt geworden, wie die Gnadenbeweise des Landesherrn, und so hatte denn Stadt und Land einen festlichen und freudigen Anstrich.

David nebst seiner Frau, desgleichen die Eltern der übrigen gefangenen jungen Bursche, nebst diesen selbst, wurden im Saale des Rathauses reichlich bewirtet. Da man den Wein dabei nicht schonte und dies ein Getränk ist, das dem Bauer selten vor den Mund kommt, so steigerte sich die fröhliche Stimmung gegen Abend zu bedeutender Lustigkeit. Die Bauern ließen ihrer Laune den Zügel schießen und gaben durch Fragen und Antworten und durch den derben Witz, der ihnen geläufig ist, den Herren vom Rate etwas zu raten auf. Auch David verschmähte die edlen Gottesgaben nicht; doch vertrug seine eiserne Natur ein ungewohntes Maß. Wie er alles, was er ergriff, langsam und, um mit ihm zu

sprechen, mit der Manier tat, so hielt er es auch mit dem Essen. Er aß alle Portionen rein auf und fand dabei nur anstößig, daß ihm niemand vorlegte, sondern die Schüsseln zum Zulangen an der Tafel herumgereicht wurden.

„Das ist ärgerlich," sagte er zu seiner Frau, „denn man weiß nicht, ob man den Herren zu große oder zu kleine Stücke aus der Brühe fischt; jedennoch ist die Kost nicht zu verachten. Also muß die Kreatur das ihrige tun!"

Und so hielt er es auch, aß langsam mit der Manier seine acht Gerichte, und trank anderthalb Flaschen Wein dazu, ein, wie er später noch oft äußerte, unerhörtes Maß für seinen schwachen Kopf. In der Anordnung der Tafel traf er für sich aus eigner Machtvollkommenheit einige Änderungen, was er sich, als der einzige Dekorierte, erlauben zu dürfen glaubte. Er setzte nämlich die in Form eines Schiffes auf dem Teller stehende Serviette hinter den Teller, und legte behutsam Messer und Gabel darauf, als seines Erachtens ganz unnütze Instrumente. Dann zog er aus seinen Manchesternen eine lederne Tasche und langte Messer und Gabel, letztere zweizinkig, daraus hervor, deren Griffe aus gediegenem feinen Silber bestanden. Die meisten seiner Mitbauern ahmten ihm nach, da der Bauer nun einmal nicht gern mit fremden Messern ißt, und tut er es, doch jedenfalls schlecht damit umzugehen weiß. Auch mochte er nichts vom Wechseln des Geschirres wissen, ja er wäre einem der aufwartenden Diener beinahe grob gekommen, als ihm dieser den Teller mit Gewalt wegnehmen wollte. Da er und mit ihm mancher andere die löbliche Gewohnheit hatte, alle Abgänge der Speisen ohne Bedenken unter den Tisch zu werfen, außerdem aber für das Aufessen gewissenhaft Sorge zu tragen, so war Davids Grundsatz, daß der Mensch allen überflüssigen Aufwand vermeiden müsse, glücklich durchzuführen.

Die Gasterei dauerte bis in den späten Abend hinein und die lustig gewordenen Bauern hätten wohl die Zeit ganz vergessen, wäre nicht David unter sie getreten.

„Nachbarn und Gevattern," redete er sie an, „vermenagiert Euch! Eine solche Ehre wie heut' widerfährt uns allen im Leben nicht zum zweiten Male, weshalb es Pflicht und Schuldigkeit ist, uns reputierlich zu halten und mit der Manier abzufahren. Mich deucht, es ist Fütternszeit vorüber. Die Sternelein blinken und der Schnee pfeift zu Schritt und Tritt. Es ist uns viele Ehre angetan worden; so viel ich begreifen und verstehen kann, zu viel. Jedennoch hat man es mit großem Danke angenommen und so wären wir quitt."

Diese Rede ward zwar mit etwas schwerer Zunge gesprochen, aber doch würdig und ohne zu stottern noch zu wanken. Da die übrigen Gäste wenig eigenen Willen mehr hatten, so waren sie leicht zum Aufbruche zu vermögen. Die freigegebenen jungen Burschen, die sich, zu ihrer Ehre sei es gesagt, August an ihrer Spitze, bescheiden und mäßig gezeigt hatten, wurden in die Schlitten verteilt; die unterdes im Genuß stärkender Getränke ebenfalls nicht müßig gewesene übrige Bauernschaft schloß sich unter Scherzen und Lachen an, und alle verließen mit großer Zufriedenheit die Stadt.

Größere Lustpartien zu Schlitten bringen in dieser Gegend sehr oft Reibungen hervor, die gern in Tätlichkeiten ausarten. Schuld daran ist meistenteils der Bauer, der ein eigenes Vergnügen darin findet, mit trotziger Hartnäckigkeit auf gewissen Rechten zu halten, die er sich eigenmächtig anmaßt, und deren Ausübung und Aufrechthaltung er unerbittlich beansprucht. Vornehmlich wichtig bleibt ihm die Kunst des Ausweichens, das nach seinen Gesetzen jedesmal zur linken Hand und zwar nach der alten Bauernregel so geschehen muß, daß die Gleise der sich begegnenden Wagen oder Schlitten halb geteilt werden. Im Sommer und überhaupt zu Wagen, achtet er wenig darauf, sowie aber Schnee fällt und die Schlitten hervorgesucht werden, kommt eine wahre Wut über ihn, und er gibt mit Argusaugen acht, ob die seinem Schlitten Begegnenden auch in der gesetzlichen Weise ausgleisen. Sind es Bauern,

so ist er sicher, sind es aber Weber, dann vergrößert sich sein Scharfblick und es kommt oft um den Raum von der Breite eines Peitschenstieles, bei Angelegenheiten dieser Art des Bauers übliches Maß, zu heftigem Wortwechsel. Noch übler ist er mit den Städtern und Böhmen daran, die gewöhnlich zur rechten Hand ausweichen, woraus schon oft, und am meisten bei Schlittenfahrten, durch Zusammentreffen der Rosse viel Unglück entstanden ist.

Glücklich, vergnügt und etwas schief, wie die größte Anzahl der Bauern die Heimfahrt angetreten hatte, gaben sie anfangs wenig Acht auf die entgegenkommenden Schlitten; auch traf es sich, daß alle nach Bauernregel die Bahn teilten. Plötzlich aber entstand an der Spitze des Zuges ein heftiger Lärm, die Schlitten hielten, die fahrenden Burschen stiegen ab, alles drängte sich nach vorn, wo drei sogenannte Rennschlitten von den Lärmenden sogleich umringt und mit den kostbarsten Schimpfworten überschüttet wurden.

„Was gibt's, August?" sagte David zu seinem Sohne, der inzwischen die Zügel des väterlichen Schlittens führte. „Sieh zu und stifte Frieden, wenn's ohne Schande angeht!"

August stieg ab, kam aber sogleich wieder zurück. „He, Vater," rief er dem Alten zu, „da sind ein paar schwerenots böhmische Garnsammler dem langen Fritz ins Zeug gefahren, weil sie „ärschlich" ausgegleist haben, der Fritze flucht gar gottserbärmlich und das fremde Pack schimpft uns sächsische Bauernhunde."

„Schimpft?" fiel David rasch ein. „Ei, ei, die Schockschwerenot soll ihnen auf die Kappen fahren! Frisch! August, lauf hin, ich komme flugs nach, und brennt den Kerls die Peitschen auf die Buckel, daß ihnen 's Fell raucht, aber — August, hörst du — alles mit der Manier!" —

August hörte jedoch nicht, David stieg aus und lief mit raschen Schritten zu den umringten Schlitten, wo er gerade ankam, als die von ihm befohlene Exekution an den Garnsammlern vorgenommen wurde.

„Recht muß sein, immer drauf!" sagte der Großbauer und sah ein Weilchen dem Prügeln zu, wobei auch die Bauern verschiedene Schmitze bekamen. Indes suchten sich die Böhmen bald zurückzuziehen. Sie stiegen unter einem fortwährenden Hagel von Peitschenhieben ein und rissen aus, begleitet von einem wütenden Hallo und dem bacchantischen Gelächter der Sieger.

„Das war mit der Manier gemacht," sagte David mit großer Ruhe. „Ich weiß zwar nicht, ob die Sache just in einem Gesetzbuche zur Sprache gebracht worden ist, jedennoch darf sie bei passender Gelegenheit nicht verabsäumt werden. Verfluchte Halunken! Uns Hunde zu nennen, und ist die Bande doch froh, wenn wir bei ihren Umgängen nach Garn die Hunde nicht auf sie loslassen."

Der Zug setzte sich nach diesem kleinen Intermezzo, das keine weiteren Folgen hatte, für die Denkungsart der Bauern aber charakteristisch ist, in Bewegung, und gelangte ungestört und wohlbehalten in dem noch immer belebten Dorfe an.

Alle Dorfbewohner sind in den letzten Tagen vor dem Weihnachtsfeste so sehr mit Vorbereitungen zu einer würdigen und gemütlichen Feier desselben beschäftigt, daß niemandem viel Zeit zu Besuchen und geselliger Unterhaltung übrigbleibt. Deshalb sah auch der aus seiner Haft glücklich entlassene August nur die nächsten Verwandten, ein Besuch bei den Nachbarn ward bis auf das Fest verschoben. Sogar Eulalien ward er nicht ansichtig, sei es nun, daß sie zu sehr mit häuslichen Arbeiten beschäftigt war, oder daß sie ihn geflissentlich mied. Den Vater nach ihr zu fragen, erlaubte ihm sein Stolz nicht, denn von der geheimen Entschließung Davids war weder dem Sohne noch irgend jemand ein Wort bekannt geworden. Der alte Bauer, in allem absonderlich und womöglich alter Sitte huldigend, hatte sich auch diesen Fall in seiner Weise zu schlichten vorgenommen.

So kam der heilige Abend heran. Die Stollen oder vielmehr die Christbrote, wie der Bauer dies Festgebäck seiner Form angemessen nennt, waren gelungen, das Gehöft aufgeräumt, die Flur mit Tannennadeln, das Kabinett mit feinem Sande bestreut. Auch ein Christbaum von anständiger Größe, den David mit eigener Hand aus seinem Walde geholt, stand mit Flittern, vergoldeten Äpfeln und Nüssen behangen, auf der Vorbühne. Er selbst war still vergnügt, die Hausfrau tätig, meist schweigsam und erst dann gesprächig, wenn ihr Mann sie dazu aufforderte, ein Beweis, daß David ein eben so musterhafter Hausherr als Rosina eine vortreffliche Gattin sein mußte.

Auf den meisten Ortschaften im Gebirge sind noch die sogenannten „Christnachtsfeiern" im Gebrauch, ein löblicher Überrest der katholischen Christmetten. Auch in*** ward eine solenne Predigt am heiligen Abende gehalten, und von alt und jung zahlreich besucht. Daß unser Großbauer mit seinem ganzen Hause sich willig diesem Brauche anschloß, bedarf bei seiner Denkungsart kaum der Erwähnung. Es hatte noch nicht sechs Uhr abends geschlagen, als er zum nächtlichen Kirchgange gerüstet, aus dem Kabinett trat.

„Rosina," sprach er zu seiner Frau, „geh mit August, ich muß noch einen Freund abholen, mit dem ich ein Wort allein zu reden habe."

Draußen ward es bereits lebendig. Überall hüpfte gaukelnder Laternenschimmer über die Zäune und Stege, und dämmerte trüb und dunstig durch den dicht herabrieselnden Schnee. Grade solches Wetter liebt der Bauer um Weihnachten, das erhöht ihm die Lust und gibt dem Feste erst die rechte Weihe. Die liebe Schuljugend war auch auf den Beinen und kehrte jubelnd alle Schneewehen um.

David stieg ungesehen über die Stiegliß und schritt auf Tobias Haus zu, dessen Laden noch nicht geschlossen waren, so daß der Bauer durch die Fenster den Weber noch in der Wohnstube auf und

abgehen sah. Er klinkte die Stubentür nach Bauernart, ohne erst anzuklopfen, auf und trat in das reinliche Zimmer mit dem herzlichen Gruße: „Guten Abend, Nachbar, und ein glückliches Weihnachten!"

Tobias, der sich gerade den Pelz anzog, um mit seiner Tochter ebenfalls in die Christnacht zu gehen, erstaunte über diesen unerwarteten Besuch dermaßen, daß der Pelzrock auf einem Arme hängen blieb. Eulalia stieß einen halbunterdrückten Schrei des Schreckens oder der Freude aus, und setzte sich, um Atem zu schöpfen, auf ein Treibebänkchen.

„Ei, ei!" sagte David, als er die lähmende Wirkung seines Eintrittes schmunzelnd gewahrte, „ei, ei, Nachbar Tobias, das sieht ja justement aus, als sei ich der leibhaftige Ruprecht und kein liebes Christkind! Nun freilich, mit der Jugend und Lieblichkeit ist's aus bei mir, jedennoch sind wir dem Leben nicht so ganz abgestorben, daß wir nicht Freude hätten an der Freude. Nachbar," fuhr er fort, dem Weber die dargereichte Hand schüttelnd, „ich möchte ein Wort unter vier Augen mit Euch reden. Zieht Euch risch den Pelz an, und kommt mit mir zur Kirche. Sie müssen gleich ‚zusammenschlagen'.*) Das junge Mädchen kann, wenn's will, mit meiner Rosine gehen; ich seh' sie da gerade mit der Laterne am Zaune hinstelzen."

Der Weber gab Eulalien einen Wink, sich der Nachbarin anzuschließen, und das erstaunte Mädchen verließ nicht ohne vielfache Besorgnis ihre Wohnung. David sah den Weber lange unverwandt an, mit einem so schalkhaft-gutmütigen Ausdrucke in seinen festen, ehrlichen Zügen, daß Tobias darüber aufs neue erstaunt und fast ärgerlich wurde. Endlich fiel der Bauer in ein herzinniges Lachen.

„Kommt, Nachbar, kommt," sprach er und zog den Weber mit sich fort, „es ist heute heiliger Christabend, wo der Herr der Welt geboren ward und das Christentum als Geschenk mit herab-

*) Mit allen Glocken läuten.

brachte. Da steht es einem ehrlichen Manne wohl an, daß er auch etwas Gutes tut, sich mit seinen Nachbarn verträgt und, wenn's sein kann, ihnen ein Christgeschenk macht. Kommt also nur, Tobi's, 's ist mir so voll im Herzen, daß mir's Stübel zu eng wird, und wenn's noch so vornehm und grausam schön ausstaffiert, gemalt und lackiert ist. Draußen in der scharfen Winterluft wird mir gleich wieder frei ums Herz, da können wir ein Wort in Ehren miteinander reden."

Tobias mußte halb wider Willen dem Bauer folgen, und das Gespräch, welches beide unterwegs führten, die Eröffnungen, welche David dem Nachbar machte, erheiterten das Gesicht des letzteren und stimmten ihn so froh, daß er wenig von der Christpredigt hörte. Seine Augen weilten die ganze Zeit mit innigem Vergnügen auf dem Spiel der Kinder, die Hunderte von Wachslichtern auf den Emporen anzündeten, auch wohl eins und das andere fallen ließen und den im Schiff der Kirche sitzenden Frauen eine nicht geringe Angst einjagten.

Auf dem Heimwege fanden sich die Nachbarsleute vollends zusammen. August ward von Tobias freundlich begrüßt und wegen der Angst bedauert, die der unglückliche Vorfall über ihn gebracht. Weder Mutter noch Sohn konnten aus dem Benehmen der beiden Väter klug werden, doch bemeisterten sie ihre Neugier, da sie wußten, daß David in seinen Beschlüssen, mochten sie nun erfreulicher oder unerfreulicher Art sein, sich nicht gern stören oder darüber ausfragen ließ. Als die Nachbarn am Gartenzaune voneinander Abschied nahmen, sagte David:

„Also es bleibt dabei, Tobi's, wir sind unter der gemachten Bedingung einig und, will's Gott, auf Lebenszeit?"

„Ihr habt mein Wort, David," entgegnete Tobias. „Ich achte und ehre Euch und Eure Ansichten, wie Ihr mir die Sachen so klar auseinandergesetzt habt. Kann also Frieden gestiftet werden für ewige Zeiten, nicht allein zwischen uns beiden, sondern zwischen

den Widerspenstigen im ganzen Dorfe, an mir soll's, mein' Seel', nicht liegen!"

„So seid Ihr morgen mit der prallen Jungfer da mein Gast?"

„Wie ich Euch sage."

„Gute Nacht dann und gesunde Feiertage! Wie nun," setzte er neckend hinzu, sich an Eulalia wendend, „hat die Jungfer am Thomasabende kein Blei gegossen? Sollte mich doch grausam sehr verwundern!"

„Gute Nacht!" lispelte das Mädchen errötend und sprang dem Vater voraus, dem Hause zu.

David ließ sich die delikate Mohnmilch, die gewöhnliche Kost am heiligen Abend, vortrefflich schmecken und fragte wiederholt seinen Sohn, was er sich zum heiligen Christ wünsche? Worauf dieser denn die kluge Antwort gab, daß ihm die Zufriedenheit seines Vaters das wertvollste Weihnachtsgeschenk sei!

Am nächsten Morgen war der Bauer sehr früh auf, um mit Beihilfe Rosinens für sämtliche Hausgenossen die Geschenke bereit zu legen. David mußte seiner Frau sehr bedeutende Mitteilungen gemacht haben, denn so munter und jugendlich flink hatte sie lange Zeit niemand im Hause gesehen. Die beiden alten Bauersleute waren nun geschäftig wie die Kinder. David trug ganze Arme voll Christbrote aus dem Gewölbe herein und legte sie rund um den großen Gesindetisch, genau so, daß jeder Dienstbote sein Geschenk an seinem Tischplatze fand. Dann zählte er den Lohn in alten Spezies- oder Krontalern oder doch Zwanzigern, daneben. Rosine legte Schürzen, seidene Halstücher oder Westenzeuge dazu, und stellte in Gelten oder Körbchen Äpfel und Nüsse nebst einem ellenlangen, dünnen Pfefferkuchen nebenbei. Als man damit fertig war, holte David den Christbaum, setzte ihn mitten auf den Tisch und rief nun die Knechte aus dem Pferdestalle, wo er sie in traulichem Gespräch auf dem Futterkasten sitzend fand. Ebenso tat Rosine mit den Mägden. Beide zusammen führten die Harrenden in das festlich aufgeräumte Zimmer, das als schönster

Schmuck mit dem schneeweißen, damastnen, breiten und langen Handquehl, der zunächst der Türe am Topfbrett hing, geschmückt war.

„Dieweil ich keinen von euch allen, sei es Knecht oder Magd, eines böswilligen oder schlechten Streiches beschuldigen kann," redete der Bauer seine Dienstleute an, „auch mit eurem Fleiß und eurer Arbeit zufrieden bin, und ich in Obacht genommen, daß ihr auf meinen Nutzen seht, so habe ich ein gutes Wort beim heiligen Christ eingelegt und bin nicht mit groben Worten abgewiesen worden. Was er mir für euch gegeben, das nehmt jetzo aus meiner Hand an mit zufriedenem Herzen. Christbrote, Äpfel und Nüsse laßt euch gut schmecken und verlebt die Feiertage ehrbar, sittsam und vergnügt. Das ist der Wunsch eures Brotherrn."

Nach dieser treuherzigen Ermahnung bedankte sich jeder der Beschenkten bei den Bauersleuten durch einen Handschlag, womit die Zeremonie beendigt war.

Dem mit den alten Sitten Unbekannten kann es auffallen, daß der Bauer seine Gaben nicht als von ihm selbst, sondern als von dem „heiligen Christ" kommend bezeichnete, allein man bedenke nur, daß der Bauer an allem kindlich Sagenhaften mit Hartnäckigkeit festhält, daß er dadurch gewissermaßen die Heiligkeit des Festes in seinem Gemüte zu vermehren sucht, und man wird diese Sitte ebenso ehrenwert als rührend finden.

Für den Sohn des Hauses war im Kabinett ein besonderer Tisch gedeckt, beschwert mit allem, was ein junger Bauernbursche nur wünschen kann. Eine großgeblümte, bunte Sammetweste und ein starker silberner Siegelring fehlten nicht; denn was der Bauer von edlem Metall an sich trägt, ist stets von Silber. Gold scheint er, wie im Verkehr, so auch im Schmuck, nicht sehr zu lieben. Jetzt freilich hat auch dies eine Veränderung erlitten, da städtischer Luxus, vornehmlich durch die reisende und handeltreibende Klasse der Fabrikanten, alle Bevölkerung bis auf die Niedrigsten herab, angesteckt hat. Was dadurch an allgemeiner,

sehr oberflächlicher Bildung gewonnen worden, ist an moralischer jedenfalls verloren gegangen.

An hohen Festtagen versäumt der altgläubige Bauer niemals, zweimal regelmäßig die Kirche zu besuchen. Weder Kälte noch ungestümes Wetter, sondern nur ernsthafte Krankheit kann ihn davon abhalten. Deshalb ging auch David mit Frau und Sohn bei guter Zeit in den Gottesdienst, gönnte sich nach Tisch nur einige Minuten Ruhe und kam erst bei schon dämmerndem Zwielicht mit den Seinigen wieder heim. Nun machte er es sich aber auch bequem. Rosina mußte geschwind die Pelzmütze mit der Räderhaube vertauschen und den heißersehnten Kaffee herbeischaffen, dem man insgesamt so lange zusprach, bis Nachbar Tobias mit Eulalia ankam.

„Willkomm! willkomm!" rief ihnen Rosina zu und schüttelte den werten Gästen die Hände, während David trocken aber herzlich sagte: „Freut mich, Nachbar, daß ich sehe, wie Ihr ein Mann von Wort seid. Na, nehmt Platz! Jungfer Eul — Eul — hol's der Deutscher, ich kriege den Namen nicht aus der Kehle! — rückt hinter unter's gute Bild'l*) neben August. Jung Volk steckt am liebsten beisammen."

Rosina langte nun von dem künstlich durchbrochenen Sims ein paar gemalte Tassen von Meißner Porzellan, desgleichen ein paar Teller von Steingut, die, mit gewaltigen Stücken Christbrot belastet, den Gästen vorgesetzt wurden.

„Jetzt keine Späne gemacht, Nachbar, und Ihr, Jungfer! Zugelangt und tüchtig gegessen, denn bei mir ist's noch Brauch, wie's vor alten Zeiten war, daß, wer nicht gehörig seine Portion aufaß, als ein ‚eigener' Gast ohne große ‚Sperrenzel' zur Tür nausgeführt

*) Darunter versteht der Bauer die auf Glas gemalte und mit Goldverzierungen ausgeschmückte Flucht Josephs und Marias aus Ägypten oder die Kreuzigung Christi. Manchmal ist es auch blos ein Bibelspruch. Eins oder das andere findet man in jedem alten Bauernhause

wurde — ich will nicht sagen ‚geschmissen‘, weil das doch ein bissel zu grob gewesen wäre.“

Die Gäste hatten sich indes schon darauf eingerichtet und machten daher dem Wirte keine Schande. Es verschwand ein Teller des trefflichen Backwerkes nach dem andern, und die Kanne wurde zu verschiedenen Malen gefüllt und wieder geleert. August war still, Eulalia befangen. Es verstrich eine geraume Zeit, ehe die beiden jungen Leute, namentlich durch die häufig wiederholten Sticheleien des Bauers angeregt, in einen lebhaften Diskurs kamen, den wir, da er sich um Neckereien drehte, wie sie zwischen Liebenden vorzukommen pflegen, hier nicht mitteilen wollen. Desto lebhafter und gesprächiger waren die Väter, in deren Rede auch Rosina ein paar Worte von Zeit zu Zeit einstreute. Beide wären, so gut sie jetzt zusammenstanden, doch bald wieder aneinander geraten, indem David von den alten Zeiten und ihren Vorzügen erzählte und Tobias die Vorteile pries, die allein durch gehörige Benutzung des Handels, durch größere und allgemeinere Verbreitung der Maschinen auf dem ganzen Kontinent zu erreichen wären.

Rosine, die inzwischen ab- und zugegangen war, kündigte jetzt aber ihrem Manne durch einen Wink an, daß alles bereit wäre. David war darüber erfreut, denn er fühlte, daß ein längeres Gespräch mit seinem Gaste doch zuletzt schlimme Folgen, wenigstens eine vollständige Scheidung in Gesinnungen und Denkungsart haben könnte. Deshalb ergriff er rasch die willkommene Gelegenheit. Er stand auf und lud seine Gäste zu einem kleinen Abendessen ein. Um ungestörter zu sein, hatte dies die Hausfrau in einem Stübchen des oberen Geschosses, das als Fremdenherberge benutzt wurde, vorgerichtet. Rosine wies jedem seinen Platz an, und so kamen denn August und Eulalia wieder nebeneinander zu sitzen. Seltsamerweise gab es, was nur bei sehr ungewöhnlichen Gelegenheiten in Davids Hause vorkam, Servietten, die zierlich über die blanken zinnernen Teller gebreitet waren.

Süßer und bitterer Branntwein in fein geschliffenen Karaffen stand auf dem Tisch; denn Wein führte David nicht, indem er behauptete, es sei derselbe nur für Vornehme und Schlemmer.

Kaum hatte man sich gesetzt, als Eulalia einen lauten Schrei ausstieß. Unter der Serviette lag ein allerliebster Brautkranz von Gold- und Silberflittern; einen etwas kleineren, wie ihn die Bauernburschen am Verlobungs- und Hochzeitstage am linken Arm zu tragen pflegen, fand August auf dem seinigen.

„Nun," sagte David schmunzelnd, „ist's nicht so recht, Jungfer? Mir deucht, der heilige Christ hat Euch aparte gut bedacht, und den Nachbar, wie ich sehe, ebenfalls. Sollte mich doch wundern, wenn der Flitterkram nicht zusammen paßte."

„Vater!" stotterte Eulalia hocherrötend.

„Wir sind einig," versetzte Tobias. „Wenn ihr euch noch gut seid, so nehmt euch in Gottes Namen!"

August zog das Mädchen an seine Brust. Rosina trocknete sich die Freudentränen aus den Augen, und David legte die Hände segnend auf die Häupter der jungen Leute.

„Auf daß ihr seht, daß ich kein Barbar bin, und weil man auf meine Rede geachtet und der König sie selber gut geheißen, will ich euch nichts in den Weg legen. Nehmt euch, aber, das bitt' ich mir aus, macht eine gute Ehe! In vierzehn Tagen oder drei Wochen soll Verlobung sein. Jedennoch habe ich an die Jungfer Braut noch eine Bitte zu stellen."

„Sie ist gewährt," sagte jubelnd Eulalia.

„Um so viel besser werden wir in Zukunft miteinander auskommen, wenn ich erst im Gedinge sitze. Meine Bitte ist, daß sich die Jungfer, sobald sie mein Haus betreten wird, nicht mehr Eu — Eul — Eul — nein, ich bring's nicht 'raus, sondern Anna nennt. Anna ist ein königlicher Name, und die ihn führte, war eine königliche Hauswirtin!"

Die Braut lächelte und reichte dem zukünftigen Schwiegervater, ohne Widerrede darauf eingehend, ihre volle Hand.

Ein reichlicher Karpfenschmaus, dem geräucherter Schinken und Truthahn folgte, beschloß den glücklichen Tag, an dem Wirt und Gäste ungewöhnlich spät voneinander schieden.

Einen langen Brantstand hält der Baner für ein Unglück. Deshalb drang David auf eine baldige Verbindung der Liebenden und traf selbst die nötigen Vorkehrungen dazu, indem er auf der Pfarre das Aufgebot bestellte und den Pastor zngleich zur Verlobung einlud. Diese letztere Zeremonie wird, da sie keine rein kirchliche ist, von dem Bauer, überhaupt von dem Dorfbewohner zwar nie vernachlässigt, wohl aber als ein mehr bürgerlicher Akt gern in seinem eigenen Hause vollzogen. Freilich kann dies wieder nur der Wohlhabende, da es Branch ist, den anwesenden Zengen, dem Pastor nebst Fran, dem Schulmeister nnd endlich dem Hochzeitbitter ein reichliches Verlobungsmahl zn geben. Die letztgenannte Person ist gewissermaßen bei allen Bauernhochzeiten und den vorangehenden Verlobnngen die Hauptperson und darf nnter keiner Bedingung fehlen.

Es war daher auch Davids erste Sorge, sich mit dem Brantwerber des Kirchspiels in Verbindung zn setzen, ihm seine Wünsche zu eröffnen nnd die nötigen Instruktionen zu geben.

Seliger war ein Original. Seit mehr als fünfzig Jahren Hochzeitsbitter, hatte er alle Untugenden dieser Menschenklasse in sich aufgenommen, kannte die Gebräuche wie selten einer, und hielt schon ans Egoismus und Stolz auf deren gewissenhafte Befolgnng.

„Nnn macht mir keine Mengerei, Seliger," ermahnte David den wichtigen Zeremonienmeister, als er alles Nötige mit ihm besprochen hatte, „und was Enren Spruch anbelangt, so bitte ich um ein menagierliches Wort, wie ich's verlangen kann als Großbauer."

„J der Dussel, der Dussel," fiel Seliger dem Alten ins Wort und schob seine bestaubte Mütze von einem Ohr aufs andere, „wo

denkt Ihr denn hin, David! Ich werde doch wohl kein Esel sein und Euch vor 'n Kopf stoßen? Seht her, da steht ja alles Wort für Wort von wegen der Morgengabe, und das will ich Euch so prächtig in meine Rede verflechten, daß es gar rührend anzuhören sein soll. Sagt's der Rosine, David, um Christi willen, sagt's ihr, daß sie sich ein leinen Tüchel einsteckt, denn — der Dussel, der Dussel, — 's wird ihr gar grausam zu Herzen gehen, wenn ich erst losschieße."

Mit dieser Beteuerung war der Bauer zufrieden. Vergnügt sah er dem Verlobungstage entgegen, der regelmäßig der Sonntag des zweiten öffentlichen Aufgebotes ist. An diesem versammelten sich die nächsten Verwandten des Brautpaares, die meistenteils auch die Taufpaten der zu Verlobenden sind, im Hause des Brautvaters, wo sich nach beendigtem Nachmittagsgottesdienst der Pastor in Begleitung Seilgers einfand.

Das Brautpaar saß schon in vollem Schmuck, die Braut in einem schwer blauseidenen Kleide, das Haar mit einem Myrtenkranz umschlungen, über dem sich die alte bäurische Flitterkrone erhob. Denn zu dieser hatte sich Eulalia durchaus entschließen müssen, um den alten Bauer nur einigermaßen mit ihrer übrigen modernen Tracht auszusöhnen. August dagegen ging ganz nach dem Geschmacke seines Vaters, in schwarzem halbfrackartigen Rocke, an welchem am linken Arm über der Handwurzel die kleine Bräutigamskrone befestiget war.

Das erste Geschäft des Hochzeitbitters bei einer solennen Verlobung ist, das Brautpaar dem Pastor zuzuführen, weshalb er sich auch „Brautführer" nennt. Dabei weist er zugleich sämtlichen als Zeugen anwesenden Personen ihre Plätze an und stellt die Brautleute so, daß der Bräutigam der Braut zur Rechten steht. Dies ist Bauernsitte, die nichts von städtischer Galanterie weiß, sondern sich schlicht an das Wort der Schrift hält: „Und er soll dein Herr sein!" Als solcher nun gehört ihm die Stelle zur Rechten des Weibes.

Seliger räusperte sich, nahm eine Prise, denn er schnupfte viel, zog das großgeblumte Taschentuch aus seinem eselsgrauen Rocke und fächelte sich Luft zu. Denn die Temperatur in der Wohnstube des Webers war trotz der scharfen Kälte, die draußen herrschte, mehr für Bewohner Syriens als für Nordländer eingerichtet. Dann hustete er und begann, die Worte mit einer so eigentümlichen Betonung aussprechend, daß die Wirkung allein, abgesehen von dem Inhalte der Rede, für jeden Unbefangenen stets eine komische war.

„Vielgeliebtes Brautpaar, wertgeschätzte beiderseitige Eltern, Freunde und Anwesende, insonders hochzuverehrender, hochehrwürdiger Herr Magister! Gegenwärtiges wertgeschätztes Brautpaar, der achtbare und wohlbenamte Gotthelf August David, Bauergutsbesitzer allhier, des achtbaren und wohlbenamten Gottfried Davids, Bauerngutsbesitzers allhier, eheleiblicher jüngster Sohn, ein Junggeselle, und die viel- und tugendbelobte Jungfer Braut, Euphrosyne Eulalia Iduna, des ehrengeachteten Gottlob Friedrich Tobias, Webers und Häuslers allhier, ehelich einzige Tochter, sind miteinander einig geworden, in der Furcht des Herrn einander zu ehelichen und in aller Ehrbarkeit und tugendsamem Wandel ein ehelich-christliches Leben führen zu wollen. Da nun gegenwärtiges wertgeschätztes Brautpaar im Beisein gegenwärtiger christlicher Zeugen ihre Verlobung zu feiern wünscht, so läßt selbiges durch mich, als verpflichteten Brautwerber, um dero priesterlichen Segenswunsch ersuchen. Zuvor aber erlaube ich mir als verpflichteter Brautwerber einige wenige Worte an das hochgeschätzte Brautpaar zu richten und erbitte mir dazu von dem hochehrwürdigen Herrn Magister dero gütige Zustimmung! (Gegenseitige Verbeugung.) — Schon der weise Salomon in seinen Sprichwörtern sagt: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." Wenn nun gegenwärtiges wertgeschätztes Brautpaar dieser Weisung des großen Judenköniges folgen will, so wird es ein Leben führen, in der Furcht des Herrn, in Tugend und Ehrbarkeit und

sittsamem Wandel vor Gott und Menschen. Denn nur das Haus der Gerechten wird gesegnet! Und Jesus Sirach deutet darauf hin, wenn er spricht: „Wer den Herrn fürchtet, der läßt sich gern ziehen, und wer sich frühe dazu schickt, der wird Gnade finden." Gegenwärtiges wertgeschätztes Brautpaar hat sich gefunden in wahrer gottgefälliger Liebe, und „der es angefangen, der wird es auch vollenden!" Darum verspricht auch daselbige auf den Fall, daß eins oder das andere ohne erzeugte lebendige Leibeserben aus diesem Erdenleben in die himmlische Seligkeit abgerufen werden sollte, einander gegenseitig viertausend Reichstaler als Morgengabe zu erlegen. Und nachdem ich so, als verpflichteter Brautwerber, in Demut und schuldiger Sitte eine christliche Ermahnung von mir gegeben, empfehle ich nochmals gegenwärtiges wertgeschätztes Brautpaar dem hochehrwürdigen Herrn Magister, und ersuche Sie, mit dero priesterlichem Segenswunsche zu schließen."

David war sehr zufrieden mit dieser Rede Seligers, er wischte sich sogar ein paarmal die Augen, worüber der Hochzeitbitter später noch oft triumphierte. Der schließliche „Segenswunsch" des Pastors, wie Seliger dessen Verlobungsrede zu nennen pflegte, endigte zu aller Erbauung die Verlobungszeremonie, worauf man sich allgemein den irdischen Freuden überließ.

Zwölf Tage später erfolgte die Hochzeit, von der nur zu erwähnen ist, daß die Zahl der Geladenen sich auf zweihundert Personen belief, und unter diesen allen, die Ehrengäste ausgenommen, nur nahe Verwandte des Brautpaares zu finden waren. Die Masse der Speisen war auf Davids Wunsch so groß, daß jede Frau zwei volle Schüsseln „Lümpelfleisch"*) mit nach Hause nahm, und die Zeremonie des „Schenkens" bis zum frühen Morgen

*) Die Bauern halten viel auf starke Portionen. Da nun bei Hochzeiten die Masse der Speisen auch die Kräfte des stärksten Essers übersteigt, so werden die Überbleibsel von jedem Gaste sorgfältig zurückgelegt. Zu diesem Behufe nehmen die Frauen gleich große Schüsseln zu jeder Hochzeit mit, um diese Gottesgaben glücklich unterzubringen. Solche Überbleibsel heißen „Lümpelfleisch".

währte. Der Sitte gemäß hatte Seliger ebenfalls diese Last auf seinen Schultern zu tragen. Er wußte aber durch Routine und Jovialität, durch kernhafte Bemerkungen bei Nennung der einzelnen Geschenke und ihrer Geber, diese an sich langweiligste Partie einer Dorfhochzeit zur lustigsten zu machen und die Bauern in ein unauslöschliches Gelächter zu versetzen. Die Hochzeit dauerte mit der „Brautsuppe", eine Mahlzeit, wozu am Tage nach der eigentlichen Hochzeitsfeier die Verwandten eingeladen werden, vier volle Tage. Denn der Bauer hört nicht eher auf zu prassen, wenn er erst angefangen hat, als bis auch die letzten Reste der zu einer Festlichkeit bestimmten Vorräte aufgezehrt worden sind. Und da hatten Davids und Tobias' Gäste vier Tage vollauf zu tun. Auch der Bierzug ward, um den Alten zu befriedigen, nach alter Sitte abgehalten, wobei der Kretschamsbesitzer einige Tonnen verzapfte.

Als so endlich jeder Brauch beobachtet und die junge Frau in das Gut des Bauers unter Vortritt einer Musikbande eingeführt worden war, trat David mit folgenden Worten vor das junge Ehepaar:

„Lieben Kinder! Ihr seid nun Mann und Frau und müßt es jetzund mit der eigenen Wirtschaft versuchen. Als ein guter Hausvater habe ich das in Zeiten bedacht, und meinem August das Gut als rechtmäßiges Erbe verschreiben lassen. Es gehört von heute an ihm und dir, Anna, als seiner Ehegeliebten, von Rechts wegen zu eigen. Ich aber ziehe mit meiner Alten ins Gedinge, jedennoch werde ich immerdar ein Auge haben auf eure Aufführung und ein Wort dreinreden voll Kraft zu seiner Zeit. Denn bin ich auch alt, so habe ich doch meine Erfahrung und liebe Ordnung, die nur aufrecht erhalten wird dadurch, daß man die Neuerungen nicht über die Zäune springen läßt. Sagt's, wenn's euch an was fehlt, und wo ich helfen kann mit Rat und Tat, da soll's geschehn. Und du, Anna, daß du mir mein Ausgedinge an Milch und Butter fein richtig, reichlich und pünktlich

lieferst! Und nun fangt eure Wirtschaft mit Gott an, und sie wird gedeihen!"

Nach dieser Rede bezog David mit seiner Frau das Ausgedingestübchen, ein freundliches, ganz wie das Kabinett eingerichtetes Gemach, nur geräumiger, und bekümmerte sich scheinbar nicht mehr um die Führung des Hauswesens, obwohl er an allen Beschäftigungen im Haus, Hof und Scheuer fortwährend teilnahm. —

Kurz vor seinem Ende hatte David noch eine lange, geheime Unterredung mit seinem Sohne. In dieser gab ihm der Sterbende folgende Regeln:

„August," sprach er, „ich seh's mit betrübtem Blick, daß eine neue, wunderliche Zeit kommen will, die euch viel Herzeleid und Kummer bereiten, nicht aber gar lange anstehen wird. Gott sei gepriesen, daß ich nur ihren Anfang, nicht ihr Ende sehe! Aber höre das Wort eines Sterbenden, lieber August, denn es heißt, ein Sterbender sehe hell in die Zukunft und könne den Menschen einen guten Rat geben. So rate ich dir nun, gehe gutwillig keinen Schritt von deinem Rechte ab, sondern weiche erst, wenn man dich gewaltsam und durch ein geschriebenes Gesetz verdrängt. Nur das Geschriebene hat Grund, Hand und Fuß, alles andere ist eitel ein' taube Nuß! Was du zu geben hast, daran laß dich nicht erinnern, mit der neubackenen Obrigkeit aber sieh dich vor! Was die Getreidelieferung anbelangt, so gib's wieder untermengt, mir aber lege den Zettel von dazumal, wie du das Malheur hattest, mit in den Sarg. Es darf nichts übrig bleiben von Schrift! Und hüte dich, August, daß dir die Advokaten nicht ein Ohr biegen! 's ist pfiffiges Volk, und die neumodischen zumal! Nur der Gewalt gib nach, das heißt, der gesetzlichen. Und werde mir kein Neuerer, das versprich mir mit Handschlag, sonst würde ich keine Ruhe im Grabe haben."

August versprach es dem Vater mit betrübtem Herzen. David rief nach Anna. „Du warst gut," sagte er, „du bist gut einge-

schlagen, 's gedeiht alles unter deinen Händen. Mach's nur so fort, und der Segen des Herrn wird euch begleiten!"

Hierauf ergriff er die Hände beider Kinder, sah ihnen lange starr in die Augen und sagte: „So ist's gut, jetzt kann ich mit der Manier aus der Welt gehen."

Dann schloß er die Augen, ein leises Röcheln ward vernehmbar, und wenige Minuten später war David eine Leiche.

Das ganze Dorf begleitete ihn zu Grabe. Selbst seine Gegner mußten ihm das Zeugnis geben, daß er der redlichste Mann gewesen sei. Seinen Bemühungen und persönlichem Ansehen war es wirklich gelungen, die widerspenstigen Gemüter der Bauern und Weber zu beruhigen; nach seinem Tode drängten andere Interessen den Privatzwist in den Hintergrund. Die Ratsherren erhielten wirklich, solange David und seine mit ihm vereinten Freunde lebten, das Zinsgetreide von der besten Frucht. August aber erklärte den Kontrakt für erloschen und lieferte es, wie „er's auf der Tenne ausdrasch", bis die erzwungene Ablösung zum Leidwesen aller Bauern die, ob auch unbequeme, ihnen doch leichtere Abgabe in eine weit beschwerlichere, den Bauer drückendere Geldsteuer verwandelte. —

Helgolander Lotsen-Erzählungen

(1842)

Selge Hörn. (Des Seligen Horn)

In der Schenke „Zum roten Wasser" vergnügten sich die jungen Leute beim Tanz. Die Gesellschaft war überdies zahlreich, da jedermann der Zutritt gestattet wird, und belästigende Formalitäten und Zeremonien die gesellige Heiterkeit nicht stören. Rings an den Wänden des niedrigen Zimmers auf roh gezimmerten Bänken saßen die schlanken Helgolanderinnen, die Haare von den kleidsamen Halbturbanen umwunden, nach alter Sitte im roten nationalen Rock mit dem grünlich-gelben Saume und darüber die blendend weiße Schürze. Einen Unterschied der Stände kennt man auf Helgoland nicht; dort gilt, mindestens an Orten, wo jeder Eingeborene des kleinen Eilandes sich einzufinden pflegt, der Arme noch ebenso viel als der Reiche, und daher kommt es, daß bei den wöchentlich zweimal stattfindenden Tanzvergnügungen im „Roten Wasser" die wohlhabende Tochter des handeltreibenden Helgolanders ohne Anmaßung mit der neben ihr sitzenden des ärmsten Fischers freundlichst verkehrt. Diese Natürlichkeit im Umgange, die noch so ganz ungetrübt nur das Wohlwollen gegen den Nächsten vorherrschen läßt, weckt eine Traulichkeit, von der wir etwas wähligen Bewohner des Festlandes keine Vorstellung haben. Und dabei entwickelt die dortige Jugend so viel natürliche Grazie, einen so edlen Anstand, der frei von aller

Geziertheit, ein reines Ergebnis ihres kecken Lebens auf dem Meere ist.

Mitten im Tanzzimmer standen dicht gedrängt die tanzlustigen Schiffer und Lotsen, selbst Knaben, der Schule noch nicht entwachsen, hatten sich eingefunden, um im glücklichen Falle mit den schönen Töchtern des Landes einen Helgolander zu wirbeln. Denn einen Tanz kann man jene auf Helgoland übliche Art sich zu drehen nicht füglich nennen. Die Paare umfassen sich und wirbeln taktlos und doch nach einem gewissen Rhythmus in elastischen Schwingungen stürmisch wild im Kreise herum. Wie immer, so prägt sich auch in diesem Tanze die Gesinnung der Nationalität aus. Er ist keck, gewagt, ungestüm, und doch nicht ohne Anmut — ein treuer Abdruck des Helgolanders, — der in seinem Wesen eine imponierende Selbständigkeit mit wohlanständiger Tournüre ungezwungen zu verschmelzen weiß.

Das Orchester war etwas schlecht besetzt. Eine verstimmte Baßgeige, eine heisere Violine und eine fistulierende Klarinette bildeten das den Forderungen der Harmonie nicht ganz entsprechende Musikchor. Mit dieser Dürftigkeit des musikalischen Teils der Unterhaltung korrespondierte gewissermaßen auch die Beleuchtung. Eine Art Kronleuchter schwebte von der Decke herab, vier dünne Talglichter an dürren grauen Holzärmchen über die zahlreiche Gesellschaft ausstreckend. Hin und wieder schimmerte auch an den Wänden ein Lichtstümpfchen. Diese Beleuchtung war bei dem verhältnismäßig ziemlich geräumigen Lokale nicht zureichend, um die in der Tat zahlreich vorhandenen Schönheiten in ein günstiges Licht zu stellen. Nichtsdestoweniger zeigte sich überall ein heiterer Frohsinn. Jeder Lotse bezahlte seinen Tanz, nahm ein Mädchen in den Arm und legte im Vorübergehen Hut oder Mütze aufs Orchester, was nach Beendigung jeder Tour immer einen kleinen Tumult verursachte, indem die meisten unwillkürlich zu unrechtem Gut gelangten.

Zu den bereits Versammelten kamen immer noch mehrere,



das Zimmer war überfüllt, die neuen Ankömmlinge mußten bei dem Wirte hinter dem Schenktische unterzukommen suchen. Nur die älteren Männer setzten sich zusammen in das kleinere Gastzimmer, das dem Tanzsaale gegenüberliegt. Die etwas vorlaute junge Brut, immer da, wo es etwas zu sehen oder zu hören gibt, trieb sich lärmend vor der Tür der Schenke herum, balgte sich zuweilen, neckte die später kommenden Mädchen und versuchte einen Schilling von ihnen zu erpressen, wenn sie unangefochten die Tür zum „Roten Wasser" erreichen wollten.

Während die Jüngeren immer lebhafter und tumultuarischer im Tanzzimmer wurden, unterhielten sich die älteren Lotsen im Nebenzimmer bei einem Gläschen Portwein nach Seemannsart vom Wind und Wetter. Das letztere war schon seit einigen Tagen für die Insulaner sehr ungünstig. Ein dicker, schwerer Nebel lag auf dem Meere und machte jeden Ausflug unmöglich. Dabei pfiff der Wind stoßweise so unheimlich um die Klippe, daß selbst die unternehmendsten Fischer ihre Boote wieder ans Land zogen und mit erzwungener Geduld in ihre niedrigen Häuser zurückkehrten.

„Rede was du willst, Hakers," versetzte auf die Darlegung eines alten Lotsen ein anderer, dessen Körperbau eine ungemeine Muskelkraft verriet. Sein Gesicht war durch eine schlecht oder gar nicht geheilte Hasenscharte entsetzlich verunstaltet und gab ihm, wenn er lachte oder durch ein lebhaftes Gespräch heftig aufgeregt wurde, ein wahrhaft satanisches Ansehen. Dabei trank er fortwährend Grog oder Portwein und kaute Tabak, wodurch seine Stimme rauh und unverständlich klang. „Rede was du willst, die alte Meerkatze macht doch einen krummen Buckel. Tausend Seehunde, Hakers, hast du sie denn nicht schnurren und knurren hören den ganzen Tag? Und das Nebelgespinst unten und oben — sapperment, ein blankeneser Krummschnabel will ich sein, wenn's nicht 'nen derben Ruck setzt!" Und der etwas derbe Seemann trank grinsend sein Spitzglas aus und heftete die

kleinen Augen prüfend wieder aufs Fenster, um das der Nebel gleich dichtem Rauche auf und nieder wogte.

„Du brauchst nicht so zu schimpfen, Jans," erwiderte der Alte, „ein bißchen Wind bei nebliger Luft könnte uns Arbeit und Gewinn bringen. Und der wäre zu gebrauchen, Gott weiß es!"

„Ja, der weiß nichts von dir und mir," lachte der mit der Hasenscharte, „ich bitte dich also, laß mich das Händefalten nicht sehen. Und was sollen wir denn anfangen mit dem Wetter? Tausend Seehunde, das ist ja ein Nebel, man könnte sich Hosen draus schneiden! Bei solchem Wetter geh' ich nicht in See, und wenn alle Krämerjollen Ostindiens auf die Klippen rennen."

„Wenn du zu faul bist, Jans, so tun es andere. Es gibt noch wackere Jungen genug auf dem Lande, die sich nicht scheuen vor fauler See und dicker Luft."

„Daß sie der Roche stäch', die Glattbacken! Den will ich sehen, der's dem wilden Jans zuvortut; mit eigener Hand reiß' ich ihn aus der tobendsten Brandung, wenn ihn der Sturm packt, eh' er zurück in den Hafen kommt!"

Die Umsitzenden lachten, und Hakers bedeutete dem Verwegenen, er solle nicht so gottlose Reden führen, Jans aber trieb es immer toller, trank ein Glas nach dem andern, und zuletzt ließen ihn die übrigen ungestört bramarbasieren und schimpfen, da er in dem Rufe stand, gern Händel anzufangen, und überhaupt Gerüchte über ihn gingen, bei denen ein unbescholtener Helgoländer immer die Stirn runzelt. Dennoch war Jans ein wackerer Seemann; er hatte wiederholt sein Leben gewagt, um andere zu retten, und tat auch noch im Fall der Not vielleicht mehr, als die ruhige Überlegung eines vorsichtigen Lotsen streng genommen gutheißen konnte.

Ein dumpfer, in der Luft verhallender Schall unterbrach das Gespräch der Männer und ließ ebenso schnell Spiel und Tanz aufhören. „Die See seufzt," sprach Hakers, „morgen wird's Sturm geben."

„Meerkätzchen ist falsch," sagte Jans, „'s hat Appetit nach einem Paar Landratten."

„Habt ihr's gehört, das war ein Notschuß!" rief einer der jüngeren Männer, die sich aus der Tanzstube drängten, den Alten zu.

„So!" versetzte Jans, „und du hast Ohrenbrausen, Peter. Ich will dir aber einen guten Rat geben, damit du unterscheiden lernst. Teile Ohr und Auge, wenn du mit Gretchen walzest, so stechen dich meine Witze nicht."

„Ihr habt sie sicher einzustecken vergessen," erwiderte der junge Lotse, „lauf, Kleiner, da hast' 'nen Schilling, geh, sag's Jans Frau, sie solle ihrem Mann seinen Witz nachschicken. Geschwind, sonst kann er sich nicht verteidigen."

„Tausend Seehunde!" fuhr der mit der Hasenscharte auf und drohte dem Spötter mit der geballten Faust — da dröhnte es abermals dumpf wieder in der Luft, der Nebel schien zu zittern, die Knaben schrien laut auf vor Freude, alles drängte aus der Schenke ins Freie.

„Gehst du mit in See, Jans?" fragte jetzt ernst und entschieden der junge Lotse.

„Ein Notschuß!" — „Ein Schiff in Gefahr!" — „An den Strand!" riefen tumultuarisch eine Menge Stimmen durcheinander. — Die Schüsse fielen ziemlich rasch in kurzen Zwischenräumen, ein Zeichen, daß die Verirrten eine drohende Gefahr fürchten mußten. Die Nacht war trotz des Mondscheins abschreckend düster, ohne eigentlich finster zu sein. Alle Gegenstände verschwammen in ein ruhelos hin- und wiederzitterndes Grau, man konnte nicht sechs Schritte weit deutlich sehen, selbst das Licht auf dem Leuchtturm schimmerte nur wie ein heller Kreis durch die dichten Wolken, und konnte vom Meer aus sehr leicht für den heraufsteigenden Mond gehalten werden.

Dieses Schwanken zwischen Nacht und Dämmerung mußte das Auslaufen der zur Rettung eilenden Lotsen außerordentlich

erschweren, und schreckte auch wirklich die meisten von dem Unternehmen ab. Jans schwur hoch und teuer, es sei vermessen, bei diesem Nebel in See zu gehen, denn er sehe es am Schwanken und Ziehen desselben, daß in sehr kurzer Zeit ein „heftiges Wehen" sich noch dazugesellen werde. Indes sprachen die wiederholten und immer schneller aufeinander folgenden Notschüsse bei mehreren die Menschlichkeit an. Peter erklärte entschieden, er gehe in See, verunglücke er, so sterbe er in seinem Berufe. Bald sprangen noch zwei junge Männer ihm bei, es gab ein kurzes Abschiednehmen, das einigen Mädchen bittere Tränen kostete, und dann stießen die wackern Männer mit ihrem festgebauten Boote kräftig in See. Nach wenig Augenblicken waren sie im Nebel verschwunden, man hörte nur ihren gleichmäßigen Ruderschlag und sah noch kurze Zeit die Lampe, die sie am aufgerichteten Mast befestigt hatten, wie einen verhüllten Stern schimmern. Das Schiff mußte, dem Schalle der Notschüsse zufolge, westlich vom Südhorne der Insel liegen. Dorthin richteten die Lotsen den Lauf ihres kleinen Fahrzeuges, während beinahe die ganze Tanzgesellschaft an der Westküste der Klippe in einzelne Gruppen sich verteilte, um von dort herab womöglich Schiff und Lotsenboot nach und nach zu entdecken.

Die Nacht war unheimlich bis zum Grausenhaften. Am Fuße der Klippe hörte man die wachsende Flut brüllen, rings auf dem öden Felsen blökten eintönig, ängstlich, die einsam angepflöckten Schafe durch den Nebel. Die Möwen klagten wehmütig und schossen so dicht am Rande des Felsens hin, daß ihr schneeweißes Gefieder auf dem schwarzen Nebelgrunde wie ein plötzlich entstehender Lichtfunken erglänzte. Aus weiter Ferne glaubte die Erwartung der Lauschenden rufende Stimmen zu hören, obwohl in Wahrheit nur die Schüsse vernehmbar waren.

Nach einiger Zeit setzte der Wind aus Südwest nach West um, in der Luft zeigte sich eine merkliche Bewegung, das Meer begann zu stöhnen und gipfelte über den verborgenen Klippen

in emporstrudelndem Schaum. „Sie kriegen doch 'nen Hieb weg," sprach Jans, „wenn nur der Nebel zuvor aufflackerte, sonst treiben sie auf Möhrmersgatt zu, ehe sie die See klammern. Tausend Seehunde, da oben wirbelt's schon, wie im Trichter!"

Über dem Leuchtturm rollten die Nebel in dunklen Ballen, so daß sekundenlang das Licht der Laterne im hellen Glanze erschien, dann dämmerte es wieder wie zuvor unheimlich durch die Dünste. Hakers schlug in Übereinstimmung mit einigen andern erfahrenen Lotsen vor, dicht am Absturz der Klippe Feuer anzuzünden. „Die Flammen verscheuchen die Nebel," sprach er, „und wenn die Gefährdeten nur einen Feuerschein entdecken, so können sie den Kurs schon eher darnach nehmen."

„Ja," erwiderte der mit der Hasenscharte, „wenn der Wind stetig und steif blieb, aber sieh mal da nach Hamilton Point! Das sind Zeichen von einem rasenden Windstoße."

Alle Lotsen richteten ihre Blicke nach dem angegebenen Punkte. Die Nebel stürzten in Masse über die Klippe ins Meer, der Leuchtturm goß sein magisches Licht über die Insel und das noch düstere Meer, aber am Himmel blinkten hell die Sterne, und der Mond, von eilenden Wolken überflogen, wankte am dunklen Horizonte. Bald darauf heulte es in den Klüften, der Wind stieß von unten herauf mit so furchtbarer Gewalt, daß seinem Andrange dicht am Felsen niemand widerstehen konnte.

„Da, da!" riefen ein paar Mädchen, deren viele mitgegangen waren, und deuteten auf die Flut. Ein heller Stern hüpfte über die Wogen und verschwand bald in der Tiefe, bald erschien er wieder in bedeutender Höhe, als sei er in die Luft geschleudert worden.

„Es ist Peter mit Andres und Bork," sprach Hakers. „Sie haben ein schwer Stück Arbeit. Aber wo in Sturmes Namen mag das Schiff herumtreiben! Sieht niemand ein Fahrzeug?"

„Tausend Seehunde!" fluchte Jans, „ich will gleich mit einem Walfische Billard spielen, wenn ich 'nen Fetzen von Segel fliegen sehe."

Es trat eine ängstliche Pause ein. Man hatte Feuer angezündet und nährte die hochauflodernde Flamme mit Stücken einer Teertone, daß die Felszacken, von Natur schon rot, noch röter erglühten, und der Widerschein im hochgehenden Meere sich spiegelte. Eine Zeitlang konnten die Harrenden, gewohnt, in jedem Wetter weiter als andere in die Ferne zu sehen, das Boot der Lotsen in dem gaukelnden Lichte verfolgen; auch die Schüsse wurden noch immer fortgesetzt, ein Zeichen, daß die Schiffer dringend Hilfe wünschten. Endlich verschwand das Licht im Boote auf längere Zeit. „Es muß eine Nebelschicht übers Meer streifen," meinte Hakers. Jans aber schüttelte den Kopf, legte sich auf den Bauch und kroch, so gegen den Sturm geschützt, auf die äußerste Klippe hinaus, um schärfer das Meer beobachten zu können. Als er wieder zurückkam, sagte er hohl in sich hineinlachend: „'s wird Arbeit geben, Jungens. Peter muß scheitern." —

Die Männer traten einen Schritt zurück, die anwesenden Frauen und Mädchen stießen einstimmig einen Angstschrei aus. Sie kannten die Gefahr und wußten wohl, daß an der Küste Helgolands scheitern, unrettbar zugrunde gehen heißt. Eins der Mädchen trat mit erkünsteltem Gleichmute zu den Lotsen. „Könnt ihr sie retten?" fragte es mit zitternder Stimme. „O, versäumt nichts! Strengt all' eure Kräfte an, um die kühnen, aber unglücklichen Jünglinge zu retten! Wir Mädchen wollen euch unterstützen, so gut wir können. Nicht wahr, das wollen wir?" —

Die letzten Worte richtete Marie an die Gruppe der Helgolanderinnen, die ängstlich lauschend die Männer beobachteten. Sie selbst war, ohne es zu wissen, vor Jans auf die Knie gesunken und glich jetzt, da der brausende Wind ihr den Turban entführt und die lose geschlungenen Flechten aufgelöst hatte, einer schönen Büßenden, die mit liebevollem Blicke um Gnade fleht.

„Tausend Seehunde," fuhr der Lotse halb scherzhaft das schöne Mädchen an, „was sind das für unnütze Reden! Sind wir denn wilde Heiden, daß Ihr junges Blut unsere Barmherzigkeit erst

durch Tränen und Händeringen flüssig machen müßt? Beim Grundhai, wenn dein Peter zu retten ist, so soll er nicht umkommen! Hab' ich's doch selber geschworen, ihm beizuspringen, und was der häßliche Jans einmal verspricht, das hält er auch, trotzdem, daß er verschrien ist als ein unbändiger Gesell, an dessen Händen Blut kleben soll. Heda, Mädel, steh auf, und nun fort aus dem Wege! Ihr aber, Jungens!" rief er einem Paar Nebenstehenden zu, „lauft rasch nach Hause und kommt gleich wieder mit Tauen, eisernen Rammen und haltbaren Pfosten. Nur vergeßt mir die Axte nicht!"

Seeleute sind gewohnt, schnell und blindlings zu gehorchen, da der geringste Verzug unsagbares Unglück herbeiführen kann. Aus diesem Grunde fand Jans bereitwillige Vollstrecker, so wenig er im allgemeinen gern gelitten war. Seine Entschiedenheit imponierte und rasches Handeln tat not, wenn überhaupt noch irgendeine Möglichkeit vorhanden war, zu retten. Die See, vom Sturme aufgewühlt, stieß Töne aus, die dem blutgierigen Brüllen gereizter Bestien glichen, wenn der Hunger sie quält. So weit das Auge in der Dunkelheit sehen konnte, zeigte sich eine rollende Fläche schneeweißer Hügel, die oft zu senkrechten Wänden emporsteilten und dann zerspringend mastenhoch ihren silberweißen zischenden Gischt gen Himmel schleuderten. Auf einer gegen die Insel herandonnernden Wasserlawine flimmerte zuweilen die Lampe des Lotsenkahnes, der mit unwiderstehlicher Gewalt vom Sturme und dem Strome der Brandung ergriffen, gegen die zerklüfteten, gigantischen Felsenwände Helgolands getrieben ward. Am Fuße der Insel konnte man bei dem Scheine des Leuchtturmes und dem unstet wirbelnden Auflodern des angezündeten Feuers deutlich die einzelnen Klippen erkennen, von silbernem Meeresschaum umstrudelt, der von größeren Wogen nicht selten noch über sie hinweggepeitscht wurde und dann in hundertarmigen Wasserbüscheln gleich lodernden Flammen an dem festeren Gestein der Insel selbst hinaufraste.

Die Lotsen schwankten, geschickt gegen die Windstöße balancierend, dicht an der Klippe hin, um einen Platz zu gewinnen, von dem aus ihr Rettungsapparat am glücklichsten gehandhabt werden konnte. Das Boot der Lotsen trieb immer schneller gegen die Insel; der Richtung zufolge, in der die Brandung gegen den Felsen schlug, mußte es in der Gegend scheitern, wo jetzt das Bellevue steht. Dorthin lavierte das ganze Lotsenchor, sich gegenseitig durch Taue haltend und dem Sturme trotzend. Die angezündeten Fackeln warfen ein grelles Licht auf die wilde Gruppe, und erhöhten noch das furchtbare Schauspiel der empörten Elemente, zu denen das unaufhörliche Klagen der Möven, die scheu und ängstlich um die Flammen kreisten, eine passende Musik war.

Unweit des Bellevue sprang die Klippe in einer schmalen Abdachung sehr weit ins Meer vor und senkte sich dann lotrecht in die Tiefe. Dies war der Punkt, von dem aus am sichersten eine Rettung der Scheiternden möglich ward. Die ganze Länge der Insel vom Nord- und Südhorn konnte man von jener schwindelnden Klippe aus übersehen, und bei den zahlreich angezündeten Feuern auch jede niedriger gelegene Klippe ohne Mühe erkennen. Da sich der Nebel durch den Sturm fast gänzlich zerstreut hatte, so entdeckten die geübtesten Lotsen jetzt auch eine Galeasse, die mit ungeheurer Anstrengung gegen die Wellen kämpfte, und mit völlig gerefften Segeln dennoch vom Sturme gejagt auf die Insel zutrieb.

„Die Galeasse fährt in des Teufels Rachen, wenn nicht ein Wunder geschieht," sprach Jans und trieb mit gewaltigen Axtschlägen eiserne Rammen in den felsigen Boden, daß ringsumher die Klippe zitterte.

„Du hast doch die Lose vermieden?" fragte besorgt Hakers und legte sich platt auf die Erde, um vor jeder Täuschung sicher zu sein.

„Unsinn!" versetzte Jans mit abschreckendem heisern Lachen, „denkst du, ich habe so großes Verlangen, mit den Nixen mich herumzulangweilen? Tausend Seehunde, zuvor will ich noch ein Oxthoft

Portwein saufen, und zwar mit eigener Hand geborgenen. Zum Ersaufen im Salzwasser ist's immer zu zeitig. Doch gebt acht, Jungens, unsere drei Abenteurer fliegen da auf den Schneebergen heran, als machte ihnen dieses Schaukeln ein absonderliches Vergnügen."

Die Lotsen traten so nahe, als es der Sturm erlaubte, an den Absturz der Klippe, schwangen die Fackeln, riefen in langzitternden hohen Tönen den Schiffern zu und gaben ihnen dadurch zu erkennen, daß man sie erblickt habe. Jans sah, platt auf die Erde gelegt, in die tosende Brandung hinab, den Kabel in der Hand, um ihn den drei Jünglingen zuzuschleudern, im Falle sie glücklich genug sein sollten, im Aufwogen der Brandung eine der Klippen zu erreichen.

„Satweg, satweg!" (südlich) rief mit vorgehaltener Hand Hakers hinunter.

„Auf die Kirche!" „Nach Modrikstak!" „Zum Turm!" „Speathörn, Speathörn!" schrien zwanzig Stimmen noch lauter als das Heulen des Sturmwindes in den Abgrund. Die Schiffenden suchten die Weisung, so gut ihre Lage es erlaubte, zu benutzen. Scheinbar untätig überließen sie sich ganz dem Zuge der langen, hohen Wogen. Peter, der am Steuer saß, richtete das Boot hart auf die am öftesten durch den Schaum der Brandung schimmernde Klippe. „Bork, Andres!" befahl er seinen Gefährten, „laßt das Boot schräg auf die „Kanzel" rennen, und klammert euch wie Tiger fest in das Erdreich. Die Brandung spült den zertrümmerten Kahn gleich wieder zurück in See."

Ein stummes Nicken bezeichnete die Zustimmung seiner Gefährten. Eine haushohe Welle hob den Kahn in kühnen Bogen über die gefährlicheren niedrigen Klippen, ein furchtbarer Stoß zerbrach ihn, das gefährliche Manöver gelang vollständig. Die Lotsen waren augenblicklich gerettet, schwebten aber jetzt in nicht minder großer Gefahr, von den nächsten Wellen entweder hinweggeschwemmt oder durch das Herabstürzen der losgerissenen, oft zentnerschweren Felsstücke zerquetscht zu werden. Eine Zeitlang hingen sie, wie Möwen, zusammengekrümmt auf der abschüssigen Klippe, von Schaum über-

deckt und von Seetang abenteuerlich umkränzt, gleich Opfertieren, die man zum Tode führen will. Indes verließ die glücklich Gestrandeten ihre Geistesgegenwart keine Minute. Sie erwiderten mit lautem Rufen das Halla und Hurra ihrer Landsleute, und sahen nun schon den rettenden Kabel über die Klippe herabrollen. Nach einigen vergeblichen Anstrengungen, das Tau zu erhaschen, kam es endlich mit lebensgefährlichem Wagen in ihre Hände. Jubelnd glitt nun ein zweites und drittes an der dünnen Brücke herab, dem eben so viele gewichtige Stöcke folgten. Mit gewandter Hand schlangen sich die Jünglinge in künstlicher Verschürzung die Taue um Leib und Brust, jeder ergriff einen der Stöcke und ward so, vom Sturme oft wie ein Kreisel hin und her geschüttelt, glücklich auf die Insel heraufgewunden.

Ein allgemeiner Ruf der Freude empfing die Ermatteten, Halbtoten. Marie gebärdete sich wie närrisch. Sie kniete neben Peter nieder, legte seinen Kopf an ihren Busen, weinte, lachte, sprang auf, betete und bedeckte den Geliebten dann wieder mit den heißesten Küssen.

„Jetzt fort!" sprach Hakers, „greift zu, Jungens und reißt die Rammen wieder aus, denn die Mannschaft dieses unglücklichen Schiffs ist nicht zu retten. Es treibt gerade auf die Insel zu und muß untergehen mit Mann und Maus."

„Noch nicht!" rief Jans. „Tausend Seehunde, denkt ihr denn, wenn ich einmal ans Retten Hand lege, ich werde mich mit drei Helgolandern begnügen? Noch ein paar Rammen her und frisch zu sie immer eingekeilt in die Felsspalten. Heut' nacht trägt uns die Klippe noch allesamt. Ich aber bleibe hier liegen, schreie meine Befehle den Schiffern zu, so gut es gehen mag, und kann es nicht steuern, wie ich rate, so ist es doch immer möglich, daß beim Scheitern einer oder der andere am Leben bleibt. Tausend Seehunde, und die will ich heraufwiegen, als wären's ein paar Ballen Zucker!"

Mehrere der Lotsen rieten von diesem Vorhaben ab, die Un-

wahrscheinlichkeit der projektierten Rettung ihm vorstellend. „Wirtschafte nur wenigstens nicht wie ein Toller auf dem Horne herum," sprach Hakers. „Du weißt, unsere Insel hat auch ihre heimtückischen Launen. Vorm Jahre erst brach nahe am Trichter eine ganze Wand zusammen, auf der Tages zuvor noch ein lustiges Brautpaar miteinander gescherzt hatte. Sieh her! die Lose sind weit und tief. Dieses Einschlagen von Keilen erschüttert den trügerischen Fels, und wenn der Brocken inwendig hohl sein sollte, so könnte das ein gräßliches Unglück geben."

Jans aber hörte nicht auf die Vorstellungen der Umstehenden. Wie bei allem, was er trieb, tätig und ganz dafür eingenommen, hatte er auch jetzt nur Sinn für das heranschwimmende Schiff. Er traute sich etwas zu; denn noch immer waren ihm auch die schwierigsten Unternehmungen dieser Art geglückt, mochten sie nun zur Rettung oder zum Verderben andrer von ihm vorgeschlagen worden sein. Vielleicht war es auch der Kitzel nach Ruhmsucht oder Aussicht auf möglichen Gewinn, wenn ihm das unerhörte Wagstück gelang.

„Schiff ahoi!" rief er mit Donnerstimme von der Klippe hinab. „Halt Backbord, hart an Backbord! Immer Nord bei Nordost!" Dann zu den Helgoländern gewandt: „Keilt die Taue fest, denn ohne Knaz kommt die Donna doch nicht fort. 'S ist eine Spaniole, tausend Seehunde, ein gewürzduftender Spaniole!" Und der kolossale Lotse sprang jauchzend auf, tanzte, sang und lärmte auf dem Felsen herum, als hätte er schon tausend Dublonen in der Tasche.

Mittlerweile wendete sich der Wind um ein weniges nach Süden. „Immer härter Nord bei Nordost!" schrie abermals Jans von der in blutrotem Widerschein der Fackeln schimmernden Klippe. Dennoch war die Gewalt der Wogen zu mächtig, das Schiff gehorchte dem Steuer nicht, es trieb immer mehr auf die Insel zu. Die Helgolander standen sprachlos, ohnmächtig in ihrem Drange zu retten, und starrten in die weiße Flut hinab, die nach wenigen Minuten das Fahrzeug rettungslos verschlingen mußte. Noch ein-

mal dröhnte dumpf durch das Geheul des Windes und der Wellen ein Schuß, wie der letzte Angstruf der Verzweiflung; die Möwen klagten und umflatterten in zahllosen Scharen die Galeasse, als wollten sie der Mannschaft Trost zusprechen bei dem gewissen Untergange. Da sprang Jans wieder an den äußersten Rand der schmalen Felswand. „Noch drei Keile in den Boden!" befahl er, „und Taue darunter geschlungen, rasch! Mir die Enden! Ihr schwingt die Fackeln, ich rufe und schleudere die Taue hinunter. Wer dann geschickt zu scheitern versteht, der kann noch wie eine Meerkatze zu uns heraufkriechen."

Jans Anordnungen wurden abermals befolgt, aber während die Keile den felsigen Boden durchbohrten und die geschwungenen Fackeln ein wüstes, grelles Licht weit umher verbreiteten, scholl von unten herauf, wie aus dem Schoße der Erde ein dumpfes Krachen. Instinktmäßig sprangen alle mehrere Schritte zurück, der alte Hakers schrie mit verzweifeltem Rufe: „Jans, rette dich!" Aber die Mahnung kam zu spät. Die ganze Klippe, schon längst morsch und nur locker noch mit dem Rumpfe der Insel zusammenhängend, trennte sich, durch die wiederholten Schläge der eingerammten Keile erschüttert, mit einem Male krachend von dem übrigen Felsen. Jans sprang zwar auf, aber schon neigte der Fels sich zum Sturze und riß den Lotsen hilflos mit sich in die Tiefe hinab. Eine Zeitlang sah man nichts, als einen Dunst von rötlichem Staub, von unten herauf brüllte die See, daß alle Anwesende ein namenloses Grauen ergriff, die Flut schäumte berghoch auf und schleuderte, vom Druck der ungeheuren Felsmasse erfaßt, Woge auf Woge zurück ins offene Meer. — Dieses Ereignis rettete die Galeasse. Die rückwärts rollende Brandung gab dem Schiffe eine andere Wendung und brachte es aus dem Bereiche der Klippen. Schnell setzte der Kauffahrer ein paar Segel auf, da der Sturm etwas nachgelassen hatte, und zog, obwohl in seinem ganzen Bau erzitternd, stolz an Helgoland vorüber.

„Armer Jans," sprach Hakers nach der ersten Bestürzung,

„dir ist nicht mehr zu helfen. Dein Andenken soll aber nicht vergessen werden. Kinder und Kindeskinder sollen sich deiner erinnern und deines Mutes. Fortan heiße diese Klippe Selge Hörn."

Alle Helgolander bestätigten die Klippentaufe, und wenn ein Fremder sich um die Insel fahren läßt und die zerborstenen Felszacken auf sich herabdrohen sieht, so legt der Lotse sein Ruder in den Nachen, deutet nach der steilen Klippe und spricht: „Dat is Selge Hörn," zu deutsch: „des Seligen Horn."

Abenteuer des Leuchtturmwächters

Eine Nacht auf dem Mönch. — Die unterbrochene Predigt

Die Aquinoktialstürme tobten und rüttelten mit ungewöhnlicher Wut an dem braunroten Eilande. Schon mehrere Tage lang hatte man kein Schiff auf dem dampfenden Meere entdecken können, selbst die tollkühnsten Lotsen wagten sich nicht in die brüllende See, und so trat nach und nach eine öde Stille auf der Insel ein. Die Bewohner verließen kaum ihre niedrigen Häuser, um die nächsten Nachbarn oder „das rote Wasser" zu besuchen, am Fallm sah man nur selten eine einzelne Gestalt lehnen, und die Insel selbst beschritten nur wenige alte Lotsen, denen es zur Gewohnheit geworden war, die schäumenden Wasser zu beobachten. Geschützt von der Blüse, wie man auf Helgoland das turmartige Gebäude nennt, auf dem früher des Nachts ein weithin leuchtendes Steinkohlenfeuer unterhalten wurde, saßen sie, dem salzigen Dunst trotzend, den die tobende Brandung über den Felsen trieb, und spähten stundenlang nach einem Segel aus. Muscheln, Tang und Steine, von den heranstürzenden Wogen heraufgeschleudert, flogen oft bis in die bewohnten Gassen des Oberlandes, die ganze Insel zitterte und zuckte wie im Fieberschauer, und mancher alte Seemann schüttelte bedenklich das Haupt.

Nur der Wächter des Leuchtturms, obwohl dem Sturme am meisten ausgesetzt, sah diesem beispiellosen Unwetter mit stillem Gleichmut zu. Es war ein steinalter Mann mit greisem Haar, an dem nichts als die hellen, wasserklaren Augen und sein Gedächtnis jung geblieben waren. Mehr als drei Vierteile seines langen Lebens hatte er auf dem Meere zugebracht, hatte die Erde mehr denn einmal umsegelt, und war dabei in Gefahren, in Kämpfe mit den Menschen und Elementen verwickelt worden, die eigentümlich genug waren. Ein Kind helgolandischer Eltern, früh durch Mangel und Not dem harten Schicksal anheimgefallen, hatte er diesem durch eiserne Ausdauer, durch unerschütterliche Willensfestigkeit und durch trotzigen Gehorsam, die edelste Tugend des echten Seemanns, eine gewisse Selbständigkeit abgerungen, die er jetzt am Ende seines Lebens als Wächter des neuerbauten Leuchtturms nach seiner Art behaglich genoß. Henrick war gewöhnlich wortkarg, eine Miene, ein Wink, ein Blick mußte den Mangel der Rede bei ihm ersetzen. Am wenigsten sprach er bei schönem Wetter. War es doch, als hätte er dann weder Zeit noch Sinn, auf andere zu achten; denn sein Auge ruhte dann unverwandt auf der leicht rollenden Meeresfläche, folgte dem wunderbaren Schatten- und Farbenspiel der segelnden Wolken, und schien sich einzig und allein mit diesen Gebilden heimlich zu unterhalten. Dabei aber war Henrick heiter. Ein innerlicher Frohsinn durchleuchtete sein durchwettertes, dunkelbraunes Gesicht, wenn er an den Quadern des Leuchtturms lehnte, seinen Tabak kaute und, beide Hände in den Taschen seiner weiten groben Tuchjacke verborgen, bewegungslos in die Ferne blickte. Begann es aber zu stürmen, und trieb ihn der salzige Seenebel in sein gesichertes Wächterhaus, dann ward er lebendig, sprach gern und viel, und mochte es leiden, wenn ihn die jungen Lotsen des Abends, nachdem er die Lampen angebrannt hatte, besuchten. Früher blieb der Turm jedem verschlossen, in die Glashaube ließ er niemand steigen, denn er behandelte die Flammen, welche den Schiffern die salzigen Pfade leiten sollten, wie ein heiliges, leben-

diges Wesen und machte kein Hehl daraus. „Ein Leuchtfeuer," behauptete er, „will mit Andacht gepflegt und gehegt werden, wenn es den Seefahrern nützen soll. Es ist heilig, wie die ewige Lampe, die auch nur ein Geweihter entzündet. Die Flammen verlieren ihre Kraft, wenn unbekannte, neugierige Augen sie anstarren. Davor erschrecken sie, erblinden und verlocken mit trübem unheiligen Schein die Seefahrer auf Riffe und Untiefen."

Diesen Seemannsaberglauben bespöttelte dem alten Manne niemand, willig fügte man sich seinen Eigentümlichkeiten, sobald aber die stille Glut das Eiland überstrahlte, besuchten oft mehrere der jüngern Lotsen den vielerfahrenen Henrick und fanden bei ihm stets freundliche Aufnahme. So eng auch der Raum seiner Wohnung war, so faßte er doch eine hübsche Anzahl; denn der Seemann ist an kleine, niedrige, gedrückte Räume gewöhnt und wird durch sie nicht behindert, wenn nur die Kleidung bequem ist und seinen Gliedern die freieste Bewegung gestattet.

Die Stürme hatten schon vier Tage gedauert und schienen noch immer wachsen zu wollen. – Darüber wachte Henrick aus seinem gewöhnlichen Schweigen mehr und mehr auf, und als jetzt abermals einige junge Helgolander mit windroten Gesichtern und blinzelnden Augen eintraten, reichte er ihnen lachend die breite, harte Hand, indem er sprach: „Gelt, Jungens, das ist ein stattliches Fegen. Ja, ja, ich spürt's schon gestern, daß es arg werden würde. Die Lampenblenden dünsteten, als zöge ein Nebel über sie hin, und wollten trotz alles Putzens und Reibens nicht hell strahlen. Gebt acht, diese Nacht wird es noch toller. Die Brandung spritzt über die Felswand herauf und schleudert Steinigt und Unflat des Meeres noch über den Turm hinweg!"

Mit heiterm Gesicht schürte Henrick das Torffeuer an, setzte sich gemächlich in den alten Lehnstuhl und genoß sein frugales Abendmahl, Tee mit geröstetem Brot. Seine Nichte, ein flinkes Mädchen, bereitete den Gästen des Großvaters Grog.

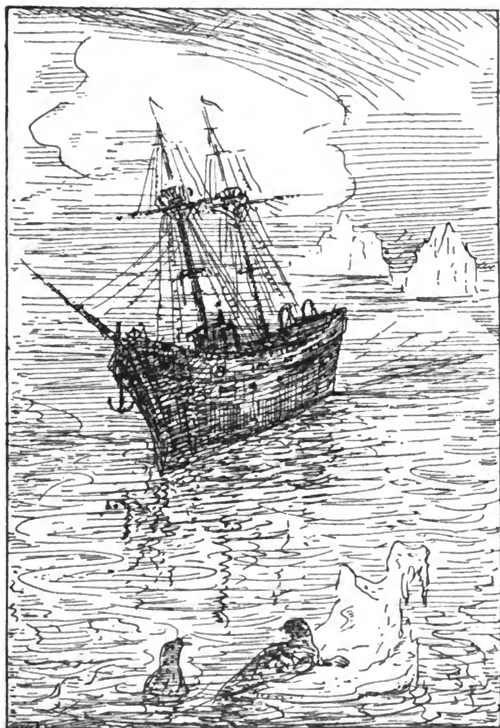
„Wie kommt es doch, Henrick," sprach Köben, der jüngste

Lotse, „daß du nur im Wetter freundlich und beredt bist? Das scheint mir gegen alle gewöhnliche Menschennatur zu sein. Denn jegliche Kreatur hat Scheu vor Sturm und Wettergebraus, und verstummt, wenn die Elemente in dämonischer Wut miteinander kämpfen."

„Nein, mein Junge," erwiderte Henrich, „darin irrst du. Nur Unerfahrene, Landratten und Weiber fürchten das Wetter, ein echter, frommer Seemann lebt in und mit dem Wetter auf, denn da erst kann er zeigen, daß er eine vernünftige, denkende Kreatur ist, die mit dem wütigen Gepfeif und Geschrill der Natur umzuspringen weiß. Ein Seemann, der im Sturm verzagt, ist eine feige Memme und verdient, gekielholt, wo nicht gar ersäuft zu werden nach Seemannsrecht! Bei ruhigem Wetter," fuhr er nach einer Pause fort, wo er scharf auf das Heulen des Sturmes gehört hatte, „da ist's keine Kunst, auf dem Meere zu leben, obschon auch in solcher Zeit zuweilen gar wundersame Dinge sich ereignen. Die Natur des Meeres, seine Heimlichkeiten und Schauer lernt er erst kennen, wenn es mit dem Menschen zürnt, wenn es sich gegen die Kolosse empört, mit denen sie sein Dasein beunruhigen. Habt ihr Lust, mir zuzuhören, so will ich euch eine seltsame Geschichte erzählen, die auf dem Lande hier ihre Endschaft erreicht."

Die Lotsen waren mit diesem Vorschlage gar wohl zufrieden. Sie schoben die Schemel näher an den Stuhl des Alten, Fanny mußte aufs neue die Gläser füllen, und nachdem sich Henrich durch abermaliges Lauschen überzeugt hatte, daß der Fels noch eben so ruhig, wie vor Jahrtausenden dem Orkane trotzte, hob er an:

„Vor nun beiläufig funfzig Jahren kehrte ich auf einem Hamburger Kauffahrer aus Ostindien zurück. Es war um die jetzige Zeit, und schon, als wir das Kap Finisterre umsegelten, zeigten sich an Meer und Himmel untrügliche Vorzeichen eines drohenden Sturmes. Der Horizont war wie mit grauen, zitternden Tüchern umhangen, die Möwen umkreischten in Scharen unser Schiff und eine Menge Taucher ließ sich von den träg und hohl



rollenden Wellen achtlos forttreiben. Die glänzenden Leiber zahlloser Delphine wurden oft über der Wasserfläche sichtbar und nicht selten schnellten sie mit einer springenden Welle sich überstürzend in die Luft, das untrüglichste Zeichen gefahrdrohenden Sturmwetters. In der biskayischen Bai, am Eintritt in den Kanal brach nun auch wirklich ein Sturm aus, der in wenigen Stunden zu einem der furchtbarsten Orkane anwuchs, die ich in meinem langen Seemannsberufe erlebt habe. Das Toben der Elemente erlaubte nicht, das Schiff zu regieren, wir trieben in grauenvoller Schnelligkeit von unserm Kurs ab und wurden, vom Sturm erfaßt, weit in die wütende, atlantische See hinein verschlagen. Das entsetzliche Wetter hielt sechs Tage lang mit ununterbrochener Heftigkeit an, in augenscheinlicher, ja gewisser Todesgefahr schwebend, hatten wir von beispiellosem Glück zu sagen, daß wir in dieser ganzen Zeit nur das Bugspriet und einige Stagsegel verloren.

Als die Gewalt des Sturmes ausgerast hatte, der Himmel sich wieder lichtete und das Meer in schwerem Rollen keuchend, wie ein nach langer Wut verschnaubendes Ungeheuer sich zu besänftigen begann, bemerkten wir erst, daß wir bis in die Gegend der Faröer Inseln nach Norden hinauf verschlagen worden waren. Die Luft, früher schwül und bang, ward jetzt auf einmal schneidend kalt, in größerer Ferne trieben blitzende Eisberge, die wie polierte silberne Pyramiden, oder wie phantastisch gezackte Maurenschlösser aus dem tiefen Grau des Meeres auftauchten und in der Nacht bei ungewissem Mondenglanz gleich Meergeistern in strudelndem Dunst am Horizont vorüberzogen.

Da der Wind noch immer heftig aus Nordwest blies, konnten wir nur langsam durch behutsames Lavieren südlichere Breiten gewinnen. Der hohe Norden machte seine Rechte geltend, es fror stark des Nachts, und die Meernebel setzten sich in weißen Reifflocken an Masten und Segeln an.

Nach Verlauf von beiläufig wieder acht Tagen hatten wir endlich die Nordspitze Schottlands erreicht und segelten zwischen

den Shetlandinseln südlich ins deutsche Meer hinein. Unterdes trat beinahe völlige Windstille ein, die jedoch von Zeit zu Zeit durch einzelne kurze, aber rapide Windstöße höchst unangenehm unterbrochen wurde. Es waren gleichsam Seufzer der kranken Natur, die sie, nach Genesung sehnend, schwer atmend ausstieß. Unfern der schottischen Küste, deren zerrissene schwarze Felsmassen wir noch deutlich erkennen konnten, während die bereits in Schnee gehüllten Scheitel der Berge hell durch die Nacht leuchteten, steuerten wir langsam der gewohnten Fahrstraße zu, als plötzlich um die Mitternachtsstunde ein unheimliches Lärmen und Rufen der wachthabenden Matrosen uns übrige aus den Hängematten auf das Deck rief.

Die See war ziemlich ruhig, rings am Horizont lagen schwarze, schwere Wolken dicht geballt übereinander, vom niedergehenden Monde an den äußersten Rändern schwach beleuchtet. Auf dem Meere selbst lag die undurchdringlichste Finsternis, die nur von dem hellen Silberkamm einer springenden Welle hie und da unterbrochen ward. Begierig zu erfahren, was die außergewöhnliche Unruhe der Wachen zu bedeuten haben möchte, lugten wir sogleich scharf nach allen Seiten aus und wahrhaftig — noch jetzt rieselt es mir todeskalt durch alle Glieder — das, was wir sahen, machte uns auf einige Minuten stumm, ja völlig leblos!

Etwa drei- bis vierhundert Ellen nördlich von uns stand der schwarze Rumpf eines sehr großen Schiffes auf dem schwarzen Meere, stand, sag' ich, Jungens, denn auf dem ganzen Fahrzeuge war kein Fetzen Leinwand zu erblicken, leuchtete keine Schiffslaterne, ließ sich kein Geräusch vernehmen, kein sterbliches Wesen sehen! Aber Himmel, wie sah das Schiff aus! Alles, was sich über Deck in die Luft erhob, war weiß, lakenweiß! Die Masten, die Segelstangen, die Taue, die Spieren, die Strickleitern. Wie Guirlanden von Alabaster hing das Tauwerk regungslos um die Masten, selbst der Wimpel fiel, wie eine weiße, abwärts brennende Flamme, von der Spille herab!

Während wir nun alle voll Staunen, Furcht und Entsetzen dem grauenvollen Dinge zusehen, kommt es näher an uns heran.

„Halb Steuerbord, Tom!" brüllte der Kapitän, dem die Haare zu Berge stehen. „Es ist bei meiner armen Seele der fliegende Holländer!"

„Ist's nicht, Kapitän," versetzt Tom, den Tabakssaft durch die Zähne spritzend, während ihm vor Graun die Kinnladen wackeln, und alles Blut aus dem Gesicht entwichen ist. „Kann's nicht sein, Herr," fuhr er fort, „denn das Ding hat keine Mannschaft, und das ganze bissel Schiffszeug ist auch nicht aus Totengebeinen zusammengestoppelt; aber der Teufel hat gewiß drauf sein Spiel getrieben, denn 's Ding sieht mein' Seel' aus, wie'n Balg von 'ner verdammten Schiffsseele!"

„Ruf' ich's an?" fragte mich der Kapitän.

„Tut's, Herr," versetz' ich. „'s kann uns nichts anhaben, wenn wir's respektabel behandeln."

So ruft denn der Kapitän durchs Sprachrohr mit zitternder, vor Bangigkeit und Entsetzen gedämpfter Stimme hinüber nach dem gespenstischen Schiff, fragt nach Namen und Kurs usw., aber kein Lebenszeichen wird vernehmbar. Das weiße bemastete Ding rauscht lautlos auf uns zu, wie sehr auch der Steuermann wendet und alle Mann die Segel brassen, um dem Ungetüm zu entgehen. Jetzt ist es nur noch zwei Schiffslängen von uns entfernt, es treibt näher und immer näher, und wie auch Tom unser Fahrzeug steuert, stets folgt es uns, wie das Eisen dem Magnet. Untergang und Tod vor unsern sehenden Augen, erfassen wir Stangen und Haken, denn schon greifen die weißen Segelstangen wie Geisterfinger in unser Tauwerk, durchstoßen unsere Segel, während der schwarze Rumpf sich riesengroß aus den Wogen hebt und wie ein Alp auf unser kleines Schiff drückt. Ein Zusammenrennen zu verhindern, stoßen wir vor Entsetzen laut brüllend unsere Stangen gegen das gespenstische Schiff, um es abzutreiben. Hohl dröhnend hallen die Planken wider, die Wellen spritzen hinauf an den Bord und ein

schriller Ruf, gleich dem Schrei eines sterbenden Menschen, tönt von dem Schiff zu uns herüber. Schon glauben wir uns verloren, da reißt uns ein Windstoß auseinander, das drohende Ungetüm treibt ab, wir sind gerettet!

„Es ist bemannt!“ ruft der Kapitän, dessen Aufmerksamkeit durch den Schrei erregt worden ist. „Seht dort und dort! Gott des Meeres, welch ein Geheimnis treibt hier auf den Fluten umher!“

Aufatmend starren wir dem unheimlichen Koloß nach, es ist still und tot wie früher, kein Steuermann steht am Rade, kein Matrose lugt über Bord, nur auf dem Taffarell lehnen zwei weiße Gestalten an der Brustwehr, regungslos, stumm. Wie Wolken flattern weiße Gewänder um ihre Leiber und geben sie als menschliche Wesen kund. Der Kapitän ruft ihnen nochmals zu, doch wiederum ohne Erfolg, und so verschwindet das Schiff lautlos, wie es gekommen, im Dunst der heranziehenden Wolken. —

Den ganzen nächstfolgenden Tag konnten wir den Eindruck dieses fabelhaften Schauspiels noch nicht bewältigen. Jeder stellte eine neue Vermutung auf, und jeder wußte auch die unwahrscheinlichste mit Gründen zu unterstützen, um sie einigermaßen haltbar erscheinen zu lassen. So kam der Abend, so die Nacht wieder heran. Es sprang eine frische Brise aus Nordost auf, wir setzten möglichst viel Segel auf und flogen rasch vor dem Winde her. Da dunkelt etwas vor uns auf dem Meere. Ist es ein Schiff oder ein Seeungeheuer? Der Steuermann wendet, alles läuft wieder an Bord, sieht mit geschärftem Blick in die finstere Nacht. Der Kapitän läßt rasch die Segel kürzen und unser Schiff behutsam auf das dämmernde Ding zuhalten. Nach kurzer Zeit steht wieder der geheimnisvolle Koloß von gestern vor uns, doch diesmal schwarz, kohlschwarz von Rumpf, Masten und Stangen. Nur am Taffarell lehnen wie in der vergangenen Nacht, als wären es die trauernden Genien des sonderbaren Fahrzeuges, die beiden Gestalten in den weißen Gewändern. Wieder flattert das leichte

Zeug im Nachtwinde, wieder rauschen und spritzen die Wogen um den Rumpf, und so streicht es abermals lautlos, unsere Stangen rührend, hie und da auch eine zerbrechend, in gespenstischer Eile an uns vorüber, verliert sich wieder im Dämmerschein der Nacht. —

Ihr könnt euch wohl denken, daß keiner von uns allen diese rätselhafte Erscheinung aus den Gedanken brachte, daß wir uns neuerdings mit Vermutungen quälten, die darin zusammentrafen, daß wir das Fahrzeug für ein verlassenes Schiff hielten, das nun, den Wellen preisgegeben, herrenlos auf der See umhertrieb. Wie aber ließen sich denn die beiden, offenbar weiblichen, Gestalten erklären?

Im Laufe des nächsten Tages ward das Meer wieder unruhig, ein starkes Wehen aus Südost nötigte uns zu lavieren und trieb uns wieder eine gute Strecke rückwärts nach dem Kanal zu. In der Nacht begegneten uns einige Schiffe, lauter Spaniolen, die, von uns über jenes Fahrzeug befragt, keine Auskunft darüber geben konnten, es auch nicht getroffen hatten. Zwei Tage und zwei Nächte sahen wir es ebenfalls nicht, in der dritten Nacht aber zog es in der Entfernung einer Viertel-Seemeile langsam mit den segelleeren Masten quer an uns vorüber. Die Nacht war hell und der klare Mondschein lag blendend auf dem Deck, zeichnete die Umrisse der Masten und des Takelwerkes auf dem blitzenden Spiegel der schlummernden See. Die beiden weißen Gestalten lehnten noch immer als treue Wächter an der Brustwehr des Taffarell. Es mußten Tote, vielleicht Verhungerte sein — Gott mochte es wissen! Wir entsetzten uns und baten laut zum Herrn der Meere, er möge das irrende Schiff gnädig in die Tiefe versenken! Denn glaubt mir, wackere Jungen, es gibt auf Erden nichts Fürchterlicheres, als ein verlassenes Schiff, das ruhelos durch die Wogen gejagt wird! Es ist nicht anders, als suche es die Seele, den Geist, der von ihm gewichen ist. Wie ein Schatten wankt es über die gipfelnden Wellen, ohne Rast, bis es von ihnen

zertrümmert und verschlungen wird. Als böser Geist der Meere schreckt es die bemannten Schiffe, ein toter Körper saust es warnend an sie heran, als wolle es von ihnen die entwichene leitende Kraft sich wieder erbitten. —

Nach abermals drei Tagen, die wir, vom Winde vielfach geneckt und beunruhigt, zugebracht hatten, erblickten wir mit einbrechender Nacht die Glut der Blüse hier auf Helgoland. Wir lebten neu auf, denn in uns allen hatte sich nach so vielen überstandenen Gefahren eine Sehnsucht nach Land festgesetzt, die an Heißhunger, an Wut grenzte. Unser Kapitän hatte Geschäfte auf dem Lande und hielt also drauf zu. Mir, der ich den roten Felsen meiner Heimat seit acht Jahren nicht mehr gesehen, wollte das Herz vor Freude zerspringen. Ihr alle wißt, wie der Helgoländer sein Stückchen rote Erde liebt, wie er nach ihm auslugt bei stürmischer See und wie er nirgends anders, als hier auf dem Lande sein müdes Haupt zur Ruhe legen mag, wenn es nicht früher schon der Herr der Stürme in sein weißes Schaumtuch bettet.

Dunkel, vom flackernden Feuer der Blüse überstrahlt, deren hohe Flamme sich im Meere widerspiegelte, stieg der gigantische Felsen aus den Fluten herauf, als ein dumpfes Krachen durch die Luft dröhnte. Wir lauschten gespannt und glaubten anfangs, da wir nirgends die Ursache dieses Getöses, das sich rasch hintereinander einige Male wiederholte, entdecken konnten, es habe sich, wie dies zeitweise geschieht, ein Stück des Eilandes abgelöst und sei hinabgestürzt in die brandende See. Tom war der erste, der unsern Irrtum gewahrte.

„Seht da!“ rief er. „Das gespenstische Schiff!“

Wir alle folgten voll Neugier und Entsetzen seinem ausgestreckten Arm und entdeckten nun in der Mitte des weit in die See hinauslaufenden Felsenriffes, das sich an die Sanddüne lehnt, den hohen Rumpf unseres stummen Seglers, bereits entmastet, auf den zackigen Felsenkämmen festgekeilt. Schon raste die Bran-

dung hoch schäumend über das Wrack. Stoß an Stoß erfolgte, und der schwarze Rumpf bäumte sich nur empor, um immer härter aufzurennen und von dem erbarmungslosen Gebiß der See vollends zermalmt zu werden. So oft die Brandung zurückrollte oder in Schaumstrudeln über dem Wrack zerbarst, leuchteten die weißen Gestalten durch die finstere Nacht.

„Laßt den Anker fallen! Setzt das Langboot aus!" kommandierte der Kapitän. „Jetzt endlich wollen wir erfahren, mit welchem Seeungetüm wir es zu tun gehabt haben."

„Schweigend gehorchte die Mannschaft. Sechs Mann, darunter ich, vom Kapitän befehligt, bestiegen das Boot. Ein Segel ward aufgehißt, Ruderschläge unterstützten den Wind, und so durchschnitten wir rasch die geschmeidigen Wellen.

Das stets wache Auge der Helgolander hatte unterdes das gestrandete Schiff ebenfalls entdeckt. Auf dem Vorlande ward es lebendig, die Lotsenglocke rief in hellen Tönen die Schiffer an den Strand. Überall wankten Lichter an der engen Küste, und ehe wir noch die überschäumte Felsenbank erreichten, schossen auch schon von allen Seiten unter behenden Ruderschlägen zahlreiche Boote durch die Flut. Dennoch kamen wir von allen zuerst in die Nähe des Wracks, um das schon losgerissene Planken mit der brüllenden Brandung kämpften. Nicht ohne Gefahr, von den Wogen fortgespült zu werden, erklommen wir das Deck, uns auf dem Fuße folgten die beutegierigen Lotsen. So eifrig aber auch der Küstenanwohner dem Segen des Strandes nachläuft, auf diesem Wrack erlosch selbst die unbändigste Leidenschaft.

Der sich darbietende Anblick war zu seltsam, zu neu, zu furchtbar, um die Leidenschaften aufzustacheln oder ihnen Nahrung zu geben. Das Schiff war bemannt, aber nur mit Toten — mit Toten, wie sie von uns noch kein Auge erblickt hatte, wie keine Feder sie je wird beschreiben können!

Am Mittelmast auf buntem reichen Teppich saßen zwei Män-

ner, sie schienen Vater und Sohn zu sein. Der Ältere, in kostbare Pelze gehüllt, hielt mit der Rechten den einen Arm seines jüngeren Gefährten weich, gleichsam nur fühlend, am Handgelenk umklammert, während sein offenes, starres Auge mit unverkennbarem Ausdruck tiefer Bekümmernis auf dem an seiner Brust liegenden Gesicht desselben ruhte. Auf der Kajütentreppe saß ein Weib, einen toten Säugling an ihren kalten Busen drückend. Sie war jung, von schlanker Gestalt, von üppigen Formen, und selbst im Tode noch engelschön. Ihre langen, glänzend schwarzen Haare flatterten aufgelöst im Winde. Noch sonderbarer war das Schauspiel, das uns in der Kajüte aufbehalten war. Hier lehnten auf den gepolsterten Bänken zahlreiche Leichen, die alle, so schien es, ohne bedeutende Schmerzen verschieden sein mußten. Herabgebrannte Lichter standen noch auf dem Tische oder lagen umgestürzt auf den Dielen. Auch an Speisen und Getränken war kein Mangel. Einige Frauenzimmer lagen tot in ihren Hängematten, neben der einen kniete der Kapitän, sein Haupt war auf die Brust der Toten herabgesunken.

Ihr werdet mir glauben, daß Fassung, Mut, Todesverachtung dazu gehörten, um unter diesen Gestorbenen nicht vor Entsetzen die Besinnung zu verlieren. Und wirklich, mancher von den Lotsen trat kopfschüttelnd, bleich und zitternd den Rückweg an, eilte schaudernd hinab in sein Boot und floh dem Lande zu.

Wir alle hätten wohl in gleicher Verstimmung das Totenschiff verlassen, wäre dem Kapitän nicht ein Blatt in die Hände gefallen, das auf dem Tische in der Kajüte festgenagelt war. Aus diesem erfuhren wir über das Schiff und die Passagiere desselben folgendes:

Das Fahrzeug gehörte einem Portugiesen und führte den Namen Duenna Isaura. Der Kapitän hieß Don Joao Christalvo und war beordert, das Schiff nach Java zu führen. Die Ladung desselben bestand aus Südfrüchten, portugiesischen Weinen und eingemachten Früchten. Auch einige Tonnen Arsenik, desgleichen

mehrere Kisten Zinnober befanden sich darunter. Kurz vor seiner Abreise aus Oporto hatte sich Don Christalvo mit einem jungen schönen Mädchen vermählt, das ihn auf seiner Reise nach Java begleitete. Diese junge Schöne war früher einem heftigen und von Sitten rohen, der äußersten Leidenschaftlichkeit ergebenen Manne von ihren Eltern zugesagt gewesen, hatte jedoch diesem, da sie keine Neigung zu ihm fühlte, niemals versprochen, seine Gattin zu werden. Allein Don Rodriguez bemerkte nicht sobald des Mädchens Liebe zu Christalvo, als er beiden mit der fürchterlichsten Rache drohte, wenn sie sich verehelichen sollten. Die Liebenden verachteten zwar nicht seine Drohung, hofften sie aber durch ihre Abreise unwirksam zu machen. Rodriguez erfuhr ihren Plan, und da er kein Mittel, ihn zu stören, ausfindig machen konnte, so ließ er sich in der künstlichsten Verkleidung auf dem Schiff Isaura als Stewart anwerben.

So war denn der Todfeind der Liebenden diesen unbewußt nahe genug, um sie vernichten zu können. Er wußte, was die Neuvermählten genossen, welchen Wein sie tranken. Darauf baute er seinen satanischen Racheplan. Geschickt weiß er ein Tönnchen Arsenik zu öffnen und eine hinreichende Menge dieses fürchterlichen Giftes in den Wein zu mischen, den beide zu trinken pflegen. So glaubt er seine Rache schlau angelegt zu haben, sich mit barbarischer Lust an dem Todeskampfe seiner Opfer weiden zu können. Wenige Tage nach der Abreise des Schiffes feiert Christalvo seinen Geburtstag und bittet die gesamte Schiffsgesellschaft, die Matrosen nicht ausgenommen, zu Gaste. Alle sind lustig, trinken auf das Wohl des jungen Paares und — trinken sich alle in dem furchtbar vergifteten Weine den Tod! Rodriguez hatte eine so große Menge Arsenik dem Weine beigefügt, daß fast unmittelbar nach dem Genusse der Tod die unschuldigen Opfer rasch dahinraffte. Nur die Frauen, die von dem starken Weine kaum genippt, hatten am meisten zu leiden.

Als nun Rodriguez die entsetzenvolle Wirkung seiner un-

überlegten Tat erblickt, er allein unter allen der einzig Gerettete, stürzt er sich, von der Qual des Gewissens ergriffen, über Bord in die Fluten. Der Kapitän hatte nur so viel Zeit, eine kurze Notiz über das Ereignis aufzuzeichnen, denn binnen wenig Stunden führte das Schiff nur noch Leichen.

Unter den Passagieren befanden sich, wie die Schiffsliste auswies, zwei Schwestern, die einem Bruder nach Sumatra folgen wollten. Dies waren die beiden Gestalten auf dem Taffarell, die uns mit so gräßlichem Entsetzen erfüllt hatten. Sie mochten die geringste Dosis von dem vergifteten Weine genossen haben, hatten dann wahrscheinlich in der freien Luft Linderung gesucht und hier später in trautester Umarmung den Tod erwartet, da das Schiff, aller Leitung ledig, dem sichersten Untergange entgegensegelte. Aus dem Datum auf dem angenagelten Zettel ergab sich, daß schon am Tage nach der grauenvollen Tat der verheerende Sturm ausgebrochen war. Seiner Wut zu widerstehen, hatten sich die Schwestern mit Tauen fest an die Brustwehr gebunden, und so hatte sie, eine an dem Busen der andern ruhend, in schwesterlichem Kusse der Tod umarmt!

Sobald wir nun über das Schicksal des Schiffes uns in Kenntnis gesetzt, eilten wir, den Schauplatz einer so beispiellosen Tat zu verlassen. Auch war es hohe Zeit, denn die tobende Flut rüttelte an dem morschen Wrack mit einer Gewalt, die ihm in kurzer Frist den vollständigen Untergang drohte. Die zahlreichen Toten mußten wir den Wellen als Opfer überlassen, nur die beiden lächelnd hinübergeschlummerten Mädchen nahmen wir mit uns ins Boot, ruderten sie ans Land und beerdigten sie an der Ostseite der Kirche in einem Grabe. Ein kleiner Leichenstein, der jetzt schon durch das Wetter zerstört ist, bezeichnet ihre Ruhestätte.

Am Morgen darauf war keine Spur mehr von dem Wrack zu sehen, auch die Toten hatte mitleidig die See in ihren unergründlichen Schoß begraben." —

Henrick stützte sein greises Haupt in die Hand und schwieg lange. Auch seine Zuhörer, von der Erzählung des Alten ergriffen, wagten nicht zu sprechen. Das Heulen des Orkans, das Prasseln der Steine, die von der rasenden Brandung über die Klippe herauf bis an den Leuchtturm geschleudert wurden, machte sie erst wieder lebendig.

„Das ist wahrhaftig eine Nacht, vor der selbst dem erfahrensten Seemanne grausen kann!" sprach Siemens. „Gott gnade den Schiffen, die jetzt in See sind!"

„Sie sind immer noch besser daran, als solche, die auf der Mündung eines Flusses segeln," versetzte Henrick. „Hohe See bleibt im Sturme der sicherste Ort für ein tüchtig gebautes Fahrzeug, das von kundiger Hand gesteuert, von einem entschlossenen Geiste geleitet wird."

Fanny trat ängstlich und atemlos herein.

„Was ist?" fragte gespannt der greise Henrick.

„Ach ich bin des Todes erschrocken!" versetzte das Mädchen. „Denkt nur: ich gehe hinaus und schleiche mich sacht um den Turm herum, bis wo man hinabsehen kann in die Schlucht, die sich nach Möhrmers-Gatt hinabsenkt. Kaum vermochte ich mich zu halten, so grauenvoll raste der Sturm und trieb die Wogen brüllend vor sich her. Im trüben Schein der Lampen sah der Klippenrand aus, als schlügen blaßrote Flammen an ihm empor. Dann füllte wieder ein salziger Qualm die Luft, daß ich kaum Atem schöpfen konnte. Und nun, ach Großvater, in diesem Toben, Brüllen und Heulen —"

„Nun, was?" fiel ihr Henrick ins Wort, aus dem Lehnsessel strack emporfahrend. Die jungen Männer stülpten ihre Südwester auf die Locken und knöpften ihre weiten, groben Tuchjacken bis an den Hals zu.

„Ach, da hörte ich ein Wimmern, ein so jammervolles Wimmern! Gewiß ist jemand verunglückt!"

„Das klingt seltsam," erwiderte Henrick. „In diesem Wetter

ist keiner von den unsrigen ausgelaufen, und ein fremdes Fahrzeug kann auch nicht gescheitert sein, ohne daß wir etwas davon erfahren hätten. Sollte irgendjemand auf dem Lande zu Unglück gekommen sein?"

„O gewiß, Großvater!" sagte Fanny. „Es klagte gar so ängstlich!"

„Ja, ja, das glaub' ich schon," versetzte Henrich, „allein mein Kind, solchem Klagen darf ein Seemann nicht blindlings folgen. Das sind die bösen Geister des Sturms, die uns verlocken wollen. Wenn sie Appetit nach einem frischen Menschenleben haben, setzen sie sich auf die Gipfel der Nebel und schreien ihren verführerischen Klaggesang in die wilden Lüfte hinaus."

„Laßt uns nachsehen," sagte Siemens. „In solchen Dingen kann man nur den eignen Augen und Ohren trauen."

„Hast recht, braver Junge," erwiderte Henrich, „doch seht Euch vor! Nehmt einen tüchtigen Kabel mit, oder schlingt ihn mir gleich selbst um den Leib. Dann will ich nachsehen und in die Brandung hineinhorchen, als wär's das Liebesgelispel eines jungen Mädchens."

Die jungen Lotsen waren mit diesem Vorschlage zufrieden. Schnell machte man ein haltbares Tau zurecht, umschlang den Alten fest damit, und ging so, Sturm und Wetter trotzend, in die wilde Nacht hinaus. Henrich warf sich sogleich platt auf die Erde, um von dem Salzdunst nicht erstickt zu werden, die jungen Männer, welche den Kabel hielten, lehnten sich, einer den andern mit kräftigem Arme umschlingend, an die Quadern des Leuchtturms. So harrte die Gruppe eine Weile, bis das Brüllen der See, das Geheul der Winde sich auf einige Sekunden mehr in die Ferne verlor. Mit gespanntester Aufmerksamkeit horchten alle in das murrende Getöse hinein, und wirklich ließ sich nun eine deutlich klagende, hilferufende Stimme ganz in der Nähe hören.

„Haltet fest, Jungens!" rief Henrich und kroch wie eine

Schlange auf der kurzen, schmalen Felszunge, die der Höhle Möhrmers Gatt als Überbrückung dient, bis an die äußerste Klippe. Die Lotsen konnten nur an der Bewegung des Kabels das Dasein des Alten erkennen, denn die dunstige Luft und das Überstürzen der brandenden See, die noch säulenhoch über die jähe Klippe heraufspritzte, machte es durchaus unmöglich, irgendeinen Gegenstand zu unterscheiden. Endlich hatte Henrick den beabsichtigten Punkt erreicht und rief mit sturmgewohnter Stimme seinen jungen Freunden zu, das Tau, sobald er daran rütteln würde, zurückzuziehen. Indem ließ sich die seltsame Stimme abermals hören, klagender, anhaltender, unendlich verführerisch, beinahe in schmelzenden Tönen. Die Lotsen sahen einander erstaunt an, ohne zu sprechen, dann lauschten sie wieder, und dieselben Klagelaute zitterten über den bebenden Fels.

Jetzt riß Henrick heftig am Kabel, eiligst zogen die Lotsen den Alten von seinem gefährlichen Standpunkte zurück, ihn mit Fragen bestürmend.

Henrick lächelte schlau, schüttelte seine weißen Haare, daß der Seestaub um ihn herflog, und bedeutete seinen Gefährten, ruhig ins Haus zurückzugehen.

Mit neugierig glänzenden Augen und ängstlich klopfendem Herzen trat Fanny den Zurückkommenden entgegen. Henricks stilles, listiges Lächeln beruhigte sie zwar schnell, regte aber ihre Neugier nur noch mehr auf. Dennoch wagte sie den Alten, dessen Eigentümlichkeiten sie kannte, nicht zu fragen. Sie half ihm Kabel, Sturmhut und Teerjacke wieder an Ort und Stelle schaffen, schürte das Feuer aufs neue an und wartete geduldig, bis es dem Großvater zu sprechen belieben würde.

„Es war richtig so, wie ich ahnte," sagte dieser nach einer langen Pause, und sah dabei die jungen Leute mit einem bedeutsamen Blicke an. „Die Nymphe der Insel ruft," fuhr er fort, „das schöne bezaubernde Ungetüm! So pflegt sie immer zu tun, wenn sie junge, hübsche, kecke Mannsbilder in der Nähe weiß.

Denn, wie alles kokette Weibsvolk, müßt ihr wissen, so treibt es absonderlich diese unsere Nymphe. Liebste und Anbeter kann sie nicht genug kriegen, und man sagt, solange ihr noch alljährlich ein junger helgolandischer Lotse zum Opfer fällt, steht das Land gegen Sturm und Flut gesichert, unterläßt sie aber, ihren Tribut zu fordern, dann versinken die letzten Trümmer unserer Insel in die Tiefe!"

„Hast du sie einmal gesehen, Großvater?" fragte Fanny. „Ich möchte doch gar zu gern wissen, wie sie aussieht!"

„Nein! Der Herr der Meere hat mich davor bewahrt," erwiderte Henrick. „Aber ich kannte einen braven Jungen, der ihrem Rufe folgte, sie sah, wie sie in Nung-Gatt ihre Haare sich schmückte, ihr entgegeneilte und elend umkam. Wollt ihr mir zuhören, so will ich euch diese Geschichte noch erzählen."

Man bat einstimmig darum, der Alte schlürfte schmatzend seinen Grog aus, schob ein frisches Stück Tabak in den Mund und begann wie folgt:

„Nicht gar lange nachdem die Engländer von unserm Felseneilande Besitz genommen hatten, fiel es dem Mylord Gouverneur — seinen Namen habe ich vergessen — ein, die Insel von allen Seiten genau zu besichtigen. Hatte der schlaue Mann wahrscheinlich die Absicht, die ganze rote Klippe in eine Festung zu verwandeln, denn es war dazumal gerade der heftigste Kampf zwischen England und Frankreich entbrannt. Die reichen Insulaner haben, wie ihr wißt, alle die seltsamsten Gedanken, und wo's ein Abenteuer gibt, dahin wenden sie sich. Kaum segelt Mylord die Nordwestseite Helgolands entlang, und gewahrt die phantastischen Trümmer, die tiefen Klüfte, die gewaltigen Kanten, Klippen und Hörner, als es ihm klar wird, daß dieser zerbröckelnde Felsblock weniger zu einer Festung, als zu einem absonderlichen Schauspiele geeignet sei.

Mylord war ein Mann von Geschmack, dem Romantischen über die Maßen ergeben. Er befahl daher kurz und bündig,

daß man alle leeren Teertonnen sorgsam aufbewahren und beim nächsten hellen, stillen Wetter auf die Nordseite der Insel schaffen solle. Hier ließ er sie dann in die Spalten und Klüfte einkeilen, um sie bei stiller Nacht zur Zeit der Ebbe anzünden zu lassen, wovon er sich, wie sich als gegründet erwies, eine großartige, wahrhaft bezaubernde Illumination sowohl der Insel wie des ruhigen Meeres versprach."

„Es war August und wir durften nicht lange auf heitern Himmel, auf milden, warmen Südwind warten, der kaum die Oberfläche der See leicht kräuselte. Sie zitterte nur, als ob sie dem ungewohnten Schauspiele einladend entgegenlächelte."

„Gegen Mittag trat völlige Windstille ein, das Meer glich einem unübersehbaren, glänzenden Spiegel, aus dem Sonne und Himmel in reinster Pracht hervorstrahlten. Die Ebbe legte alle Klippen bloß, und die warme Luft lockte das verborgenste Seegewürm herauf ans Tageslicht. Tausende von Quallen und Mollusken, dunkelblau, rosafarben und violett, tauchten aus der Tiefe auf und schaukelten, sich wie Seeblumen aufblätternd, auf dem Gewässer. Soweit das Auge den Strand übersehen konnte, entdeckte es überall diese lebendigbewegten roten und blauen Rosen des Meeres. Dazwischen flimmerten die zackigen Seesterne, auf hellgrünem Grunde schwebten phantastische Spinnen um das zarte Geäst der leis schwankenden Polypen, die ihr braunrötliches Gefieder bald federartig auseinanderschlugen, bald wieder furchtsam es zusammenzogen und es dann auf den zellenartigen, grauen Stengeln noch lange fortzittern ließen."

„Nach acht Uhr des Abends hatte die Flut die höchste Höhe erreicht, das Wasser sank schnell, und nun rüstete man die Schaluppen. Bei steifem Südwinde, den man kaum fühlte, liefen an die achtzig Boote aus, alle stark besetzt. Mylord Gouverneur mit seiner Begleitung ließ sich eine hübsche Strecke ins Meer hinausrudern, bis er die ganze Nordwestseite der Insel vom Hengist bis zum Sathorn übersehen konnte. Mittlerweile ward es dunkler,

das Meer leuchtete, als wäre es mit indischen Feuerfliegen überschüttet. Eine Rakete, die Mylord aufsteigen ließ, gab den am Strande befindlichen Lotsen das Zeichen, die Teerfässer auf einmal anzuzünden. Es geschah, und in der Tat, das Schauspiel war von der Art, die bei jeder Beschreibung nur verlieren muß. Genug, das Meer glich einem rollenden Feuer, die Klippe, von der Glut hier gerötet, dort in Schatten gestellt, hätte gewiß jeder von euch willig für die Eingangspforte in Plutos Reich gehalten. Und damit die Täuschung recht vollkommen werde, führten junge, kräftige Burschen scherzweise im Schein der hohen Flammen Faustkämpfe auf, so daß ihre ringenden Schatten hundertfach vergrößert gegen die riesigen Felswände fielen und dadurch die Möglichkeit eines Geisterkampfes jedem Zuschauer vor Augen führten.

Einer der hübschesten jungen Fischer, Jakob, der einzige Sohn einer armen Witwe, hatte den Auftrag übernommen, die große Höhle Möhrmers-Gatt auf das vorteilhafteste zu beleuchten. Er führte seinen Auftrag zur allgemeinsten Zufriedenheit aus und mußte, weil sich die englischen Herrschaften an dem eigentümlichen Schauspiel nicht satt sehen konnten, noch eine zweite Teertonne der ersten beifügen.

Ein solcher Jubel, eine so allgemeine Teilnahme aller Helgolander war kaum noch erlebt worden. Greise, Weiber und Kinder umstanden in dicht gedrängten Haufen den hohen Rand der Klippe und gaben durch die wunderlichen Gruppen, die sie bildeten, durch ihre Tracht, ihre Gebärden und vornehmlich durch die grellen Lichter, welche die Glut auf sie warf, gleichsam ein Schauspiel im Schauspiel, so neu und großartig, daß allen, Darstellern und Zuschauern, die Zeit unbeachtet verrann."

Ein Teil der Nacht verging, und noch immer dachte niemand an die Heimkehr. Da hieß es auf einmal: „Die Flut ist da!", und nun eilte alles nach den Booten, um vor dem Heranstürzen der Brandung aus dem Bereich der gefährlichen Klippen zu kommen. In der Eile, denn schon brauste das Meer dumpf und

hohl auf, und weiße breite Schaumgürtel zischten über das schlüpfrige Gestein, achteten die bei der Beleuchtung tätig gewesenen Lotsen nicht genug auf ihre Kähne. Jeder war zufrieden, wenn er sich nur geborgen wußte, handhabte wacker das Ruder und suchte so bald wie möglich die Südspitze der Insel zu erreichen.

Jakob hatte sich verspätet, denn als er über das Getrümmer aus der Höhle an den Strand steigen wollte, traf ein klagender Hilferuf, von Yung-Gatt herüber sein Ohr. Er lauschte, sah mit scharfem Auge nach der nahen Höhle und bemerkte auf dem dunkel erhellten Grunde ein Weib in faltigem blauen Gewande, von schimmernd weißem Gürtel umfangen. In dem Glauben, es habe ein Boot von der Gesellschaft des Gouverneurs, unter der sich auch einige Frauen befanden, unbemerkt an der Insel angelegt und sei, von der Flut überrascht, in Gefahr geraten, rief er dem trügerischen Bilde laut zu, eilte an den steilen Felswänden, gegen die bereits der weiße Meeresschaum spritzte, nach der Höhle, um die Bedrängte zu retten, erstaunte aber nicht wenig, als er kein menschliches Wesen ringsum erblickte. Der schon früher vernommene helle, durchdringende und wimmernd austönende Klageruf erscholl jetzt aufs neue, aber Jakob im Rücken. Der junge Lotse kehrte sich um und gewahrte mit Entsetzen, daß dieselbe trügerische Gestalt ihm jetzt von Möhrmers-Gatt herüberwinkte! Nun wußte er, daß es die Nymphe der Insel sei, daß sie ihn verlocken, ins Unglück stürzen wolle, und entschlossen, einen Blick auf das aufbrausende Meer werfend, rannte er so schnell als möglich an den Felswänden hin zurück, um sein Boot noch beizeiten zu erreichen. Schon rauschte die Brandung um seine Knie, das rote, schlüpfrige Gestein war mit schneeweißem zischenden Schaume bedeckt, kein Schritt ohne Gefahr, und nur die gewandte Kraft durfte hoffen, ohne Unfall dieser mißlichen Lage zu entrinnen.

Er trat keuchend in die Höhle, sprang über die Blöcke mitten in den Brandungsnebel hinein nach dem Orte hin, wo sein Boot

lag. Es war verschwunden, ein anderer hatte sich desselben bemächtigt! Jakob hielt die Hände an den Mund und schrie mit furchtbarer Anstrengung auf die See hinaus, wo noch einige Boote, freilich in beträchtlicher Entfernung, der Südspitze zusteuerten. Mehrmals wiederhalte er seinen Notruf, immer aber hörte er nur die verführerische, klagende Stimme, die ihn verlackt hatte, darauf antworten, und so oft er, fast unwillkürlich, seine Blicke rückwärts wandte, trat das unheimliche Frauenbild aus dem Nebel der Höhle, winkte ihm liebreich mit der weißen, zarten Hand und suchte den ganz Verwirrten durch immer schmeichelndere, wehmütigere, herzzerreißendere Töne in den gewissen Tod zu locken.

Das immer heftigere Herandrängen der Wagen riß Jakob aus seiner Apathie, er drückte sich dicht an den Felsen, mit den Nägeln die spärlichen Ritze suchend, die Wind und Wetter darin zurückgelassen. So, mehr schwebend als gehend, griff sich der Verlassene bis an das Südhorn fort, oft von dem Brandungsschaume ganz überschüttet und in Gefahr, von dem harten Anpralle einer Welle in die See geschleudert zu werden.

Die scharfe Spitze des Felsens, wie ihr wißt, selbst bei Tiefebbe noch einen Fuß hoch mit Wasser umspült, war nun bereits so von den Wellen umbraust, daß kein lebendiges Wesen sie umschreiten konnte. Ganz ermattet ließ Jakob die Arme sinken, die Blicke rückwärts wendend nach dem gefährlichen Pfade, den er kaum zurückgelegt. Die verführerischen Töne der Nymphe klangen wie ein süßer Trauergesang durch das Toben der Flut. Ihm war es, als hörte er sich vernehmlich mit Namen rufen, und als käme die Stimme jetzt hoch aus der Luft, von dem Rande der Klippe herab. Er gab Antwort, er schrie, daß ihm die Brust schmerzte, bis an die Hüften im Meerwasser stehend, die blutenden Finger in den roten Stein geklammert. Da rief es wieder vom Meere her, dann vor ihm, und nun von allen Seiten auf einmal!

Er gab sich verloren, ermattet sank ihm das Haupt auf die

Brust, eine Welle stürzte heran, riß ihn los und rollte ihn vom Felsen hinweg in die See. Er ward heftig gegen einen Stein geworfen, mechanisch faßte er danach, umklammerte ihn, hob sich über die Flut empor und sah sich an einem steil aus dem Wasser aufsteigenden, völlig isoliert stehenden Felsen hängen. Links dämmerte die verräterische Höhle, noch schwach von dem verglimmenden Feuer beleuchtet, rechts hob sich die Düne wie ein silberner Schleier aus dem dunkeln Meere. Er hing an dem „Mönche" (den eine Sturmnacht im November 1838 zertrümmerte), dicht unter dem Südhorne. Die Verzweiflung gab ihm Riesenkräfte, der geringste Haltepunkt ward ihm zur Stütze, und so schwang er sich mit zerquetschten Gliedern immer höher an dem Gestein hinauf, bis er glücklich die Spitze erreichte und auf der schmalen Fläche einen kargen Ruhepunkt fand.

Todesmatt, von Schmerzen gepeinigt, vom Seewasser durchnäßt, kauerte sich Jakob auf den einsamen Trümmern zusammen, schlang die Arme fest ineinander und sah starr auf das Kräuseln, Rollen, Toben und Brodeln der flutenden See hinab.

Obwohl die zurückgekehrten Lotsen ihn am Lande vermißt hatten, fiel es doch keinem ein, daß er verunglückt sein könnte, und so ging jeder, zufrieden mit dem gehabten Genusse, in seine enge Behausung. Nur Jakobs alte Mutter wartete vergebens auf ihren Sohn. Sie hörte die muntern Stimmen seiner Genossen, das fröhliche Gekicher der Mädchen, die sie begrüßten, sie in ihre Hütten begleiteten. Anfangs glaubte die alte Frau, ihr Sohn sei mit einem seiner genaueren Bekannten heim gegangen, und so nickte sie, sorglos neben dem Herde sitzend, ein. Es dämmerte schon, als sie erwachte. Ihr erster Blick fiel auf das unberührte Bett, Jakob war noch immer nicht zurückgekehrt. Eine unsägliche Angst bemächtigte sich ihrer, denn sie war es gewohnt, daß ihr Sohn pünktlich von seinen Ausflügen heim kam. Sie schob mit zitternder Hand die kleinen, schneeweißen Vorhänge von den Fenstern und sah hinaus. Totenstille lag

auf der schmalen Gasse, ein blaßroter Schimmer dämmerte im Osten über der See, der Wind hatte sich erhoben und pfiff um die kleinen Giebel der Häuser. Auf dem Meere hüpften die Wellen gleich weißen Lämmern.

Das Knarren einer Tür ermunterte die Unschlüssige. Ein paar Häuser weiter trat ein Fischer heraus, Wind und Himmel prüfend. Er schüttelte den Kopf und wollte wieder ins Haus zurückgehen, als ihn Jakobs Mutter anrief.

„Guten Morgen, Görmers," sprach die Alte. „Wollt Ihr schon auf den Fischfang?"

„You well!" versetzte der Lotse, „der Wind ist nur nicht steif, und die Streifen dort über der Düne gefallen mir gar nicht."

„Ja, ja," entgegnete die Alte, „aber sagt mir, wo ist denn mein Jakob geblieben? Die ganze Nacht hat er sich nicht sehen lassen."

Wie der Blitz stand Görmers an ihrer Seite. „Wie? Jakob, sagt Ihr? Jakob ist nicht nach Hause gekommen? Ich vermißte ihn nachts beim Anlanden, aber die andern behaupteten, er käme mit den letzten."

„O barmherziger Gott!" rief die Alte und schlug die abgezehrten Hände über die blöden Augen.

„Seid still, Mutter," sagte Görmers, die Zitternde in ihr Haus geleitend. „Ich gehe sogleich, mich zu erkundigen, und verspreche Euch bei meiner Lotsenehre, den wackern Jungen zurück in Eure Arme zu führen."

In kurzer Zeit hatte Görmers seine nächsten Bekannten zusammengerufen und sie von dem Ausbleiben Jakobs unterrichtet. Bei dieser Kunde erinnerten sich einige, daß sie während der Rückfahrt eine rufende Stimme aus der Ferne gehört, diese aber in der Meinung, es möge das trügerische Seufzen der brandenden See sein, unbeachtet gelassen hatten. Bekannt mit den Strömungen der Flut um Helgoland beschlossen sie sogleich einstimmig, die

Boote zu besteigen und nach der Südspitze der Insel zu rudern. Noch vor Sonnenaufgang, als eben die Flut ihre höchste Höhe erreicht hatte, ging eine kleine Lotsenflotte in See, auf die Bewegung der Wogen genau achtend und jeden Gegenstand, der auf dem Meere trieb, scharf ins Auge fassend. Als sie das Südhorn erreicht hatten und des von den Wellen umspülten „Mönchs" ansichtig wurden, ließen fast alle unwillkürlich die Ruder sinken. Niemand sprach, jeder starrte nur den Fels unverwandt an. Endlich sagte Görmers: „Drauf und dran, Jungens! Was uns auch der Morgennebel da vor die Augen stellen mag, ein Gespenst kann's nicht sein!"

Die Boote trieben nun näher, die Lotsen erkannten in der zusammengekauerten Gestalt, die regungslos auf dem Felsen hockte, einen Mann und riefen ihn an. Da bewegte sich die Gestalt, breitete die Arme aus, wollte sich erheben und stürzte lautlos in die Flut. Die Wellen rollten sie sanft den Booten entgegen, und nach wenigen Sekunden war der verunglückte Jakob gerettet. — Aber niemand erkannte in dem Geretteten den jungen, kräftigen, blühenden Lotsen. Ein alter Mann mit greisen Haaren, schlaffen Zügen, verstört blickenden Augen kauerte zusammengekrümmt, stumm, schauernd im Boote. Man fragte ihn nach seinen Erlebnissen in der vergangenen Nacht, er gab keine Antwort. Leis flüsternd nur ahmte er die Klagetöne nach, die ihn verlockt hatten, und sprach dabei blöd lächelnd: Hört ihr die Nymphe? Hütet euch vor ihr, sie ist grausam und jagt euch mitleidlos in den Tod!

Es währte geraume Zeit, bevor Jakob aus seinem Irrsinn erwachte. Zwar erholte er sich wieder von den Qualen der auf dem Mönche zugebrachten Flutnacht, sein Haar aber, das die ausgestandene Todesangst gebleicht hatte, blieb weiß und machte ihn vor der Zeit zum Greise. Jakobs Mutter, obwohl hoch erfreut, den Sohn lebendig wieder zu sehen, entsetzte sich über die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen war, so heftig, daß sie bald darauf starb. Jakob selbst entsagte fast gänzlich dem See-

leben, er ward stumm und in sich gekehrt, und wenn ein Sturm im Anzuge war oder die Lotsen über Gebühr lange auf dem Fischfange blieben, ging er hinaus auf die Klippe, setzte sich mit zusammengeflochtenen Armen an den äußersten Rand des Felsens und sah unverwandt nach Möhrmers-Gatt hinab, meist leise vor sich hin jene unheimlichen Töne summend, die ihn verlockt hatten, dieselben, die wir heute gehört haben und den Gesang der Nymphe des Landes nennen. So lebte er still und eingezogen mehrere Jahre, bis ihn ein Windstoß von seinem Sitz auf der Klippe einstmals hinab in die Fluten schleuderte. Seine verstümmelte Leiche warf die Brandung an derselben Stelle aus, wo er seiner Aussage nach den Gesang der Nymphe zuerst vernommen hatte. —"

„Hu!" sagte Fanny und schüttelte sich, als Henrick schwieg. „Ihr wißt schauerliche Geschichten, Großvater. Gott behüte einen jeden vor unserer Nymphe!"

„Man sagt ihr nicht viel Gutes nach," erwiderte Siemens, „indes hat man auch Beispiele, daß, wenn sie es mit einem spaßhaften Gesellen zu tun bekam, sie recht gegen ihre Natur dem muntern entschlossenen Burschen zu einem soliden Glück verhalf."

„Das tun die Nymphen immer," erwiderte neckend Fanny.

„Wenn sie dir gleichen, meine Holde," versetzte Siemens. „Darin sind sie ganz Weiber. Sie tun nur freundlich mit solchen, die ihnen zu rechter Zeit die Spitze bieten."

„Willst du es drauf ankommen lassen?" lachte Fanny.

„Immer geh' drauf ein, mein Junge," fiel Henrick ein. „Jetzt aber noch ein frisches Glas und eine lustige Geschichte. Der Sturm musiziert dazu so wacker, daß es eine Schande wäre für tüchtige Lotsen, wenn sie dem braven Musikanten nicht ein herzhaftes, lustiges Lebehoch ausbringen wollten. Holla, ihr Bursche, und du, keckes Mädel von unserm gesegneten Lande, es lebe der Sturm, der uns nährt, uns erfreut und labt mit allen heiteren Gaben dieser Welt, der uns seit Jahrtausenden unser Wiegenlied und unsern Grabgesang singt! Er lebe hoch!"

Heiter anklingend stießen die Lotsen, stieß Fanny an. „Nun deine Geschichte, Großvater," sagte das Mädchen, „und ist's möglich, so laß sie recht lustig sein."

Henrick lächelte in seiner schlauen Manier, stopfte sich ausnahmsweise eine Pfeife, was er nur zu tun pflegte, wenn er sich in ganz behaglicher Stimmung befand, und setzte sich, das dampfende Glas vor sich, bequem in seinem Stuhle zurecht.

„Um die Mitte des Septembers waren wir alle eines Sonntags in der Kirche und dankten Gott in recht vernehmlichem Gesange, den manche Landratte ein unmelodisches Geschrei zu nennen beliebt, für glücklichen Fischfang und gesegneten Strand. Die Luft blies scharf aus Norden, war trüb und neblig, und schwehlte wie dünner Rauch um die Klippe. Bei alledem war's aber ein Morgen für 'nen tüchtigen Seemann, wie er ihm das Herz erfreuen konnte. Unser Herr Pfarrer, ein Mann schon bei Jahren, aber ein recht eingefleischter Helgolander, der wie einer auf dem Lande die Sitten aufrecht zu erhalten wußte und, galt's einen derben Spaß, lieber der erste als der letzte dabei war, stand auf dem Predigtstuhl und hielt eine Rede, daß die Seehunde vor Freude hätten auf die Klippe spazieren gehen mögen. Meine Tage habe ich seitdem nicht mehr so klar, verständlich, handgreiflich und überzeugend die Wohltaten des Strandrechtes herausstreichen hören. 's war mit eins eine vollkommen ausgewetterte Teerjacke, der Mann, obwohl er 'nen schwarzen Rock trug. Ihr könnt euch denken, daß wir nicht wenig aufspaßten, dem klugen Herrn beifällig zunickten und ihm recht von Herzen beipflichteten; ja es gab etliche — und es waren nicht die schlechtesten Männer — die sich in ihrer Seelenvergnügtheit nicht halten konnten, und dem Redner deshalb ein recht herzhaftes Hurra! zuriefen. Das störte aber unsern Mann nicht. Er kannte seine Leute, wußte, daß eines Seemanns Andacht und Religion ein ganz ander Ding ist, als das Geplärre, Gewinsele und Gepinsele betender Landratten, und darum sagt' er weiter nichts als: Dank' euch, Jungens! und fuhr fort im Text, als hätt' ihn keine Mücke gestochen. Seht, da wird

die Kirchtür weit und breit aufgerissen, unser Ausrufer, auch ein munterer Bursche, der sein Dutzend Gläser steife Grogs mit jedem Matrosen ausstach, ohne deshalb zu lallen, stolpert herein, daß er in der Eile der Länge nach auf die Fliesen fällt und sich 'ne faustdicke Beule auf die Stirn schlägt. Fluchend krabbelt er sich wieder auf, wischt sich mit 'nen Zipfel seiner lecken Buffernntje das Maul, und als ihn der Pfarrer in seiner unerschütterlichen Ruhe von der Kanzel herab fragt: „Matjes, was fällst ins Gotteshaus und störst de Andacht, wenn de nichts ausz'rufen hast?“ stellt sich mein Bursche mit ausgegrätschten Beinen zwischen die Bänke und schreit, daß die Scheiben klirren: „De Vaagel sind da!“

„Damit nimmt er wieder Reißaus. Wir, nicht müßig, stülpen die Filze auf, rufen: Hussah, de Vaagel! Mein Pfarrer klappt's Buch zu, schlägt drauf mit der Faust, daß es kracht, sagt: Amen! und spricht zu uns, die Hand ausstreckend und ein Ding, wie ein verdorbenes Kreuz oder 'nen Anker oder so 'was in die Luft kritzelnd: „Gott's Segen mit euch, werd' gleich wieder bei euch sein!“ und holter die polter klappert er die Kanzelstiege herab, trollt in die Sakristei und schmeißt die Tür hinter sich zu, daß eins der lecken Bretter, wie von 'nem guten Windstoß abgerissen, an den Boden fliegt.“

„Natürlich stürzen wir Hals über Kopf ins Freie. Heida war das 'n Anblick, Jungens! Die graue Luft, so lang und breit die Klippe ist, war belebt von glänzendem Geflügel. Die Jungen brüllten schon vor Lust, schossen mit Bolzen nach den armen Dingern und wußten sich vor Ausgelassenheit und Übermut nicht zu zügeln! Genug, der erste Schnepfenschwarm mit untermengtem andern luftigem Gewürm kam auf seiner herbstlichen Wanderung aus dem Norden über die Insel. Ihr wißt, welch ein Leben das gibt, aber ich sag' euch, 's ist nicht zu vergleichen mit ehedem! Jetzt geht alles hübsch ruhig und verflucht langweilig zu, aber damals hielt sich jeder für 'nen freien König, was er auch war, und 's gab 'nen prächtigen Spektakel beim Vogelfang.“

„Jeder lief nach seinen Netzen und mit diesen hinaus auf die Klippe. Da hättet ihr nun die Lust sehen sollen! In weniger als gar keiner Zeit, wie der Irländer sagt, waren die Stangen mit Netzen überzogen, in denen sich die dummen Vögel, keine Gefahr ahnend, zu Tausenden fingen. Wir sind eben im besten Zuge, seht, da kommt mein Pfarrer, den Priesterrock auf dem Rücken, einen Dreimaster auf dem Kopfe, angetrollt."

„Schon so fleißig dabei, Kinder?" ruft er uns schmunzelnd zu. „Immer drauf, ich werd' euch gleich helfen."

„Wo haben Sie denn's Netz gelassen, Herr Pfarrer?" fragte einer von uns, der es sieht, daß der muntere Diener des Herrn mit leeren Händen gekommen ist.

„Da ist's!" ruft dieser unter herzlichem Lachen aus, und riß sich den Priesterrock von der Schulter, der allerdings insofern ein Netz vorstellen konnte, als die Motten ein Zeugnis ihrer gesunden Freßwerkzeuge darin abgelegt hatten. „Meine Frau hat's Netz verträdelt," sagt er, „sollt's denn das Ding da nicht auch versehen? Steht's doch geschrieben in der Schrift, daß wir Fischer und Vogler sein sollen, warum also nicht das Kleid, das wir tragen, dazu benutzen? Ich will's versuchen, was die heilige Farbe tut. Komm, Matjes, hilf mir den stattlichen Fetzen auf die Stangen bringen."

Gesagt, getan! Der schwarze Rock wird ausgespannt, und ich schwör's euch zu, Jungens, es blieben nicht wenig Schnepfen in dem zerfahrenen Gewebe hängen! Der Herr Pfarrer wollte sich totlachen über den lustigen Vogelfang. Wie ein General stolzierte er mit wehenden Hemdärmeln durch die Kartoffelallee, jubilierte, sang, zankte, half da und dort ein Netz mit zuziehen, und trieb die tollsten Dinge für einen Mann in seinem Stande. Denkt aber nicht, daß ihm das etwas schadete bei uns Helgolandern! Im Gegenteil, es brachte ihn erst recht zu Ansehen, weil's ihn als echten, derben, treuen und wackern Sohn des Landes darstellte.

Ein paar Stunden mochten so verstrichen sein unter Jubel und Lärm aller Art. Stoßweise lagen die armen Vögel mit zugeschnürten Kehlen die Klippe entlang. Auch die Beute des Pfarrers war recht ansehnlich ausgefallen, denn unterdes hatte ihm die Frau das verkramte Netz gebracht, so daß er nunmehr, wie er's nannte, auf heilige und profane Art die armen Dinger einfing. Er teilte sie in zwei Parten, und nannte jene die Seligen, diese die Verdammten, alles gar munter und harmlos. Endlich ward der Zug dünner, und bald schwärmten nur noch vereinzelte Nachzügler ängstlich kreischend und hin und her lavierend über die Klippe.

Wir zogen nun die Netze ein, zufrieden mit unserm Fange. Unser Pfarrer aber, der nun einmal bei Laune war, hatte den Spaß noch nicht satt. „Halt," rief er uns zu und trat gleich hier nebenbei auf den Moderberg, indem er hastig den zerrissenen Priesterrock anzog. „Heut morgen ward meine Predigt unterbrochen, jetzt ist der Vogelfang unterbrochen worden. Es ist nun nicht mehr als billig, daß ich das Versäumte nachhole. Laßt uns dem Herrn für unser Glück danken. Und damit, seht, fährt er richtig in seinem Sonntagstexte fort, ernsthaft und würdig, daß sich ein ehrliches Lotsenherz wohl daran erfreuen konnte. Im Eifer der Rede, grade bei einer Stelle, wo von dem Ruhm der Insel gesprochen wurde, wird er nun aber so begeistert, daß er rasch seinen Dreimaster zieht und ihn in die Luft schwenkt. Es wäre wohl niemand eingefallen, über diese extravagante Lebhaftigkeit zu lachen, doch diesmal vermochte keiner an sich zu halten. Denn mit dem Hut hatte der gute Pfarrer auch seine Perücke abgezogen und stand nun mit spiegelheller Glatze vor seinen Zuhörern. Die Perücke, von der Bewegung dem Hute entfallen, flog lustig gaukelnd im frischen Winde über die Klippe, von ein Dutzend Vögeln schreiend umkreist, die wohl irgendein Unding darin erkennen mochten.

„Daß dich!" rief der Pfarrer, ohne aus der Fassung zu kommen. „Es ist, als sollt' ich euch heute Gottes Wort nicht ver-

kündigen. So sei's denn hiermit genug. Amen! — Jetzt kommt und fangt meine Perücke ein!"

So sprechend, lief er eilig dem Gezipfel nach, das hin und wieder von einem Vogel gezaust wurde. Er schritt so wacker aus, daß der Priesterrock wie ein schwellendes Segel hinter ihm herflog. Aber die Perücke schien mit fixer Luft gefüllt zu sein. Sie tanzte in tausend lustigen Sprüngen, sich oftmals überstürzend, vor ihrem Verfolger her, wartete schwebend zuweilen ein wenig auf ihren Besitzer und flog, sobald der Pfarrer gierig darnach griff, rasch wieder weiter. Es war das allerburleskeste Schauspiel, das man sehen konnte! — So lockte denn der zerraufte Haarschmuck den keuchenden Pfarrer bis an den Absturz der Klippe. Hier machte das Ding nochmals Halt und den Verfolgern ein beinahe komisches Kompliment, dann aber wirbelte es, vom Winde gefaßt, übers Meer hinaus und hat wahrscheinlich mit den Schnepfen eine Reise in südlichere Regionen gemacht. Zurück kam sie nicht, kann's euch versichern!

„O, du Wächter meines Hauptes, du Amme meiner Gedanken," rief er der treulosen Perücke nach, „warum willst du deinen Herrn verlassen? Du gehst wirklich? Nun so fahre hin mit meinem Fluche, und wenn mein Haupt den Schnupfen kriegt, wenn meine Gedanken an Verstopfung leiden, so falle auf dich, Treulose, alle Schuld!"

Das Gelächter der Zuhörer, so wie sein eigenes verhinderte ihn weiter zu sprechen. Er trat in unsere Mitte, sagte uns Dank für unsere Liebe und bat uns, wir möchten ihn doch, als Sieger des Tages, der allein im Kampf verwundet worden sei, nach Hause begleiten. — Ihr mögt euch wohl denken, daß sich niemand ausschloß, daß wir in der glücklichsten Stimmung von dem heitern Herrn schieden, und auf sein Wohl, auf die unterbrochene Predigt und die tanzende Perücke noch manches Glas leerten." —

Henrick schloß unter übermäßigem Lachen seiner vergnügten

Zuhörer die Erzählung, und ihm selbst liefen die heißen lustigen Tränen die Wangen herab.

Draußen tobte noch immer der Sturm, heulte und klagte wimmernd in dem zerrissenen Gestein. Doch niemand achtete jetzt der wehklagenden Stimme. Die jungen Lotsen schüttelten dem Alten dankend die Hand, rückten ihre Südwester in den Nacken, küßten Fanny und verließen, unter der glückbringenden Verheißung des Turmwächters, daß der nächste Tag ruhiges Wetter bringen werde, ergriffen, belehrt, erheitert das Haus am Leuchtturm.


Princeton University Library
32101 069172912